

Kürbiskern



GROÙE FREIHEIT

2/86
APRIL



Der Schoß ist fruchtbar noch...

Dieser Ausspruch Bertolt Brechts hat nichts an Aktualität verloren. Im Gegenteil. Neonazistische und faschistische Umtreibe gehören schon wieder zum Alltag in der Bundesrepublik – vielfach geduldet.

Die **UZ** duldet nichts, sie klagt an. Nennt Ursachen, klärt auf. Durch aktuelle Berichterstattung, aber auch durch historische Aufarbeitung. Damit niemand sagen kann, er habe nichts gewußt.



Die **UZ** können Sie probelesen:
14 Tage kostenlos und unverbindlich.
Anruf genügt: 02101/590321, Kollege Duisberg.
Oder schicken Sie uns diesen Coupon.

Coupon einsenden an:
Plambeck & Co, Postfach 101053, 4040 Neuss 1
01-01-KÜRBISKERN-86-01

Umschlaggestaltung: Steffen Schauberger

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

...GROSSE FREIHEIT

<i>Imme Rupprecht: Kunst-Kitzel</i>	3
<i>Zu diesem Heft</i>	5
<i>Artur Troppmann: Erinnerungen</i>	7
<i>Max Fürst: Brief an Dieter Claessens</i>	9
<i>Eckart Menzler: Das Strickmuster</i>	14
<i>Jochen Kelter: Derfrangers Zeit · Tod in Heidenheim</i>	36
<i>Uta Rappenstein: Wir gehen durch das Dorf so wie damals</i>	43
<i>Horst Hensel: Hand in Hand mit Rosa</i>	47
<i>Peter Pollak: Das Karussell der Ärsche</i>	56
<i>Karlheinz Kluge: Webmuster in Kaltlicht</i>	61
<i>Wolfgang Kiwus: Ein toter Autor sucht einen Verlag</i>	72
<i>Werner Jung: Erlebnis, Erkenntnis und Widerspruch.</i>	
Zur Entwicklung von Adam Kuckhoffs ästhetischer Theorie	80
<i>Irmela Brender: Über die Verwilderung der Sitten</i>	87
<i>Oliver Behnssen und das Finanzamt. Ein Briefwechsel</i>	90
<i>Wolf Stock: Phil Marlowes spanischer Bruder. Eine Begegnung mit dem Autor Manuel Vázquez Montalbán</i>	94
<i>Renate Marschner: Gehört uns die ... gehören wir der deutschen Sprache?</i>	100
<i>Sepp Bierbichler: Südafrika-Protest im Münchener Residenztheater – und die Reaktion</i>	114
<i>E. Field Horine: Die Mittelamerika-Politik der USA</i>	122
<i>Wolfgang Klein/Oskar Neumann: Verteidigung der Kultur 1935–1985</i>	133
<i>Friedrich Hitzer: O-Ton Litgaseta. Eine Dokumentation</i>	145
<i>Anmerkungen</i>	160

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Damnitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 373669-431 (BLZ 360 10043).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Imme Rupprecht Kunst-Kitzel

Cultur mit Hohem
Cunst mit Noch Höherem Ceh: fest auftritt Premierenpublikum
Theater – Film – Jazz – Circus – Multi Media Vernissage

ein heisz hungriger Haufe leckergenährt
das Phainste vom Phainen
die dem Nervenplasma aufliegende dünne Luftschicht

mit Rasierklingen gekitzelt:

uuuuuuaahh – ooooaaahh – uaauoaahh!

Dennoch-Frust
Bleichlaune
dünnfädig durchhängender
splitternder Flux

es ist nicht wiedergekommen
die Erregung stellte sich nicht ein
– die Erregung ist eingestellt –

bröckelnde Fake-Fassade
fleckige Stimulations-Simulation
es ist nicht wiedergekommen

das allmähliche Abwandern des Intellekts
weiße Bahnhöfe durchsichtige Fahrpläne rauchgrauschimmernde

Indifferenz

im Hintergrund Biokulturmischmasch
grüniglrende Nischen
kämpferische Anstrengung am Rande
scharfherziger Abhak
schlierend blutige Klippen der society

Der heisz-hungrige Haufe hebt die Mundwinkel und zuckt

(Schulterfortsatz)

Dagegen – oh – aber! – die slums in New York in
Africa in der Dritten Welt

Echtheits-Tourismus
Börsenpreisvergleich
Eine gute Anlage
Sextourismus nach Bangkok
Hungertourismus nach Afghanistan

für einen Spottpreis
Sex und Tod
vor
hinter
unter
über Ihnen

eine innige Erfahrung
zart knirschendes Gefühl

rund um herum
butterfly feeling hierhin und dorthin
über den Wolken
taumelnd ein glühender Gesprächssetzen
performance land-art filmflucht-installation
heiszhunrig grelles Gelächter
ein neurotisches Stigma obszön auf bleicher Zunge ätzend

Kapitän Skalkottas und seine Wunderkammer

first-class passengers

Lebende Ruinen eines Menschheitstraums

Lack-ab weg-hack abgewrackt

★ ★ ★

Nachtrag:
Andererseits jedoch ohnehingegen
vielleicht wäre Island das Richtige
ein Zen-Kloster eine Abarbeitung

★ ★ ★

Nach-Nachtrag:
Ein Traum-Scherbe:
Am Klavier steht der allseits gefürchtete Kritiker
und er trägt eine Blondperücke mit Zöpfen
und er singt Vom Brunnen Vor dem Tore

★ ★ ★

Was ist sie nun – die „große Freiheit“? Für Franz Kochseder, der uns zur Umschlaggestaltung ein Blatt aus dem gleichnamigen Zyklus gegeben hat, beschreibt sie die „Ebene der Illusion, auf der sich unsere Gesellschaft bewegt“. Kein literarisches Vorbild stand dem Künstler Pate; sondern es ist die Erfahrung, die jeden betrifft, der die krasse Widersprüche zwischen Alltag und Scheindynamik jener Freiheitsangebote erlebt, der seine festgeschriebene Rolle sprengen und „über alle Labyrinthe hinweg“ ausbrechen möchte.

Wie lange läßt sich auf der Ebene der Illusion existieren und bis zu welchem Grad der Enttäuschungen muß es gehen, bis reale Befreiung als Ausweg angenommen wird? Wird ein solches Angebot überhaupt noch wahrgenommen?

Die Artikulationen des Unbehagens und der Verweigerung scheinen jedenfalls stärker ausgeprägt und gestaltet als die der Hoffnung und des Veränderns. Gibt es keine Ziele mehr? Ist alles gescheitert, was es an Utopischem gab, als die Stimmungen und Tendenzen des Aufbruchs diese Gesellschaft vom Ende der sechziger Jahre in die siebziger Jahre hinein wesentlich mitbestimmten?

Welche Fragen, wenn schon nicht Antworten, formuliert hier die Literatur der Gegenwart?

Der neue Roman von Günter Grass – „Die Rättin“ – ist ein apokalyptischer Alpträum. Und es scheint so, als hätten Alpträume von einer menschheitlichen Endzeit gegenwärtig mehr Chancen als das Suchen nach einem besseren, friedlichen Leben der Völker. In dem neuen Werk von Grass hat nur noch die Spezies der Ratte eine Überlebenschance. Natürlich will Grass auch provozieren, er will aufrütteln, den Alpträum abschütteln. Doch wo sind die Utopien, die Entwürfe des Hoffnungsvollen? Hat Hoffnung ausgedient?

Dieter Lattmann hat in einem Gespräch für die Sendung „Titel, Thesen, Temperamente“ noch einmal unterstrichen, was er für die charakteristische Einstellung unter den Schreibenden der Bundesrepublik Deutschland hält. Und er vergleicht die Situation Anfang der achtziger Jahre mit der vom Ausgang der fünfziger Jahre. Die gesellschaftliche und politische Restauration würde unvermeidlich diese Stimmungen des Privaten, des Auf-Sich-Selbst-Zurückgeworfenen hervorbringen.

Honoriert werden gegenwärtig, wo auf der ganzen Linie Egoismus und soziale Revanche dominieren, nicht die Elemente des Aufklärerischen und des Veränderns zu einer besseren Verfassung der Gesellschaft.

Wendepunkte lassen sich bis zu den Stichworten ausfindig machen: Wo vor fünfzehn Jahren das Wort Heinrich Böll von der „Einigkeit der Einzelgänger“ Wege zu einem neuen gewerkschaftlichen Aufbruch der Schriftsteller im VS markierte, da wird jetzt – zum VS-Kongreß in West-Berlin – das Motto von der „Uneinigkeit der Einzelgänger“ in Umlauf gebracht. Entsolidarisierung, „Entgewerkschaftung“ sind gefragt. Das paßt haargenau zur Situation, da die Gewerkschaften zur Verteidigung von Grundpositionen der Demokratie aktiv eingreifen, den Kampf um das Streikrecht führen, wo es auch um die Unversehrtheit der Person und der Persönlichkeit, gegen die totale Vernetzung durch den Staat geht. Hatten die Schriftsteller und ihr Verband noch Anfang der siebziger Jahre den Prozeß zur Bildung der Mediengewerkschaft wesentlich geprägt und für andere beispielhaft gewirkt, so erscheinen jetzt – nach Gründung der Mediengewerkschaft – die Reserven des VS, Motor zu sein, als verbraucht.

Kein Zweifel, auf allen Gebieten werden Weichen gestellt, und welche Richtung die Bundesrepublik Deutschland einschlagen wird, ist noch nicht entschieden. Welchen Beitrag kann hier die Literatur einbringen – diese „gebrechlichste und dauerhafteste Verbündete des Lebens“? (Stephan Hermlin)

In Zeiten solcher innerer Auseinandersetzungen ist es auch hilfreich, sich umsehen, wie sich diese Problematik anderswo darstellt. In dem Roman „The Minimal Self“ des Amerikaners Christopher Lasch ist zu lesen: „Zu Zeiten der Gefahr wird der Alltag

zum Schauplatz des Überlebens. Der Mensch plant nur für den Tag . . . Unter Bedrohung zieht sich das Selbst auf einen Verteidigungskern zurück“ – auf das *minimal self*, auf ein Ich, das sich schon der eigenen Grenzen nicht mehr sicher ist. Und der Schriftsteller Robert Dunn, der über die „Abkehr vom Leben“ in der zeitgenössischen amerikanischen Literatur geschrieben hat, kommentiert das: „Wir leben in einer Schattenzone zwischen unserer scheinbaren Alltagsnormalität und der völligen Hilflosigkeit, die wir der Zukunft gegenüber empfinden.“

Also auch hier beherrscht die Ohnmacht angesichts der totalen Bedrohung die Stimmung der künstlerisch-literarischen Intelligenz und ihrer Figuren; die Flucht aus dem Gesellschaftlichen und Politischen wird wie eine Rettung verstanden, die sich aber schließlich als Sackgasse erweist.

Zugleich verschärfen sich soziale und politische Auseinandersetzungen, die Kampfbedeutschaft ist nicht geringer, sie ist eher stärker geworden, auch bei Wahlen zeigt sich, daß die Regierung der Wende alles andere als breite Zustimmung findet. Und wie sensibel Literatur auf Gefährdungen reagiert und Sehnsüchte wachhält, dafür stehen die Beiträge dieses Heftes. Gerade einer solchen Literatur will der *kürbiskern* ein Forum sein, wie das die Aufgabe der Zeitschrift war, als sie vor zwanzig Jahren gegründet wurde. Hinzu kommt nun, diese neuen, äußerst widerspruchsvollen Bedingungen zu erforschen und darzustellen. Die raschen und jähnen Umbrüche in der Gesellschaft, die Kämpfe um Demokratie und ums Überleben verlangen angemessene, neue Methoden des Herangehens. Als ein Beispiel für Anstöße dahin erscheinen uns die Entwicklungen in der Sowjetunion – einige Auszüge aus der veröffentlichten Diskussion, speziell unter Schriftstellern, können das veranschaulichen.

Auf die kulturelle, soziale und politische Revanche, die letztlich das Denken einfrieren soll, bis zur Hinnahme des atomaren Holocaust, müßten alle, die sich dagegen wehren wollen, mit neuen Lernprozessen antworten. Für uns bietet sich an, Lesarten von Literatur zu suchen, Literatur als etwas Offenes anzugehen, nicht mitzumachen bei der Konfrontation von Privatem und Gesellschaftlichem, gerade in der Literatur verfehlt das allzuoft den Kern des Künstlerischen, jede Nuance des Sozialen im Privaten ist so wichtig wie das Private im Gesellschaftlichen.

Und so versteht es sich von selbst, daß ein vertieftes Verstehen die „Unfehlbarkeit“ des Urteils ausschließt.

„Inmitten riesiger Auseinandersetzungen und Katastrophen wächst die Resignation und wird die Suche nach vermeintlichen und wirklichen Auswegen frenetisch.“ Stephan Hermlin bezog diesen Gedanken auf vergangene Erfahrungen. Seine Aktualität ist unübersehbar in den komplizierten, sich überlagernden Entwicklungen und Ereignissen der nationalen und der internationalen Politik.

Dem Wort „frenetisch“ entspricht das deutsche „wahnsinnig“.

Vielleicht gewinnt Literatur angesichts des „Wahnsinnigen“ in unserer Zeit die alte, neue Dimension: Licht in die Auseinandersetzung zu bringen im Aufzeigen und Gestalten der menschlichen Wirklichkeit und der Möglichkeiten des Menschen, die Ebenen der Illusionen zu verlassen und vernünftige Wege aus der Gefahr zu gehen.

Redaktion *kürbiskern*

Artur Troppmann Erinnerungen

Das Margaritenmuster
des Wickelschurzes
an das meine Mutter
mir den Kopf drückte
als die Bomber kamen –
hab ich noch vor Augen

Meinen zerquetschten
Kanarienvogel
den ich samt seinem
verbogenen Käfigsarg
aus dem Schutt grub –
höre ich noch singen

Der Tatzenstecken
mit dem der braune Lehrer
meine Finger striemte –
pfeift noch
durch die Luft

Der fette Mund
des Schnellrichters
der mich nach dem Krieg
hungrig in den Knast schickte
wegen Streunens
auf „Amerikanischem Gelände“ –
schmatzt noch
in mein Essen

Den Daumen
meines Lehrmeisters
der abgefräst
fast blutlos
auf den Metallspänen lag –
sehe ich noch
im Traum

Der Kahn
auf dessen Holzrost
ich meine Jugendliebe
lange streichelte
weit draußen auf dem See –
schaukelt noch
in meinem Kopf

Zwischen Schilfen
die Blitzschrift der Sonne
auf dem Wasserspiegel
und darüber fliegen noch
die bauchigen Segel
der Holländerwolken –
aus jenem Urlaub

Über dem Gaskessel
an den wir damals
die Lösung geschrieben hatten
„Friedensvertrag statt Generalvertrag“
und „Deutsche an einen Tisch“
jagen jetzt –
die Tiefflieger
der Bundeswehr

Den Bratwurststand
neben dem Arbeitsamt
an dem ich mir nach ALU-Zahlung
eine „Thüringer“ gönnte –
rieche ich noch

Die Straßenbahn
in der sich die schöne
fremde Frau
sanft und lange an mich schmiegte –
rattert noch
durch meine Nächte

Der Maschendraht
vor der Abrißbude
in der ich jahrelang
im Takt stanzte –
achtelt noch meine Augen

Meinen Herzmuskel der mir jetzt
mit 56 Jahren
alle 50 Meter die Luft
abdreht –
spüre ich seit dem 2. Infarkt
sehr deutlich

Bevor ich als endgültig Toter
mit umgehängtem Kranz
und kleiner Schaufel
in Richtung Westfriedhof marschiere
schreibe ich noch ein paar –
Gebrauchsanweisungen
für ein besseres Leben

Dieser selbstklebende, blauweiße PVC-Aufkleber mit Friedenstaube eignet sich für die Fußgängerseite Ihres Autos und für andere originelle Plätze.
5 Stück 5,- DM gegen Rechnung oder in 50-Pfennig-Briefmarken bei:
Artur Troppmann, Nibelungenstraße 7, 8000 München 19

WAHNSINNSWAFFEN
Wohin sollen wir
flüchten?
Wohin sollen wir
die Kinder tragen
und die Schätze
der Arbeit?
Wohin sollen wir
die Tiere verstecken
und die Wurzeln
der Blumen?
Wir dürfen
keine Hilfe erwarten
wenn wir nicht schreien.
Wir dürfen
keine Wunder erwarten
wenn wir nicht mithelfen.
Wir dürfen
nicht aufgeben
denn gemeinsam
erzwingen wir
Vernunft.



Brief von Max Fürst an Dieter Claessens

Bernstein bei Sulz a. N., Nov./Dez. 1952

Lieber Dieter,

ich glaube, es war vor zwei Jahren leichter, auf die Frage, was zu tun ist, zu antworten als heute. Je mehr man sich mit diesem Volk beschäftigt, je mehr ich in diesem klebrigen Brei von Sentiment und Ressentiment röhre, desto öfter möchte ich alles beiseite legen und mich auf einen Bernstein zurückziehen, wo meine Bücher jetzt aufgebaut sind und die Lucky Twenties noch leben könnten, so, wie Du es Dir vielleicht vorstellst. Doch die Lucky Twenties sind auch nur eine glückliche Zeit für den, der sie nicht miterlebt hat. Für uns war es die Zeit, in der es unaufhörlich regnete, Regen, der statt der Entspannung jenes Unwetter zusammenzog, das wenige Jahre später über uns zusammenbrach. Wir sahen es, und die Kunst der zwanziger Jahre und davor war die Antwort, die Antwort des Propheten, des Predigers in der Wüste, es war die Antwort auf die bange Frage nach der Zukunft, und diese Antwort war kein Rezept, sondern ein Orakel, das immer wieder schrieb: „Erkenne dich, sieh dich nicht romantisch, nicht mit den Augen des in sich selbst, in seine Zivilisation Verliebten; sieh dich, wie du bist, die geschlagene Kreatur, die von Gott verstoßene, Gott immer noch suchen dürfen Kreatur, sieh! und dann ändere dich, nimmt es auf dich, dann wirst du finden.“ Es gibt viele Möglichkeiten, mit dem Anruf Gottes fertig zu werden, es gibt auch viele Möglichkeiten, mit der Kunst fertig zu werden, daß sie nicht im unser Leben eingreift, und uns nicht verzehrt. Da gibt es die Möglichkeit, sie zu verschweigen, zu bekämpfen, und hilft das alles nicht, kann man sie im Museum unterbringen. In jeder Zeit leben auch die falschen Propheten, sie sind sauber gewaschen, haben ein Auto und geben die erwünschten Rezepte, die wie Pillen bei Kopfschmerzen wirken. Es lebt sich gut mit ihnen, denn sie sind umgänglich, nur steht an ihrem Ausgang ein Tod, Hitler, ein Chaos. Wir, wir leben dann das zerschlagene Kunstwerk, leben, was wir nicht sehen wollten, ohne Haut, man hat sie uns abgeschunden, ohne Schönheit, denn wir sind zerschlagen und ohne Boden unter den Füßen, der, auf dem wir standen, war eine Einbildung, die Zauberkünstler, die ihn uns vorgaukelten, haben ihn fortgezogen. Sitzen wir aber nach der Sintflut auf einem Stein und können unseren Absatz dagegen pauken, so ist uns der Jubel leicht: Wir haben wieder eine „Realität“ unter den Füßen, sie zu bearbeiten, bis wir von neuem Ton, Bombenziel und Häftling in des „Schöpfers“ Hand sein dürfen.

Lieber Dieter, wenn Du so weit gelesen hast, wirst Du wohl genug haben und schlicht sagen: Auch den hat es nun erfaßt, auch der ist nun ganz verrückt geworden. Das stimmt nicht, ich meine das *geworden*, ich bin schon immer so gewesen, nur hast Du es nicht gemerkt, weil ich beinahe so gekleidet bin wie die anderen Leute und nur wenig mit den Händen rede. Weil du aber gefragt hast, will ich so antworten, wie ich spreche, dann kannst du immer noch sagen, ja, der ist eben verrückt, und die Situation zwischen uns ist geklärt. Was mich nun wirklich erschüttert, ist nicht so sehr die abstrakte Kunst, die

gar nicht so abstrakt ist – durch ihre Linien schimmert überall der Mensch –, sondern das abstrakte Denken und Sprechen. Es wäre besser, wenn wir uns nur anbellten. So darf jeder darüber reden, was z. B. bei einem Krieg DER Westen oder DER Osten tun würde. Daß ihnen nicht die Zunge verbrennt von dem Feuer, über das sie hinwegreden. Kann jemand das Wort Gefängnis aussprechen und nicht dabei die Hölle eines Gefangenen erfahren, der auf die Folterung wartet? Bin ich der einzige, der so krankhaft sensibel ist, unter der Plauderei der anderen das Feuer zu sehen? Dabei habe ich so wenig erlebt und gesehen: Schützengräben, Bombennacht sind doch Dinge, die ich nur vom Erzählen kenne. Dir, der Du soviel erlebt hast, steigt Dir nicht auch schon bei den Worten Abschied, Nie-mehr-Wiedersehen das Blut in den Kopf? Gibt es heute in unserer Sprache noch harmlose Worte, bei denen nicht Bilder aus der Marterhölle des Menschen bloßgelegt werden? Muß ich erklären, warum ich mich und die anderen retten will, erklären, wie ich gelernt habe, die Rettung nicht nur für mich zu suchen, weil es keine individuellen Wege mehr gibt?

Was ich Dir erklären will, sind die Wege, die ich versucht habe, um etwas Sinnvolles zu tun. Als wir uns das erste Mal trafen, war ich noch in der glücklichen Zeit, in der ich jeden ansprach und predigte. Ich sah noch wenig, was hier vorgeht, dafür hatte ich das beglückende Gefühl, daß man mich braucht, ich war freudig bereit, zu sprechen und zu vergleichen. Ich hatte das Glück, gleich Menschen zu finden, die sich ansprechen ließen, die anderen sah ich nicht. Da ich nichts verlangen mußte, als daß man mir zuhöre, ging es gut. Ich lernte in dieser Zeit nur eines, und das war wichtig: Mein individuelles Leid ist wenig gegenüber dem, was Menschen hier gelitten haben. Ich lernte, wie viel von dem, was die Deutschen den Juden angetan hatten, ihnen bereits zurückgezahlt worden war, und ich sah, daß das, was mich aus Israel forttrieben hatte, sich hier noch stärker wiederholte. Um es kurz zu sagen, nur wenige gibt es, die nicht bereit sind, das Böse, das ihnen angetan wurde, in verstärktem Maße dem nächst Schwachen anzutun. Wie gesagt, es gibt hier wenig Menschen, die ihre Leiden auf sich nehmen als Buße für individuelles oder kollektives Unrecht und nun ein sauberes Leben weiterführen, sondern der Haß wird immer größer. Ich sage Dir zwei Sätze, die ich gelernt habe und die mich begleiten: Als nach einer Prügelei in Oranienburg mir ein Jude weinend um den Hals fiel und mir sagte: Wofür habe ich das verdient, ich habe doch nie etwas gegen sie getan? sagten wir: Dafür, weil du nie etwas gegen sie getan hast. – Als ich die ersten Tage in Deutschland war, lernte ich, daß die zerschlagene eigene Kommode mehr wiegt als sechs Millionen umgebrachter Nachbarn. Der erste Satz enthält eine Forderung an die Einsicht der Menschen, das zweite eine Tatsache, mit der wir in vielen Millionen Fällen zu rechnen haben.

Ich kam dann in die Odenwaldschule. Sicher hatte ich keine Illusionen. Ich wußte, es war eine Stellung, ich mußte auf der Erde bleiben und Geld verdienen, aber ich hatte Hoffnungen. Die Voraussetzungen für eine Arbeit waren viel schlechter, als ich sie mir gedacht hatte. Mein Fehler, mein alter Fehler: Ich hatte keine Geduld. Ich glaube, zum Schluß war mein Fehler meine Rettung, was wäre gewonnen, wenn ich zwei Jahre lang zu Kreuze gekrochen

wäre, nur geschwiegen und Tische repariert hätte. Ich bin doch sehr deutlich ein schwarzes Schaf zwischen weißen. So wurde ich hinweggeschwemmt und hatte weder die amtliche Berechtigung zum Seelenhirten noch zum Menschenverführer, noch zum Bildungsverfälscher. Ich nahm auch Geld, ohne die Berechtigung zur Gehaltsstufe T. O. II a. b. zu haben, alles schlimme Verbrechen. In der OSO gab es zwei Parteien, die Gerechten, die, rein und ohne Fehl, aus der Emigration zurückgekehrt waren, und die Geläuterten, die sich infolge seelischer Größe und der richtigen Zeugnisse zu Pädagogen der neuen Menschheit aufgeschwungen hatten. Beide Parteien teilten sich in die Hut der kulturellen Freiheit, soweit sie äußersten Falles vor dem Provinzialschulkollegium zu verteidigen war. Sie hüten und lehren ein Wesen von vorgestern. Kinder reicher Eltern, die Freiheit mit Bequemlichkeit identifizieren, sind ihre Schüler. Das wäre noch nicht so schlimm, denn auch die Kinder reicher Eltern sind Kinder, die erzogen werden müssen und sind nicht schlechter oder weniger Kind als die der Armen, denn Reichtum ist keine Schande, und Armut macht auch nicht glücklich (sagte schon mein Vater). Schlimm ist, daß die Eltern der Kinder für sie die größere Wirklichkeit bleiben, weil sie stärkere Charaktere als die Lehrer sind, weil der Lebensstil der Schule halb richtig ist und daher zu schwach, um zu überzeugen. Vieles ist liebenswert an dieser Schule, man sucht die Argumente zusammen, die ihr Dasein rechtfertigen, aber wenn man, wie ich, dann nach einem halben Jahr wiederkommt, sieht man auch, daß zu dieser Schule nicht sättigte, sondern fanatisch überzeugte Erzieher gehören, daß hier demonstriert werden muß, daß Liebe Liebe, Strenge wirklich Strenge ist und Kunst nicht freiwillige, dekorative Zugeabe, sondern der Mittelpunkt dieses Erziehungsstils, aus ihm wachsend, nicht das zarte Blümlein am Weg, sondern die treibende Kraft. Wenn schon eine Schule aufgebaut wird, die die staatlich konzessionierte Verblödung hintertrieben will, und sie erkennt keine politische Bindung an und stützt sich nicht auf eine Religion, eine religiöse Erneuerung, so muß sie an einer Stelle die Wurzeln tiefer treiben als es der Intellekt vermag, sonst wird sie eine Schule der Gut „meinenden“, die an jeder Ecke versagt, wo Wirklichkeiten an sie herantreten, eine Schule der Halbheiten, ein Blümchen auf dem Weg zur Hölle der Gleichgültigkeit, zu der die anderen Schulen erziehen.

Armer Dieter, der Du soviel lesen mußt; weil Du den Aufruf von Luz nicht verstehen willst, muß ich Dir eine ganze Entwicklungsreihe aufzeigen, das dauert lange, denn bei mir geht auch das Lernen langsam, und zum Schluß ist wohl immer noch ein Irrtum dabei. (Beiß Dich nicht an dem Wort Irrtum fest. Ich weiß, das tut jeder gerne – „er gibt es ja selbst zu“, ich liebe den konsequenten Irrtum, der nahe beim Fund liegt, der Irrtum, an dem man mit ganzer Kraft baut, ist dann eine stehende Erfahrung.)

Am Ende meiner OSO-Zeit, als ich wieder einmal die Welt voller Verräter sah, lernte ich schon Grieshaber und den Kreis der Bernsteinschule kennen. Den Bericht darüber habe ich damals geschrieben, Du kannst ihn Dir beschaffen. Dann begann meine lange Wanderung, sie endete im Esslinger Heim des Jugendsozialwerks. Hier war alles viel klarer als in der OSO. Die Heimleiter waren frühere Führer in der Hitlerjugend oder beim Arbeitsdienst gewesen. Keine Menschen, die etwas verstecken wollten, auch ihre Situation

war klar, sie hatten aus der Zeit gelernt, sie hatten sich voller Idealismus für die Sache des Nationalsozialismus eingesetzt, waren enttäuscht worden und bemühen sich heute, eine neue Basis zu finden, wirtschaftlich und auch ideologisch. Da sie durch den Krieg gegangen sind, sind sie instinktiv empfindlich gegen alles, was zu einem neuen Krieg führen kann, da sie die Trümmer gesehen haben und auch ihr Leben in Trümmer gegangen war, haben sie begonnen, an ihrer Stelle aufzubauen. Gut die Idee, mit heimatlosen oder geflüchteten Jugendlichen zu arbeiten, gut die Idee, sie zur Selbsthilfe zu bringen, ihnen nur einen kleinen Finger zu reichen, den kleinen Finger aber auch dann nicht wegzuziehen, wenn sich ein ganzer Mann daran hängt. Die Verantwortung zu übernehmen für andere Menschen, ohne daß eine behördliche Autorität dahintersteht. Das versöhnt auch damit, wenn es in manchen Heimen noch reichlich militärisch zugeht, es ist nur ein Nachklang, es steht kein Zwang dahinter, und der Bund der Heime ist noch beweglich genug, den Jungen zu gestatten, zu einem anderen Heim herüberzuwechseln, wenn ihnen der Druck zu stark ist. All diese Männer haben ein gutes Gewissen, weil sie sich ganz dafür einsetzen, aus den Trümmern, die auch sie verschuldet haben, etwas Neues wachsen zu lassen. So empfingen sie mich ohne Ressentiment, waren froh, in mir einen Bruder zu sehen, es gab keine Farbenschanke zwischen uns. Sie sind tapfer in der guten Art der Deutschen – und Idealisten, und das ist die Schwierigkeit. Um Dir darüber klar zu werden, was deutscher Idealismus ist, müßtest Du Dir langsam die „Bürgschaft“ Schillers durchlesen. Da will jemand einen Tyrannen ermorden, nicht schön von ihm, aber er wird sicher seine Gründe haben; schon als der Tyrann ihm eine kleine Gunst erweist, avanciert er für den Mörder zum König. Zum Schluß liegen sich alle in den Armen und bewundern ihre respektive Seelengröße. Nun frage ich nüchternen Jude: Was ist geschehen? Ist der Tyrann kein Tyrann mehr, weil er auch ein Mensch ist? Hat der Mörder sich geirrt, hatte er keinen Grund zum Mord, weil der Tyrann sich am Ende menschlich anständig verhält, und wurde der Tyrann bekehrt durch eine menschlich anständige Haltung? Nein, das ist nur Idealismus, deutscher Idealismus, der alle einem folgen läßt, der eine Fahne erhebt, gerade die Besten folgen und sehen nicht rechts noch links, so leicht zu fangen, diese Besten, weil sie zu opfern bereit sind, auch sich selbst. Hier habe ich vielleicht eine Aufgabe. Ich war im Jugendsozialwerk ein unbequemer Gast, der immer wieder die aufgesteckten Fahnen herunterschnitt. Das ist auch der Sinn der Zeitschrift „Die Brücke“, zu abstrahieren und die Worte zu erklären, daß der Kautschuk herunterfällt und der dürre Pfeiler übrigbleibt, an dem man sich halten kann.

Das Jugendsozialwerk (JSW) steht auf einem schmalen Grund. Es ist abhängig von der Unterstützung des Staates und halbstaatlicher Organisationen; all dies fordert eine Festlegung. Andererseits ist der Bund jetzt aus seiner heroischen Zeit herausgekommen, aus den Revolutionären der Pädagogik sind Beamte der Pädagogik geworden, und die augenblickliche Stagnation zeigt schon, wie schwach die Menschen sind, auf die er sich stützt. Es ist wie immer die Notwendigkeit, daß etwas geschehen muß; wenn es nicht gelingt, diese Menschen in Bewegung zu halten, werden sie schnell in den neonazistischen Trott der anderen Wohlfahrtsverbände fallen. Alle Menschen erinnern

sich gern ihrer heroischen Zeit, aber sie schaffen es nicht, sich in Bewegung zu halten, und auch die Bewegung darf nicht ein Herumhampeln oder Marschieren sein. Die Arbeit an dieser Jugend und die Idee, sie dahin zu führen, sich selbst zu helfen, ist gesund und richtig. Die Mittel, die der Bund zur Verfügung hat – ich meine die geistigen – sind gering; wenn es mit rechten Dingen zugeinge, so müßten die besten Köpfe des Landes sich zur Verfügung stellen. Es wäre schön, wenn man dieser Jugend, die aus dem Osten kommt und „die Freiheit wählt“, wirklich jene anbieten könnte und nicht nur bequemere Ketten.

Vergiß nicht über meinen langen Ausführungen den Anfang. Es geht nicht darum, eine Teilarbeit gut zu machen, wenn sie nachher in die falsche Kette eingegliedert wird. Ich habe schon soviel „Aufbau“ gesehen, der Aufbau baute schrittweise die allgemeine Zerstörung auf. Nochmals, ich habe mich nicht aus der direkten Arbeit in einer Gruppe des Bundes zurückgezogen, weil ich gegen den Bund mehr Bedenken habe als in jeder anderen politischen oder pädagogischen Arbeit, sondern weil ich auch für diesen Bund neue oder alte Wege finden will, einen wirklichen Aufbau zu beginnen und durchzuhalten. So werde ich auch weiter an der Zeitung mitarbeiten und Kurse und Vorträge halten.

Lieber Dieter, es ist immer leichter, über eine Arbeit zu schreiben, die abgeschlossen ist, als über einen neuen Anfang. Darum ist es mir schwer, schon etwas über den Bernstein zu schreiben. Ich habe es schon einmal lachend in dem Bericht meiner Reise nach Reutlingen getan. Jeder der Menschen wird die Antwort anders geben, jeder in seiner Art, gemeinsam ist: Wir wollen keinen Ismus gründen, wir wollen weder originell noch original sein und keinerlei Kunststücke machen. Wir wenden uns an Dich, an Euch, jeder mit den Mitteln, mit denen er sprechen kann. Aber wir wollen keine Erbauung, wir haben nichts zu verkaufen und fabrizieren keine Reklamesprüche, daher erfordern unsere Arbeiten Eure Mitarbeit; Euer guter und auch Euer böser Wille werden uns helfen, auch Euer Unwille. Es handelt sich hier um den Boden, auf dem wir stehen, nicht um irgendeinen Standpunkt oder einen Grundsatz. Es gilt, den Boden zu schaffen, auf dem wieder etwas stehen kann. Ich habe schon so oft gute Anfänge nach kurzer Zeit sich ins Gegenteil wandeln sehen. Ich möchte, ganz ernst gesagt, hier in aller Demut versuchen, den Boden so zu festigen, daß etwas gebaut werden kann. Versucht zu sehen und mitzuhelfen.

Viele Grüße

Dein Max

Eckart Menzler Das Strickmuster

„... das Wahre ist die wahre Kolportage.“
Heinrich Böll

„Ein Motto schaut niemand an oder schaut's an und ignoriert's.“
Hugo von Hofmannsthal

Die Bundeskriminalamtsangestellte Heike Maas feierte am 25. Juni 1970 aufgeregt ihren 25jährigen Geburtstag. Sie hatte seit drei Monaten ihr fertiges Konzept einer Rasterfahndung in der Schublade. Jetzt sah sie zum erstenmal die Möglichkeit einer Anwendung ihrer Fahndungsidee näherrücken, nachdem der wegen Kaufhausbrandstiftung inhaftierte Andreas Baader am 14. Mai während eines bewachten Besuchs des „Deutschen Instituts für Soziale Fragen“ in Berlin gewaltsam befreit, der Institutsangestellte Georg Linke dabei angeschossen worden war.

Heike hatte Mathematik, Richtung Informatik, am Institut für Kybernetik der Technischen Universität Berlin studiert. Im Bundeskriminalamt Wiesbaden war sie für die Optimierung der computerunterstützten personenbezogenen Zielfahndung verantwortlich. Sie hatte im wesentlichen die Fachliteratur nach Konzepten zu überprüfen, die eine computergesteuerte Erkennungs- und Fahndungsweise von verdächtigen Personen zu erleichtern versprachen. Es war eine zeitaufwendige Arbeit, die ihr nicht sonderlich gefiel. Aber eigene Gedankengänge, wollten sie vom Abteilungsdirektor ernstgenommen werden, mußten sich lückenlos auf Fachliteratur stützen. Phantasie war nicht gefragt, man traute ausschließlich dem Vorhandenen. Heike wollte eigene Ideen entwickeln. Dieses Dilemma war daran schuld, daß sie schon morgens beim gemeinsamen Frühstück mit Olaf ein verbisteres Gesicht machte. Sie lebten in einer Zweizimmerwohnung ohne Dusche und Bad, mit Außenlorette und Ölheizung. Von ihrem Gehalt allein hätten sie sich eine viel komfortablere Wohnung leisten können, und dies war ein Ziel, das sie insgeheim und zielstrebig verfolgte. Olaf studierte Germanistik an der Frankfurter Goethe-Universität, bestand aber erstens darauf, in einem Sanierungsgebiet mit der Inbesitznahme dieser verkommenen Wohnung der Spekulation Einhalt gebieten zu wollen, zweitens wünschte er getrennte Kasse und bezahlte von seinen DM 550,- Waisenrente einen Wohnungsanteil von DM 125,-, und dies schien ihm gerade noch erträglich. Er fühlte sich in diesen Zimmern wohl, zu getrennten Wohnungen war er nicht zu bewegen. Sie quälte Verlustangst bei diesem Thema, also schwieg sie.

Sie fand es beruhigend, daß sich Olaf nicht in ihre Arbeit mischte, er sah offensichtlich die Notwendigkeit ihrer Behörde ein, obwohl er ab und zu Haßtiraden auf die Polizei losließ. Sie gab bei seinen Freunden als Beruf die neutrale Bezeichnung Programmiererin an, wobei sie das Anhängsel „-esbehörde“ bis zur Unkenntlichkeit vestümmelte oder einfach verschluckte. Mehr wollten selbst die kritischen Studenten nicht wissen, und das war ihr recht,

obwohl ihr die Arbeit Spaß machte. Sie hatte während ihres Studiums für einen Verlag die Adressenpflege der Zeitschriftenabonnements übernommen, und ihr war klar, daß diese unqualifizierte und entqualifizierte Arbeit das Gros der Computerarbeit ausmachte. Deshalb hatte sie gleich dem Anwerber des Bundeskriminalamts zugesagt, ja sie war ihrem Professor anfänglich sogar dankbar dafür, daß er ihr diese komplexe, verantwortliche und gut dotierte Arbeit vermittelte hatte.

Das Frühstück mit Olaf war ein dummes Ritual, beide hätten gerne noch länger geschlafen, aber Heike mußte gegen neun Uhr im Amt sein. Olaf bestand darauf, seine Solidarität mit Heike darin zu beweisen, daß er mit ihr gemeinsam das Frühstück bereitete und aß. Er legte sich anschließend noch einmal zwei Stunden ins Bett, denn Vorlesungen und Seminare nahm er nur dann wahr, wenn sie auf den späten Nachmittag gelegt waren. Olaf wünschte sich oft ein festes Arbeitskorsett, wie es Heike hatte. Er war mit sich unzufrieden, kam mit seinem Studium und der Magisterarbeit nicht zurecht, konnte zudem seine Arbeitshemmungen nicht analysieren oder beseitigen. Was ist die Wärme der Bettdecke gegen einen Seminarbesuch! Die läppischen Professoren, das Gequassel ohne Einsicht und Verantwortung verachtete er. Er wollte existenziell leben, ein Ziel haben: aber bitte nur nicht überflüssig sein, da kann man sich ja gleich die Kugel geben. Studentische Gremienpolitik galt ihm nur als Karrieresprungbrett für Politologen oder Volljuristen.

Die Kälte ihrer Beziehung fühlte Heike besonders morgens, deshalb hielt sie keine Stille aus. Mit der Musik im Rücken fühlte sie sich sicher. Die Lokalzeitung, der *Wiesbadener Kurier*, war wiederum Olafs Rettung. Die ließ er erst sinken, wenn sie mit einem Gesprächsthema die Stille durchschnitt, da fühlte er sich zwar unterbrochen, aber sie zwang sich jeden Morgen zu einem Thema, bloß damit er diese blöde Zeitung nicht mehr in die Hand nahm, dieses mistige Verhalten, das er an der Proletarierhe doch immer kritisierte. Sie hatte oft versucht, über sein Verhalten zu reden, aber er versteckte sich nach ihren Anwürfen immer noch mehr in Trinken, Essen und In-die-Gegenden-Starren, ein richtiges Schweineleben stand ihm bevor, und sie wußte, daß er darüber verzweifelt war. Eine Hilfe konnte sie ihm nicht sein, das hatte sie ihm schon gesagt, und er hatte geschwiegen.

„Was macht ihr denn gerade so in Philosophie?“ fragte sie ihn beiläufig.
„Im Seminar? Im Fichte-Seminar? Ja, äh, also, mit dem Ich, also mit der Person, mit der Sujektivität, alles, also in der Neuzeit, in den Theorien, in den philosophischen, also alles entsteht aus der Produktivität der Subjektivität, ja, und Subjekt, das ist eigentlich toll, das ist ja eben lateinisch, wenn man das trennt in sub- und -jectum, dann heißt es ja das Unter-worfene, also da kehrt sich der Wortsinn völlig um, also wir sehen ja das Subjekt als Täter sozusagen, und eigentlich ist das Subjekt das Opfer!“

Sie nahm sich noch ein Stück Schwarzbrot und steckte es in den Toaströster, blickte Olaf dabei lächelnd und scheinbar zustimmend an. Sie bestrich ihr geröstetes Schwarzbrot mit Quark und Kirschmarmelade, warf den Kopf etwas zurück, biß in das Brot und erwiderte beim Kauen:

„Ich hab' in Berlin am Rand mal so mitgekriegt, daß der Begriff des Subjekts sich geschichtlich und sachlich vom aristotelischen ‚hypoikeimenon‘ ableitet,

also das einer Sache Unterliegende, Bewirkende ist, und daß sich in der Ba-
rockzeit diese Bedeutung erhalten hat, wenn man Subjekt in sub- und -jectum
auflöst, es eben gerade das ist, was die Sache, die Welt, eine Theorie, die Ge-
schichte bewirkt, was ihr zugrundeliegt, eben das Aktive und Bestimmende
ist. Deine Interpretation ist ja wohl nur auf deine gegenwärtige Situation zu-
geschnitten", schloß sie spitz.

Olaf schluckte. Er wankte unsicher zum Kühlschrank, griff sich eine kalte
Flasche Bier und suchte vergeblich einen Öffner.
Sie suchte nach einer Entschuldigung, aber für was? Sie sah auf die Uhr, sie
mußte gehen.

„Kannst du nicht mal in der philosophischen Bibliothek im Wörterbuch oder
so nachsehen, was es mit dem ‚Subjekt‘ wirklich auf sich hat und in welchem
Verhältnis es zu ‚Person‘ und anderen Individualbegriffen steht, das würde
mich riesig interessieren, vielleicht hast du ja wirklich recht mit deiner Inter-
pretation, entschuldige bitte“, sagte Heike zart.

Olaf war irritiert. Aber das Rettende fiel ihm ein:

„Ich fände es wirklich toll, wenn du selber mal nachsehen würdest. Wenn du
Interesse hast, dann sieh bitte selber nach, und wenn ich merke, daß es dich
interessiert, beschaffe ich auch das Material für die weitere Diskussion.“
„Ich habe nicht so viel Zeit wie du!“ rief sie ihm zu und warf einen Blick auf
die chaotische, ungeputzte und unaufgeräumte Küche: „Mach mal sauber,
wenn du Zeit hast!“, damit schloß sie die Tür.

★ ★ ★

Heike setzte sich ins Auto und fuhr nervös über Taunusstraße, Geisberg und
Dambachtal zur Arbeit. Neben dem Amt gab es eine gleichförmige Siedlung
„Das Eigenheim“, da konnten Angestellte eine Amtswohnung kriegen, wenn
man verheiratet war. Viele Pärchen wohnten in der zur Stadt hinunter gelege-
nen Villengegend, da gab es hübsche 2-3-Zimmer-Wohnungen mit allem
Komfort, und Olafs Argument, daß man abends lange Wege zur Stadt, sprich
in die Kneipe hätte, bedeutete Trennung. Mistkneipen. Sie haßte diese besof-
fene Männerbundkumpanei, diese Pickelgesichter, wenn sie besoffen lallten
oder das Ernst-Busch-Lied grölten „Eine Kugel kam geflogen“, wo eine Stel-
le hieß: „Heimat! Heimat!“ Andere Frauen, die sie in diesen Lokalen ken-
nenlernte, redeten über Ballettkurse, Sozialarbeitstudium und Beziehungskin-
sten, über Afrika und Kinderkriegen, Frauenbewegung und schöne Italiener,
alles endlose Themen, schiere Plapperlust, aber die Zeit ging schnell herum.
Sie stellte ihren Wagen auf dem Parkplatz am Tränkeweg ab und ging auf das
graugrüne Haus zu. Im Foyer stand wieder eine Delegation gelangweilt her-
um, diesmal aus Kanada, wohl skeptische Menschen, schöne Männer waren
darunter, mit denen kann man bestimmt spielen, dachte sie und lächelte.
Sie hatte ihr eigenes kleines Büro, verwaltete den Etat für Bücher- und Zeit-
schrifteneinkäufe zwar selbst, sprach sich aber mit dem Abteilungsleiter ab.
Das hatte sie von ihrer Vorgängerin so übernommen, obwohl sie nach dem
Einstellungsvertrag voll und ganz dafür eigenverantwortlich war. Die meisten
deutschsprachigen Bücher entlieh sie über die einschlägigen Bibliotheken.
Besonders die TIB (Technische Informationsbibliothek) in Hannover war

hervorragend sortiert. Das Ausländische bezog sie über einen Stuttgarter Bi-
bliotheksdienst, oft aber direkt von den englischen und amerikanischen Ver-
lagen, einfach um Geld zu sparen, denn die deutschen Importbuchhandlun-
gen schlugen unverschämte Handelsspannen auf den Bruttopreis. Populärere
deutsche Fachliteratur bestellte sie über eine kleine Buchhandlung im West-
end, die sich hinter einem Antiquariat und einer Briefmarkenhandlung ver-
barg. Diese Kontakte bestanden seit langem, man traute sich nicht bei den
stadtbekannten Buchhandlungen zu bestellen, da waren Kommunisten als
Verkäufer tätig, sie selbst hatte mal eine Buchhändlerin von der DKP ken-
nengelernt, und es war zu vermuten, daß dort am ehesten die Bestellungen
kopiert würden, und dann hätte man in der linken Stadtzeitung eventuell ei-
nen Artikel finden können: „Was liest das BKA?“, das wollte sie vermeiden.
Von ihren Kollegen war sie zwar durch Wände getrennt, aber die waren erst
nachträglich aus einer Art Rigips hineingebaut worden, eine bessere Pappe,
jedenfalls konnte man jedes Wort des Nachbarn hören, auch das Gluckern
von schnell an den Mund gesetzten Flaschen, das Geräusch kannte sie von
Olaf, und sie vermutete auch hier schlicht Bier, die Hellhörigkeit war sicher-
lich Absicht. Der beige Teppichboden paßte zu den roten und schwarzen
Möbeln, den blauen Vorhängen und dem gelben Pinnbrett, auf das sie seit ih-
rem Arbeitseinstand nie etwas geschrieben hatte. Der einzige Dekor in ihrem
Zimmer war eine Zeichnung ihrer jüngeren Schwester, ein Landschaftsaqua-
rell, zu dem sie aber keine Beziehung hatte und das sie eigentlich mit Tesa-
film nur deshalb an die Wand geklebt hatte, weil man sich schon darüber lustig
machte, daß sie keine Blumen an ihrem Arbeitsplatz hatte, und dies galt
den Kollegen als unweiblich. Das Gerede war ihr nicht sehr wichtig, zumal
sie sich bei innerbetrieblichen Feiern sehr zurückhielt und eine der wenigen
war, die keine privaten Verbindungen zu Kollegen unterhielt. Sie gehörte
auch keinem Verein an, der einfach „in“ war. Ihr Urlaubsziel war jedes Jahr
Lerici in Italien, das war schon notorisch, nur erwähnte sie nie, daß sie dort
in der Jugendherberge mindestens zweimal täglich ein Haschischrohr zu sich
nahm, in Rotwein ertrank und an der wagnisamen Lebensfreude der Italiener
und „stranieri“ teilnahm, nein, sie erwähnte dann immer Entsprechendes
aus den Reiseführern, und das schmerzte sie, weil sie dem Rotbuchverlag mal
einen Alternativ-Reiseführer vorgeschlagen hatte, aber der Lektor hatte da-
mit nichts anfangen können, und nun war das ganze Projekt gestorben.

Die Zeitschriften stapelten sich im Regal, sie sollte sich da durcharbeiten,
aber sie wollte eigentlich nicht. So begann jeder Morgen. Kaffee machen und
mit den Kollegen schwätzen, dann ein wenig Zeitung lesen und kurz die Auf-
sätze durchgehen, in das Referateorgan *Current Contents* gucken und das Ge-
lesene im Wochenbericht auflisten und mit Kommentar versehen. Nach dem
Mittagessen starnte sie aus dem Fenster. Der Stadtwald war schön, viel ab-
wechslungsreicher als der in Darmstadt, wo sie aufgewachsen war. Mit Olaf
war sie am Anfang ihrer Liebe oft in den Wald gegangen, sie hatten da schön
miteinander gevögelt, es war so ein zartbitterer Geschmack, und den liebte
sie sehr.

Was haben wir denn hier für einen Bericht? Kaehr, Rudolf: Untersuchungen

zur Theorie poly-kontexturaler Systeme. Kalkül selbstreferentieller Prozeß-Strukturen (Löfgren, Varela, G. Günther).

Olaf und sein Subjectum. Natürlich will er Opfer sein, wenn ich das schon höre: Schweinesystem. Warum arbeitet die Uni in den Geisteswissenschaften nichts Praktisches mit den Leuten? Warum nicht, wie in Amerika zum Beispiel, Zeitschriften, die die Studenten selber herstellen, vom Schreiben, Layout, übers Drucken bis hin zum Vertrieb? Immer nur Ohr sein müssen, ab und zu eine Verständnisfrage. Und warum bemüht sich Olaf nicht um ein Vontariat bei einer Zeitung oder einem Verlag, wenigstens in den Semesterferien? Kosmetik, sagt er, zitiert einen Karl Kraus und tut wieder nichts. Aber Menschen machen diese Geschichte, nicht aus freien Stücken, steht irgendwo bei Marx, aber sie machen sie, auch wenn sie die Ergebnisse noch nicht überblicken, die Folgen nicht einschätzen können, aber, verdammt, sie machen sie. Und dieser Idiot setzt sich biertrunken hin und fühlt sich gleich als Opfer. Wenn das von der Kritischen Theorie im Fachbereich Germanistik übriggeblieben ist, dann pfeif ich drauf! Heike stand auf, um sich einen Kaffee zu holen, um sich durchs Gehen ein wenig zu beruhigen. Subjectum. Müßte man wirklich mal nachprüfen. Die Schauspieler und der Zuschauer, die Parlamentarier und das Wahlvieh, die Sportler und die Zuschauer, die Krupps und die Arbeiter, sub-jectum.

Das ließ ihr keine Ruhe, sie mußte das nachprüfen. Jetzt mußte sie beim Chef geschickt sein, das Interesse an dieser Frage mußte in ihr Gebiet verankert werden.

„Herr D., ich will morgen nach Frankfurt ins Philosophische Seminar, um Literatur über den Problembereich Identität, Person, Subjekt, Ich und so weiter nachzusehen.“

„Warum fahren Sie nicht hier in die Landesbibliothek oder nach Mainz? Und warum gerade dieser Problembereich?“

Heike besaß keine Schlagfertigkeit, das empfand sie in diesen Momenten, die so selten nicht vorkamen, als großes Manko. D. wartete neugierig auf eine wissenschaftliche Beantwortung seiner Frage, schnell, schnell, etwas zusammentragen, und sie hörte sich selber sprechen, sie konnte es nicht glauben, mit welcher Gelassenheit sie sprach:

„Beim Transfer unserer Personalkartei auf EDV fällt mir auf, daß wir ausschließlich Merkmalsübertragungen machen, wir versuchen, einen Täter, eine Person, seine Individualität durch bloße Merkmalsangaben, Kriterien, zu beschreiben, erst mal Personen, wie z. B. Bäckermeister, 1,80 Meter groß, norddeutsche Stadt, vom Einwohnermeldeamt erfaßt. Die wiederum durch täter-typische Verhaltensweisen wie das „Modus-operandi-Prinzip“, z. B. Einstiegen durchs Oberlicht im Büro, Abschneiden der Telefonschnur, seitliches Aufschweißen des Geldschanks und so weiter, und da habe ich große Zweifel an der Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit dieser Methode.“

„Welche Zweifel haben Sie, was stört Sie an der bisherigen Praxis?“

„Ja, es sind einfach zu viele, es bleiben noch zu viele im Raster hängen, die anschließend überprüft werden müssen, da ist was faul!“

Es war nicht so wie in amerikanischen Krimis, wo Merkmale des Mörders in den San-Francisco-Straßen-Computer eingegeben werden, und Mr. Karl

Malden erhält exakt sieben Lochkarten ausgespuckt. Von diesen sieben Tatverdächtigen sind dann zwei gestorben, ein anderer ist in Japan, drei sitzen im Knast, und der tatsächliche Mörder befindet sich zufällig in San Francisco und kann innerhalb von 20 Minuten aufgespürt, verhört und überführt werden.

„Natürlich, wir machen auch Raster, indem wir Kriterien in eine logische Reihenfolge bringen, die Unverdächtige rasch ausscheidet, stufenweise neue Untermengen bildet, und zwar schnell, und den Umfang der Letztmenge gering hält, die kriminalistisch vor Ort überprüft werden muß. Bei uns bleiben aber z. B. von 17000 mindestens 5000 Leute hängen, da kann man fast nur Stichproben machen, und es kommt wenig dabei raus, trotz Vermieterbefragung und der Auskunftsreudigkeit der Mitarbeiter der örtlichen Polizeibehörden. Die Kette Einwohnermeldeamt, Arbeitsverhältnis, früheres oder anderes Meldeverhältnis, Kfz-Zulassung, Familienverband und Alter bringt heutzutage nicht viel. Und wer trägt sich noch in Hotelmeldezettel ein?“

„Was wollen Sie da tun, welchem Problem nachjagen?“

„Einfach nachprüfen, wie ein Individuum, ein Subjekt bestimmt wird, welche Diskussion da herrscht. Die Philosophen wissen über sowas genau Bescheid. Heutzutage verhält sich ein Krimineller wie der Normalbürger, er ist es ja auch, und deshalb braucht er sich nicht mal groß zu tarnen oder zu verbergen. Gut, er muß ein paar unvermeidbare Situationen eingehen, also sich nach der Anmietung einer Wohnung nicht anmelden oder die Telefonrechnung durch den Vermieter weiterzahlen lassen oder sein Kfz nicht bei der Zulassungsstelle angeben, aber das passiert ja nur, wenn er bereits gesucht wird. Was, wenn jemand stiehlt und klaut und alles andere so macht wie ein normaler Bürger, das ist doch unser Problem. Wenn ich alle Daten habe, dann brauche ich ja eh nur einen Datenabgleich zu machen, ist aber immer noch zu aufwendig, zu personalintensiv. Das müssen wir ändern.“

„Warum nicht Psychologen befragen?“

„Die können Subjekte nur bestimmen, wenn sie sie schon haben, das hilft uns nichts, und Personalberatungsschemen helfen ebenfalls nicht, da können wir nur noch unsere Merkmalskataloge erweitern.“

„Okay“, tönt der Abteilungsleiter.

Bis Büroschluß las Heike noch das Kursbuch, da standen anregende Ideen drin, das mochte sie. Ihre Naivität war ihr Glück. Gegen halb fünf verließ sie das Gebäude und fuhr in die Stadt. Sie wäre gerne sofort nach Hause gefahren, hätte sich gerne in eine Kuschelecke gesetzt und Musik gehört. Einen Cognac eingeworfen und abgeschaltet. So aber wartete Olaf zu Hause mit miesem Gesicht oder volltrunkenen Kumpanen, und sie würde sich angewidert in ein Zimmer zurückziehen, zickig werden, weil es jeden Tag geschah. Morgen konnte sie später aufstehen, die Nacht gehörte ihr, und sie hatte Lust auf eine Mittwochs-Disco, wundervoll, eine Gelegenheit, sich mal wieder zu verkleiden, sich auszuspielen. Dieser Gedanke gab ihr Kraft und Mut. Sie trank einen Kaffee und fuhr nach Hause. Es war eine Fahrt wie durch einen Tunnel.

Auf der Treppe hörte sie schon laute Stimmen. Sie öffnete rasch die Tür und machte ein hartes Gesicht. Olaf saß mit drei fremdem Männern am Tisch, vor

sich Kaffeetassen, die Aschenbecher übervoll mit Zigarettenkippen. Kein Bier. Er war nicht betrunken. Er grinste sie sogar an, schien sich wirklich zu freuen, daß Heike wieder zu Hause war. Das irritierte sie. Olaf küßte sie. Heike kannte diese Menschen nicht. Sie zog sich unter dem Vorwand zurück, müde zu sein, aber sie hoffte, daß diese Typen nicht zu lange blieben. Sie brauchte ja eine Gelegenheit, um Olaf zu sagen, daß sie heute abend mit einer Freundin in die Disco wollte, das war wichtig, daß er das in Ruhe erfuhr, das mußte psychologisch geschickt gemacht werden, damit er sich nicht überfahren fühlte. Denn er mochte Karin nicht besonders.

★ ★ ★

Wenn es keine politische Orientierung mehr gab, wenn alles zur Quatschbude geworden war, wenn sich die sogenannte Arbeiterklasse in Furzluft aufgelöst hatte, mußte eben etwas gemacht werden. Das war Olaf schon lange klar, sehr klar. Aber bisher hatte ihm die Motivation zu einer Aktion gefehlt. Parolen hatte er schon mal an die Hauswände gemalt, das übliche eben, hatte auch schon mal frühmorgens mit Sprühkleber einen Aufruf zum bewaffneten Kampf an die Einstiegstüren der städtischen Busse geklebt. Das war nicht seine Idee gewesen, aber er hatte da aus Überzeugung mitgemacht. Eben daß das noch der einzige Weg ist, sonst bleibt ja noch Spießer werden oder Juso-Idiot. Wer die Waffe in die Hand nahm, natürlich nicht so offen wie manche Anarchisten aus dem 19. Jahrhundert, der konnte viel erreichen. Olaf gefiel auch die Gefahr. Mit Heike konnte man nicht darüber reden. Er hatte endlich Gesprächspartner, auf die war er durch Zufall im Gasthaus „Lindemann“ gestoßen, da gab es einen Künstler, der hieß „Tod“ der hatte sie zusammengebracht. Hier gab es klare Linien, nicht das windelweiche Sozialarbeitergeschwätz. Olaf war aufgereggt.

Heike hatte sich Kopfhörer aufgesetzt und war froh, nichts von dem Gerede mitzukriegen, diesen großspurigen Reden über Politik. Oft hatte sie schon diese Gespräche mitangehört, oft stumm daneben gesessen; jeder ihrer Einwürfe wurde mit höhnischem Gelächter oder Häme kommentiert. Manchmal hatte sie geweint, wenn sie angeschrien worden war: „Du mit deinem Kuhverstand, denk doch mal nach! Lies erst mal den und den! Frau Common-Sense!“ Sie war es leid und müde. Sie mischte sich nicht mehr ein. Sie ließ Olaf seine Hirngespinste. Aber warum steckte er nicht so viel Energie in seine Magisterarbeit, da würde sie ihn unterstützen, da würde sie den Haushalt machen, kochen und Wäsche waschen. Das war ihre Sehnsucht, eine friedliche Partnerschaft, ein harmonisches Zusammensein, aber das ging nicht. Solche Vorstellungen und Träume baggerte er gleich mit Adorno-Zitaten zu, da schrie er sie an, daß sie wohl auf jeden Mist reinfallen würde, das wäre zwar die normative Kraft des Faktischen, aber das ist es ja, die bestehenden Verhältnisse lullen eben die Menschen ein, niemand sieht mehr, was in diesem Lande vorgeht. Endlose Tiraden und wehe, es war noch Bier im Kühlenschrank, da durfte sie die Nacht aufbleiben, dieser Redefluß war nicht mehr zu stoppen, und Anzeichen von Müdigkeit bei ihr wurden als Ausflucht und Davonstehlenwollen angesehen, nur schließ er morgens dann eben bis Mittag, und ihr Tag war auch verloren.

Sie war manchmal eifersüchtig auf diesen Drang zu politischer Aktivität, den hätte sie auch gerne, aber für ihre Arbeit reichte nur ein mittleres Energieniveau, das mußte lange reichen.

Es wurde spät, und die Jungs in der Küche redeten noch immer, sie verstand ab und zu ein Wort, vergaß es aber wieder, sie wollte nicht zuhören. Es war höchste Zeit, Olaf zu sagen, was los sei. Sie betrat vorsichtig die Küchencke und sagte nur kurz, daß sie mit Karin in die Disco ginge und gegen eins, halb zwei wieder zu Hause wäre. Sie bog vorsichtig Olafs Kopf nach hinten zu sich hin und staunte über sein fröhliches Gesicht.

Im „Apfel“, der Disco, traf sie Karin, und sie lachten zusammen. Sie sahen sich um, nein, nur Vorstadtcasanovas, dann lieber ins „T 14“, da konnte man alleine hüpfen, die Tanzfläche war meistens leer, und Austoben war drin. Man wurde nicht blöde angemacht, vielleicht mal auf einen Whisky eingeladen, einen teuren Glendfiddich. Sie war durchs Tanzen schnell erledigt, es wurde spät, sie fuhr nach Hause. Als sie ins Bett kroch, war Olaf nicht drin, das beunruhigte sie nicht, der Wecker war auf 10 Uhr gestellt. Sie schlief tief und ruhig.

Gegen 4 Uhr morgens wurde sie durch Olafs wüstes Herumstolpern geweckt, auf allen vieren kroch er ins Zimmer, sie stellte sich schlafend, er fand keinen Weg mehr zu ihr und schlief auf halber Strecke von Türschwelle zu Bett ein. Er schnarchte nicht, sondern schlief beunruhigend lautlos, sein Atem war kaum zu hören.

Der Wecker läutete zum Frühstück, sie sprang schnell auf, setzte Wasser auf den Herd, sie wollte die Haare waschen, warmes Wasser über sich gießen, sie hatte gute Laune. Olaf hatte in der Nacht doch noch den Weg ins Bett gefunden, jedenfalls lag er ausgezogen in seiner Ecke, jammerte über den Kater und bettelte um Alka Seltzer. Sie konnte das Gejaule nicht aushalten, zog sich rasch an, holte aus der Apotheke um die Ecke Aspirin und eine Frankfurter Rundschau unterwegs, das half, die Mischung kannte sie, ach ja, zum Nüchternwerden noch ein Bier. Das Elend Olaf freute sich riesig. Pascha saß auf, nahm ein Aspirin ein, um sofort mit Bier nachzuspülen, sagte keinen Ton und vergrub sich in die Zeitung.

„Ich gehe heute in die Bibliothek nach Frankfurt, um wegen des Subjekts nachzusehen, hast du Lust mitzukommen?“ fragte sie vorsichtig.

„Mit dem Kopf!“ erwiderte er empört.

Sie sah ihn an. Olaf, unrasiert, mit verquollenem Gesicht, im schmuddeligen Bett, seit Wochen nicht abgezogen. Sie wusch sich, machte Frühstück, brachte Olaf Kaffe ans Bett, der dankbar lächelte.

„Ich gehe jetzt, bin so gegen sechs wieder hier.“

„Da bin ich gerade weg, ich treff mich mit den Leuten von gestern.“

„Wo?“

„Das weiß ich noch nicht, wir treffen uns erst im ‚Wehle‘, und dann entscheiden wir das.“

Sie knallte die Tür zu. Sie ließ den Wagen an und fuhr durch die Stadt, konnte nicht auf dem Land sein, brauchte das Rauschen des Lebens, die Geräusche des Alltags, davon holte sie sich Kraft, vom Gestampfe, Gewabere.

Die Silhouette von Frankfurt mochte sie, besonders wenn die Sonne sich in

den Scheiben der Bürohochhäuser spiegelte. Sie kannte sich an der Uni aus, parkte wieder auf dem Parkplatz des Geologischen Instituts, das merkte niemand, und den Universitätsangestellten war es egal. Sie war sofort am Hintereingang im Philosophischen Institut in der Dantestraße. Eine dumpfe, deprimierende Atmosphäre herrschte darin. Für sie waren das keine Arbeitsbedingungen. Jeder Lehrling einer Versicherung war mehr Komfort gewohnt. Triste Mauern, karzerähnliche Zimmer und Seminarräume mit Knastmöbeln. Wie sollte von solchen Normstühlen je ein gewagter Gedanke ausgehen, in dieser Sozialamtluft. Sie mußte in den ersten Stock, links am Aufseher vorbei in Richtung Kopierer, dort in den nicht abschließbaren, gleichwohl mit Schlössern versehenen Stahlregalfächern Mantel und Tasche ablegen, dann wieder zurück, durch die Glastür geradeaus in die Bibliothek. Gleich links an der Wand befand sich der Zeitschriftenständer, den sah sie nicht durch. Das hatte sie mal mit Olaf gemacht, er hatte ihr gezeigt, daß jeder Aufsatz dummkopf, nichtsnutz, falsch, allerhöchstens gelehrt sei. Er hatte vorgelesen, zitiert, sich lustig gemacht. Philosophie, so erklärt, fand sie unterhaltsam. Aber das war gegen Olafs Absicht: Das einzige interessante Moment an Philosophie sei eben dieser Unterhaltungscharakter, so weit sei schon alles korrumptiert.

Die Lexika standen vorne rechts. Grimmsches Wörterbuch, hm, Laplanche/Pontalis' Vokabular der Psychoanalyse, Adelung, Rudolf Eislers Philosophisches Wörterbuch, Speziallexika. Sie wurde vom Blättern müde, nichts drin als Zitate, scheinheilige Abstraktionen, das gab nichts her, das konnte sie sich selber zusammenschreiben. Sie blätterte in gewichtigen Werken, aber das verwirrte sie. Heike schlenderte an den Regalen vorbei, wußte nicht, wo sie zuerst hingreifen sollte. Sie verstand die Ordnung nicht, ging zurück zum Lexikonregal und nahm sich diesmal die Rückseite vor. Dort standen 25 Leitzordner. Sie zählte mit Reim ab und schlug einen Ordner auf. „Referate SS 1967 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik“, aha, Seminarprotokolle, Teilnehmerlisten, mal sehen, ob man jemanden kennt: Irving Wohlfahrt, Angela Davis, Gisela Bezzel-Dischner, Rolf Wiggershaus, H. Krahl, Tilman Schulz, Hans Freier, E. Knödler-Bunte, Volker Müller, und und, das nahm ja kein Ende, mal die Referate durchsehen. Da, eine Stelle: „Frei sind die Subjekte, nach Kantischem Modell, soweit, wie sie ihrer selbst bewußt, mit sich identisch sind; und in solcher Identität auch wieder unfrei, soweit sie deren Zwang unterstehen und ihn perpetuieren. Unfrei sind sie als nichtidentische, als diffuse Natur, und doch wieder frei, weil sie in den Regungen, die sie überwältigen – nichts anderes ist die Nichtidentität des Subjekts mit sich – auch des Zwangscharakters der Identität ledig werden. Persönlichkeit ist die Karikatur der Freiheit.“ Das war aus der Negativen Dialektik von Theodor W. Adorno, S. 292. Nochmal lesen. Und nochmal. Fazit für Heike: Eine Ich-Identität kann nicht in andere sozialwissenschaftliche Konzepte, Begriffe oder Theorien aufgelöst werden, die „Identität“ muß im Hegelschen Sinne aufgehoben werden, ja, aber wie, guter Mann, wie. Ich muß ja positivistisch vorgehen, eine Art soziologische Handlungstheorie brauche ich schon. Heike nahm einen anderen Ordner. Sommersemester 63, Thema Kant, wer hat denn da so mitgemacht? Inge Maus, Ulrich Enderwitz, G. Mensching, K. B.

Schäuffelen, F. Herborth, M. Puder, A. Krovoza, Gisela von Wysocki, A. Kuhlenkampff und ein Willi Lautemann, sogar mit Referat vertreten, gehalten am 25. 7. '63: „Die Kritik der Leibnizschen Metaphysik in dem Kapitel „Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe durch die Verwechslung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transzentalen“. Wirklich nicht, woher hat der Kant überhaupt das Wort „Amphibolie“, wer hat denn das damals gekannt? Die Teilnehmerlisten sind ja interessant, alle schön mit Adresse. Sie sah die Ordner durch. Das könnte ein Kuhhandel werden, dachte sie. Einige dieser Typen kommen ja mal bestimmt ganz groß raus, werden mal bekannt, da ist's für das Amt doch mal was Schönes, solche Arbeiten in der Hand zu haben. Möller zum Beispiel machte die Koordination mit dem Verfassungsschutz und zu den Geheimdiensten der Alliierten, er bekam Daten, aber mehr als er lieferte. Möller von der „Feindlageaufklärung“, wie er scherhaft genannt wurde, wäre natürlich glücklich, wenn er Gelegenheit hätte, auch einen Daten-Pool zu liefern. Bei ihm fragte sogar das Bundespresseamt an, ob er nicht mal nachsehen könnte, da seien ein paar rote Vögel von sogenannten angesehenen Zeitungen aufgetaucht, man könne sich vorstellen, daß die mal eine Pressekonferenz durcheinanderbringen wollten. Möller war in Ordnung, den mochte sie, und dem armen Hund so etwas kopiert zu überreichen, der würde sich riesig freuen, und wenn sie sich recht erinnerte, war sogar der auch bei Adorno in einem Seminar gewesen, jedenfalls hatte er so was erzählt, gleich mal nachsehen, und wenn es eben nichts war, dann konnte Möller es ja wegwerfen. Tatsächlich: Leppert, Bulthaupt, Schnädelbach, H. Gläser, Cibulla, Rolf Tiedemann, Möller, H. G. Backhaus, F. W. Schmidt, etc. Sie nahm sich die Teilnehmer- und Referatelisten und kopierte sie vollständig. Das war langweilig, und sie wurde unruhig. Dieses Individuum-Subjekt-Problem. Sie brachte die Ordner wieder ins Regal.

Eigentlich komisch, es könnte doch jemand die Rezeption der Kritischen Theorie anhand der Seminarprotokolle und Referate schreiben. Da stand ja vieles an Kommentaren drin, die Adorno selber zu sich gegeben hatte, warum machte das niemand? Besonders lächerlich fand sie, daß einige Leute ihre Referate inzwischen entfernt hatten. Die hatten wohl Angst, sich mit ihren Jugendarbeiten zu blamieren.

Ratlos blickte sie zur Wand, drehte sich zur Eingangstür und sah unversehens in das freundliche, aber stumme Gesicht eines verwachsenen, buckligen Menschen. Sie schaute unschlüssig zurück. Der Mann steckte in einer viel zu großen Flanellhose, die von zwei überbreiten Hosenträgern gehalten wurde. Ein graugestreiftes Hemd war nur lose in die Hose gestopft, die oberen drei Knöpfe waren offen, und ein nicht mehr sauberes Unterhemd war zu sehen. In der Hand hielt er ein Taschentuch, grob zusammengeknüllt. Seine Haare waren dünn und strähnig, ungekämmt. Einen viel zu großen Kopf hat der. Wer war das? Was wollte der von ihr? Heike wußte nicht, ob sie jetzt zuerst etwas sagen mußte, sie war ja schließlich keine Studentin, hielt sich unautorisiert in diesem Raum auf, aber der Mann erschien ihr verzweifelt, was war zu tun? „Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er.

Der Atem dieses Mannes ging schwer, nun zog er an einem seiner Hosenträger, sie mußte lächeln.

„Ich suche philosophische Literatur, die das Problem behandelt, wie man ein Individuum feststellt, eine Person, und wie der genaue Begriff und die Geschichte des Begriffs eines Sub-jectes ist, wie das abzugrenzen ist gegenüber ‚Ich‘ und ‚Person‘. Alles in allem läuft es darauf hinaus, daß ich wissen will: Wie pariert man die Adornitische Auffassung von Ich-Identität?“

„Die Literatur ist Legion! Können Sie Ihr Problem nicht genauer eingrenzen?“ fragte der Mann.

Sie redete vom Zusammenhang der Kriminologie mit der Philosophie, von Individualität und Merkmalsliste, Eigenschaftskonglomeraten und Charakterbeschreibung, aber auch vom Sub-jectum. Das letztere wollte er ihr sofort erklären. Der Mann geriet in Euphorie. Er fing beim vorsokratischen Gottesbegriff an, kam über Aristoteles zu Kant. Heike war verblüfft, sie hatte richtig gelegen.

„Wie heißen Sie eigentlich?“ fragte sie.

„Lautemann, Willi Lautemann.“

„Ah, Sie haben dieses Referat bei Adornos Kant-Seminar geschrieben über die Kritik an Leibniz, ich hab das gerade durchgeblättert.“

„Was, wo?“

„Da liegen die Ordner mit den Referaten und Protokollen.“

„Ach so.“

Und weiter gingen seine Erklärungen über das Ich bei Fichte, eine endlose Kaskade aus Zitaten und Textquellen. Er machte keine Pause, sondern führte sie von Regal zu Regal, zog dort ein Buch heraus, las etwas vor, resümierte, konfrontierte, gab eigene Kommentare, referierte die selbstverständliche „unmögliche“ Rezeptionsgeschichte. Mein Gott, eine junggesellige Redemaschine. Er achtete nicht auf ihre Stimmung, war offensichtlich froh, jemanden als interessierten Zuhörer zu haben, jemanden, der bereits einen Wunsch artikuliert hatte, selbständig einer Aufgabe nachging. Sie träumte von langen Schwingen großer Vögel, die sie in den blauen Himmel wegturgen, vom Geruch des von der Sonne versengten Grases auf Sizilien. Lautemann war inzwischen bei Adorno angelangt, Musil folgte, das Individuum sei nur Verkehrsknotenpunkt allgemeiner Tendenzen, aber bitte wie das Individuum daraus erklären, ginge nicht, Verfall traditioneller neurotischer Einzelgänger, Nietzsche-Einschub, Theorien des Subjekt-Verfalls, Lenin, das war ja dumm, zuviel, ein Mühlrad im Kopf, bloß weg hier, das war ja Folter, unerträglich dieses dichte Geschwätz ohne Richtung, dieses scharfe Sammelsurium abendländischer Geistesgeschichte. Lautemann verstummte, zog die Augenbrauen hoch, schnappte nach Luft, rülpste, entschuldigte sich und, nein, fuhr fort.

„Es gibt angelsächsische Literatur, die für Sie bedeutsam werden könnte, kommen Sie mal mit.“

Vorne, direkt gegenüber dem Lexikonregal stand die logisch-systematische Literatur. „Hier!“ brüllte er fast, Speichelreste verklebten seine Mundwinkel, er ächzte plötzlich, zog eine Minisprayflasche mit Aerosol aus einer Nikita-Chrustschow-Hose und atmerte ein Gemisch gierig ein, ließ die Flasche hastig in der Hosentasche verschwinden. „Hier, Saul Kripke, das ist wichtig, dieser

Aufsatz ‚Naming and Necessity‘, der geht gegen alles an, und dazu der Kommentar von Gareth Evans, The Causal Theory of Names.“

Um Gottes willen, schrie sie innerlich, der will wirklich, daß ich das lese, dieser Kobold, der ist wohl ganz allein, sonst würde er sich nicht extra die Zeit für mich nehmen.

„Wo gegen ist denn der Kripke?“ fragte sie.

„Die traditionellen Bedeutungstheorien oder Theorien des Sachbezugs teilen sich im wesentlichen in zwei Gruppen: Frege-Russel-Quine sagen, daß ein Name oder ein Referenzobjekt einer einzigen, singulären Kennzeichnung synonym ist, und Leute wie Wittgenstein, Searle, Strawson und Ziff nehmen statt einer Kennzeichnung einfach Büschel, beziehungsweise Familien von Eigenschaftslisten, Kripke behauptet nun, daß alle Unrecht haben.“

Klingt ja interessant, aber wann sollte sie das alles lesen, wann sich einarbeiten?

„Ich kopiere Ihnen das“, blies er vor sich hin, nahm die Bücher, rief „Kommen Sie, kommen Sie!“ Es ging alles so schnell, im Nu waren sie am Kopierer, er zog einen Schlüssel aus seiner Wundertütenhose, steckte ihn in die Maschine, kopierte zwei Seiten, sah hilflos zu ihr hinüber und bat sie, weiterzumachen. Er könne das so schlecht, sein Asthma, sein Herz; und diese Sommerhitze würde ihm fast den Lebensfaden durchschneiden, sein Kreislauf sei so schwach.

Sie sprachen über Literatur, eine Abwechslung mußte sein, sonst würde sie einfach weglaufen. Er berichtete begeistert von der Autobiographie des irischen Dramatikers – er sagte „Sien“ statt „Schohn“ O‘Casey. Sie lächelte, hatte Angst, noch irgendeinen Namen zu erwähnen, der kannte ja alles und jedes, der würde endlos erzählen. Logisch, wenn ihm nichts Weiterführendes einfiel, dann dachte er eben assoziativ und selbstbezüglich. Sie hatte beinahe keine Geduld mehr. Trotzdem erschien er ihr mit seiner geistigen Verkorkstheit als lieb, verletzlich, sie fühlte seine Herzlichkeit. Olaf müßte diesen Menschen sehen, die beiden müßten sich mal unterhalten, dann hätte Olaf einen guten Gesprächspartner.

Heike war am letzten Blatt angekommen, Lautemann schüttelte sich kurz.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte sie leise, „kann ich Sie anrufen, wenn ich noch Fragen habe?“

„Nein“, sagte er unwirsch, „ich habe kein Telefon, aber geben Sie mir Ihre Telefonnummer, ich werde Sie anrufen, warum kommen Sie nicht in mein Husserl-Seminar?“

„Ich studiere gar nicht hier“, entgegnete sie zögernd.

„Das macht nichts, wenn Sie Zeit und Interesse haben, dann kommen Sie einfach, ja?“

„Ja“, sagte sie, „aber ich habe wenig Zeit, um mich vorzubereiten, was soll ich denn da lesen?“ „Lesen Sie einfach diese beiden Aufsätze, das reicht, reicht völlig.“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie überhaupt verstehe“, wandte sie ein. „Das wird sich zeigen, ich rufe Sie diese Woche noch an, dann fragen Sie, und nächste Woche Donnerstag kommen Sie dann einfach vorbei, ja?“

„Ja“, sagte sie, ohne es zu wollen, ganz automatisch, auf was hatte sie sich da

eingelassen? Ihre verdamte Unfähigkeit, nein zu sagen, ihm auch noch die Telefonnummer zu geben! So ein Unsinn, warum hatte sie nicht behauptet, daß sie ebenfalls kein Telefon hätte oder irgendeine Verpflichtung, um eine Seminarteilnahme abzulehnen. Bei diesem komischen Männchen, aber jetzt hatte sie sich verpflichtet, und das ärgerte sie maßlos. Kurze Verschiebung, zurück blieb dieser zerknautschte Mann, der in jeder Faser seiner Expression sich ausdrücken wollte, eins zu sein wünschte mit der Welt.

Die Mensa war nur zweihundert Meter entfernt, in der Vorhalle wühlte sie sich durch den Basar, die Bücherverkaufsstände, die „Arbeiterkampf“-Verkäufer, ein Typ mit Pferdeschwanz belustigte sie, sie mußte Schlange stehen, wie in der Kantine, kaum Gespräche in der Queue, gesenkte Köpfe, kein Lachen, am Tisch keine Begrüßung, nicht einmal Aufsehen, kein Wort fiel, dumpfe und blöde Studenten, Pack. Sie wollte nach Hause.

Die Autobahn nach Wiesbaden war fast leer, sie konnte entspannt fahren. Dieser Lautemann ging in ihrem Kopf herum. Ob der sonst noch was geschrieben hatte? Sie fuhr zur Landesbibliothek, parkte aber auf dem Schulhof der Oranienschule, dort wurde das Tor nicht abgeschlossen. In der Landesbibliothek fand sie einen Hinweis: Lautemann, Willi: „Wissenschaftslehre und genetisches Prinzip.“ Was, bitte, ist ein genetisches Prinzip? Na ja, Beitrag in der „Festschrift Julius Schaa“¹, den kannte sie nicht. Sie würde Lautemann nach Fichte fragen. Es war zuviel Bibliothek heute, sie fühlte sich fremd und lief aus der Eingangshalle nach links zur Kirchgasse hinunter. Individuum als Büschel von Kennzeichnungen, diese Kennzeichnungen und Eigenschaften in eine Zeitordnung gebracht, aber welche Daten sind wirklich wichtig, vielleicht wissen die Germanisten von der Biographie-Forschung eher was oder die Soziologen des Lebenslaufs. Sie glaubte sich auf der richtigen Spur. Dann erinnerte sie sich an ihr Auto, lief schnell zurück und fuhr nach Hause. Olaf trank wie üblich sein Bier, der Aschenbecher war voll Kippen.

„Na, was hast erreicht?“ fragte er.

„Ich hab nicht viel verstanden, aber so'n Typ, Willi Lautemann, 'n Krüppel, hat mir Tips und zwei Aufsätze gegeben, den treffe ich nächste Woche wieder.“

„Was, den Lautemann, dieses spinnerte Männchen, ach du liebe Zeit“, lachte Olaf.

„Der wollte mir mal erzählen, daß der Adorno in einigen Gesprächen mit dem Göttinger Musikwissenschaftler Rudolf Stephan eine völlige Unkenntnis der Musikgeschichte offenbart hätte. Der Helmut Heißenbüttel hatte damals die Regie, aber er meinte, daß sich Adorno schon als listenreich erwiesen hätte, und schmunzelte dabei. Ich wollte das dann mal nachprüfen und habe tatsächlich vom Süddeutschen Rundfunk ein Verzeichnis mit diesen „Hörspielen“ erhalten. Aber Manuskripte sind nicht vorhanden, eine Tonkassette wird einem nicht einmal auf eigene Kosten bereitgestellt, und so werde ich die Dinger nie hören und in den Gesammelten Schriften wird es wohl auch nie erscheinen.“

Überhaupt hatte es der Lautemann mit solchen nicht nachprüfbarer Sachen über Adorno. So würden ebenfalls aus den 60er Jahren Semesterwochen-

schauen der Frankfurter Studenten existieren, seien irgendwo im Vorführraum des Studentenkinos „Pupille“ gelagert, und hier wäre Adorno mit Faschingshüten und schönen Studentinnen im Arm zu sehen. Ich habe dann mal den Kurt Otterbacher und die Daniela Düsterberg gefragt, ob das stimme, und habe nur böse Blicke geerntet. Und als drittes erzählte mir unser Komiker noch, daß Adorno selbst beim Billardspiel, wenn er nicht gerade darauf vögelte, eine „Eckermann“ bei sich hatte, die sich jedes Sätzlein von ihm notieren mußte.

Mensch, der Lautemann, was ist das für ein Leben, laufend Wahrheiten erzählen zu müssen. Wäre er doch bloß bei Fichte-Sachen geblieben“, lachte Olaf wieder preßluftartig auf.

„Ich find ihn ganz nett, er hat viel Ahnung!“ widersprach sie.

„Bürgerliches Gequassel“, keifte Olaf, aber sie hörte es nur von fern. Mit ihm war heute nichts anzufangen, zum Lesen der Aufsätze hatte sie keine Lust, aber was sonst tun, vielleicht sich einen Kognak reinknallen oder zumindestens zwei Bier, damit sie ihre Ruhe hatte.

„Was redest du denn mit deinen neuen Kneipenkollegen?“ wollte sie wissen. „Wir wollen was tun, es muß was passieren“, sagte er ärgerlich. „Wenn ich deine Phrasen höre, wird mir schlecht, ändere doch die Welt mit Lautemann-Parolen, Scheißhausparolen, Dreck, kapierst du denn nichts? Denk doch endlich mal nach! Häng dich doch nicht immer an andere Leute!“

„Zunächst hänge ich ja an dir“, warf sie ein, „und was bitte wollt ihr wie verändern, mach doch mal konkrete Vorschläge!“

„Wir wollen kämpfen“, sagte er hart, „wir wollen die Knarre in die Hand nehmen und das Scheißsystem bekämpfen.“

„Hahahaha“, lachte sie hell auf, „du mit 'ner Knarre, und wen willst du denn umbringen, was willst du denn kaputt machen, dich vielleicht? Ein Bömbchen werfen, ja, das ist aber lustig, der Kleinbürger und Germanistikstudent als Gewalttäter, doll, noch nie dagewesen.“

„Mir ist das sehr ernst“, schrie er, nahm sich seine Jacke und warf die Tür von außen zu. Der war imstande und würde tatsächlich ernstmachen, dieser kleine, zarte, kindliche, verhaltengestörte Mensch, aus Enttäuschung, Verzweiflung, Langeweile würde der das machen. Und ihre Liebe wäre keine, wenn sie ihn nicht dran hindern würde, blitzte es auf, aber es unterschied sich ja nicht von all dem bisherigen Gerede und Gequatsche und Gequassel, jede Woche ein anderes Ziel, eine andere Politik, er hatte ja nichts Verlässliches mehr.

Sie wußte nicht weiter. Sie dachte nur daran, wie er heute Nacht schon wieder betrunken nach Hause kommen würde, zerfallen wie eine Ruine, würde sich vielleicht charmant vorkommen und witzig. Man sollte mal ein Tonband mitlaufen lassen und es ihm in nüchternem Zustand vorspielen. Das wäre es.

Heike rief Karin an, und sie verabredeten sich im Café Schad, das lag nicht weit entfernt, wie alles in Wiesbaden dicht und menschlich eng zusammenlag, für Außenseiter nichts. Heike erzählte vom Frankfurt-Besuch, Karin lachte unentwegt, sie verstand solche Probleme nicht. Der Rest des Tages verlief in Ruhe. Abends las sie ein paar Gedichte in der Hoffnung, daß ihr da-

durch eine Inspiration kommen könnte. Olaf kam tief in der Nacht, zog sich rasch aus, stolperte nicht und legte sich schlafen.

Beim gemeinsamen Frühstück saß er vorwurfsvoll schweigend da. Warum verkroch er sich ausgerechnet heute nicht hinter der Zeitung? Er wischte ihren Blicken aus, rauchte heftig mit tiefen Zügen, trank Kaffee. Sie beeilte sich mit dem Wegkommen. „Ciao“, rief sie beim Türeschließen.

„Na, was rausgekriegt?“ fragte der Abteilungsleiter fordernd.

„Ich habe kopierte Literatur dabei, verspricht interessant zu werden, ich hab' einen Lehrbeauftragten an der Uni getroffen, der mich durch diesen Dschungel führen wird.“

„Weiß der, wo wir arbeiten?“, fragte der Abteilungsleiter erschrocken, aber Heikes Bild beruhigte ihn.

Nach Kaffee und Kollegenschwatz legte sie die beiden Aufsätze vor sich auf den Tisch. „Kripke“. Durch die Fachtermini schien kein Durchkommen. Sie notierte sich alles, was sie nicht verstand.

Saul Kripke war zunächst langweilig. Was bitte ist ein „rigid designator“? Eine starre Kennzeichnung? Wichtig für ein Subjekt, das lernte sie von Kripke, sind die einzelnen Stationen des Lebenswegs überhaupt nicht. Die Biographie hätte völlig anders verlaufen können. Keine Einzelheit war notwendig: für Aristoteles war es uninteressant, ob er nun die Metaphysik geschrieben hatte oder nicht, ob er sich jeden Morgen die Zähne putzte oder erst am Abend. Was sollte sie dagegensetzen? Wie kennzeichnet man treffend lebendige Menschen? Vielleicht durch die Anekdote, die lokale Sprache, das Individuelle, das sich ausdrückt in Witz, Mut und Geschicklichkeit, natürlich auch in platten Lebensgewohnheiten.

Ihr glitt die Sache aus der Hand, so war nix zu holen. Doch mal Olaf abchecken, Olaf, Merkmal: Trinker. Seine Trinkergeschichte traf aber auch auf andere zu, viele hatten diese Karriere hinter sich, diese sozialen Verhaltensmuster, man mußte also das ihn von anderen Trennende gut kombinieren, mit Kneipennamen, Kollegen, Orten, Biermarken, Zeiten. Eben Datenmengen koppeln. Olaf wurde ein bloßer Name, eine Verbindung von Verhaltensteilen, Eigenschaften und Gewohnheiten. Der einfache Gedanke daran irritierte sie, so kann man doch keine Person auflösen. Aber wenn sie Olaf suchen würde und jemand gäbe ihr diese Informationen, sie fände ihn. Daten richten sich nach dem Fahndungsziel, also doch alles erstmal sammeln? Es sei denn, Olaf wüßte von der Suche und würde seine Gewohnheiten ändern: Könnte man die Änderungen voraussagen, konnte der Heini sich überhaupt noch ändern?

Es war Feierabend, sie wollte jetzt nicht mit dem Auto fahren, lieber spazierengehen. Sie lief die Idsteiner Straße hinunter zur Stadt zu, den Geißberg hinab, und bekam beim Vorübergehen an der Kneipe „da Marcello“ Lust auf einen Capucco. Drinnen wurde fast ausschließlich italienisch geredet, das er gab einen amüsanten Kontrast, wenn man auf den Feierabendverkehr sah, die sich gegenseitig ärgernden Autos, das Streulicht im Regen. Eine seltsame Mischung, wie man sie in Italien nicht fand und hier in Wiesbaden nie vermuten würde.

★ ★ ★

Sie lief nach Hause. Olaf saß mit diesen drei Menschen wieder in der Küche, knappe Begrüßung, sie brauchte erst einmal Ruhe. Sie spürte aber die unterschwellige Erwartung von Olaf, der wollte eine selbständige Frau, die fröhlich parliert, immer präsent ist, eine starke Frau, die er seinen Saufbekanntschaften vorzeigen und sich damit aufwerten konnte.

„Kratzt etwa Ihr Nachthemdchen? Haben Sie ein schlechtes Gewissen?“ tönt es aus dem Radio. Warum macht er bei den 5 Minuten Werbung nicht den Kasten aus, das wäre ja mal wenigstens eine Entscheidung am Tage, aber nein, er ließ das Mistding dudeln und dudeln. Aber wie er abends in der Kneipe die Leute kritisierte, die nach dem Aufwachen das Radio einschalteten, aber selbst nicht einen Ton Musik machen können, dabei konnte er nicht einmal Noten lesen, brüstete sich aber damit, daß Adornos Kommentare zur Musik ganz hervorragend und noch unverstanden seien.

Sie hörte nicht zu beim Gerede über Politik, diese Pubertärträume von der Umgestaltung der Welt, das ging ihr auf die Nerven, aber es war eben Olafs Lebensstil, den mußte sie noch teilen, es war das Ende ihres Arbeitstages, sie mußte ihre Erlebnisse, Gefühle und Gedanken, auch wenn sie noch so banal, nichtssagend und in seinen Augen dämlich waren, loswerden, mein Gott, sonst war ja überhaupt nichts mehr zwischen ihnen los. Sie ging zu den hingelümmelten Politiggern und sagte:

„Das liebe Subjekt übrigens, ist Täter und Opfer, frei und unfrei, es kommt hat drauf an, die jeweiligen Anteile zu bestimmen, und darum muß man die Adornosche Aporie“, nun wiederholte sie diese schöne, wenn auch nicht allzu bezeichnende Stelle aus der „Negativen Dialektik“ – „mindestens in Geschichte und Ästhetik auflösen. Aber wie ich es will, scheint es unmöglich.“ Olaf guckte ratlos. „Ja, aber was soll das jetzt?“ murkte er.

„Wie stellt ihr denn die Individualität einer Person fest?“

Sie lächelte die beiden anderen an. Endlich begann der eine mit stierem Gesichtsausdruck: „Ja, das Individuelle ist der Charakter, so eine heldische Unverwechselbarkeit. Aber nicht wie die Zahnstellung, sondern das ist die Konzentration seiner durchdachten Erlebnisse, eben Erfahrung. Individuell ist einer, der sich eben wie ein alter Fuchs verhält. Aber das ist auch die Gefahr. Der alte Fuchs taucht irgendwann auf, der ist vorhersagbar, sein Verhalten, mein ich. Man hat Respekt vorm alten Fuchs, aber man erschießt ihn doch. Wichtig wird also ein Individuum, wenn er zum Beispiel vom Staat bedroht wird, daß er kein Individuum ist. Kein bunter Hund wird. Der Held, der Bundeskanzler, ein Individuum ist der normale Angestellte.“

„Aber auch der Angestellte hat doch ein Leben vor und hinter sich“, warf Heike ein.

„Ja, willst du'n tabellarischen Lebenslauf von mir, oder was!“

„Ja, das ist vielleicht ein Weg, Lebenslauf, Eltern und Freunde, Lehrer, Arbeitgeber fragen, Führungszeugnis, wann du in welchen Kneipen rumhängst, das gibt ja ein Profil...“

„So'n Quatsch, ein Dreck gibt das, das gibt vielleicht deine öffentliche Person ab, das ist doch Scheiße, aber doch nicht dein Selbstbewußtsein, das gibt 'ne Figur, aber keine Seele, das gibt ein Monstrum, eine Reduktion, Rollenspiele, aber das bist du auf keinen Fall...“

„Aber du handelst doch, und das gehört zu dir, zu deinem Selbstverständnis...“, erwiderte sie.

„Ach was, Selbstverständnis, Mensch, du bist wie jeder voll Selbsttäuschungen, das Ich gibt's doch gar nicht mehr, keine Identität, kein Individuum, schmink dir das mal ab, alles Mist.“

Das war's dann wohl, dachte Heike, die sind ja schon erschöpft. Es gibt Abweichungen, auch wenn der Alltag viele Menschen leben läßt, da laufen Faschisten und Kommunisten auf demselben Bürgersteig zu Karstadt, kaufen dieselbe Coca-Cola, lesen beide zur Abschreckung die FAZ und unterscheiden sich doch. Sie hatte von Werner Waldhoff gehört und dem Gartenpeter, die waren äußerlich von den Normalbürgern nicht zu unterscheiden, die waren fleißig, pünktlich, ordentlich und sauber, gerade diese Tugenden, das „Unauffällige“ hatte ihnen geholfen, so viele Banküberfälle gefahrlos zu überstehen. Es gibt Unterschiede, aber wie hält man sie fest, wie stellt man sie fest? Heike war ratlos, man sollte Personenkonzepte differenzieren und dann auch kombinieren, also Figur mit Rolle, Charakter und Selbstbewußtsein, möglicherweise gab es ja eine Merkmalshierarchie? Ob es draußen regnete?

„Also“, sprach Olaf zäh, „wir konnten Leute eingrenzen, wir haben Gutachten gemacht, dann wußten wir ungefähr, wo sie zu finden waren, tot natürlich, aber wir haben auch versprengte Tote eingrenzen können, also nach ihrer wahrscheinlichen Zugehörigkeit, ob zur SS oder anderen Divisionen“.

Das verstand Heike nicht, Olafs kryptische Rede. Wieder ein Auswuchs von Profilneurose?

„Kannst du uns das erklären?“

„Ich hab', als ich in München studiert hab, doch beim Deutschen Roten Kreuz gearbeitet, beim Suchdienst. Und der Suchdienst war für die Hinterbliebenen oft die letzte Hilfe. Wenn jemand vermißt war, dann mußte der ja erst für tot erklärt werden, damit die Angehörigen die Rente bekamen. Und nach den OKW-Berichten, den russischen Quellen, Augenzeugenberichten und -einschätzungen, nach Kriegsgefangenengerüchten wurden Gutachten angefertigt, wo die Leute verreckt, vielleicht auch in Massengräbern verscharrt waren. Das hatten wir sogar auf Computer umgestellt, das ging flott und mit kleinster Fehlerquote.“

Heike überlegte: Eigenschaften mit Wahrscheinlichkeitindizes belegen. Interferenzen konstruieren, das würde ja ein tolles sozialwissenschaftliches Programm werden. Das schien ihr die einzige lohnende Richtung zu sein. Heikes Gesprächspartnern war unwohl, weil sie sich ein Gespräch hatten aufzwingen lassen, während sie sich über konkrete politische Aktionen Gedanken machen wollten.

„Ich werde dieser Subjekt-Individuum-Person-und-was-weiß-ich-Story nachgehen, bis wann brauchst du es denn?“ sagte Olaf und lächelte. Heike war überrascht.

„Wir gehen kurz noch mal in die „Courage“, meinte Olaf.

Ihr tollen Macker, ihr müßt euch wieder stark und toll saufen, dachte sie und sagte dennoch „Okay, ich bleib' zu Hause.“ Und während die anderen ihre

Tabakkrümel vom Küchentisch sammelten und auf diese Weise ihren Abtanz vorbereiteten, überlegte sie sich einen Plan für den Abend. Da bliebe nur das Fernsehen. Zum Lesen fehlte ihr jede Lust und Energie, irgend etwas Passiv-Einlullendes sollte es schon sein.

„Tschüß“, lächelte Olafs Kindergesicht, „ich bin gegen zwölf, halb eins wieder da.“

Sie ging ins Bett, blätterte zwei Zeitschriften durch, kuschelte sich in die Kissen, träumte, faßte sich zart an und verschwand aus dieser Welt. Nachts, sehr spät, wachte sie plötzlich auf, voller Angst, wälzte sich von einer Seite auf die andere, Sirup war im Herzen, sie sah Olaf vor sich, seine Wahrnehmung war ja schon die eines Sterbenden, wie wollte er den Staat unterlaufen, wie wollte er von einem Staat zurückerobern, was er selbst niemals hatte? Der wurde gelebt, der lebte ja nicht mehr selbst. Er war nicht autonom, nicht authentisch, seine Sprache war ein Greuel, seine Gefühle waren Ruinenpflänzchen. Den sollte man zu einer Selbstbeschreibung zwingen. Woraus sollte seine Identität entstehen? Daraus, daß er auf Demos Steine wirft?

Er kam gegen Morgen, man sah die Sterne durch das vorhanglose Fenster, er schlief unverzüglich ein, er schlief frech, und sie richtete sich auf, in hilfloser Wut, sie hätte ihn erschlagen können, aber sie blickte ihn nur an und langsam begriff sie, was tiefer Haß sein könnte.

Olaf war völlig verschlafen und lieh sich Geld von ihr, um nach Frankfurt zu fahren und dieser Identitäts-, Person- und Subjektivitätssache nachzugehen. Das verblüffte sie. Sie wußten ja beide gar nicht so recht, welcher Frage dort nachzugehen sei, die Lösung lag aber im unordentlichen Vorgehen, das fühlte sie, wußte aber nicht, warum diese Frage nach Identität einen dermaßen großen Platz in ihrem jetzigen Leben einnahm.

Diese Personengeschichte mußte er gut absolvieren, er mußte da durch, dann hätte er wieder Freiraum, Heike würde sich freuen, er müßte sich dann nicht irgendwelchen Erwartungen unterwerfen, erfolgreich zu sein, zu gewinnen, fröhlich, sportlich, lebensfroh mit klaren Zielen durchs Leben zu laufen.

„Also, du willst wissen, wie eine Strategie aussieht, jemanden zu identifizieren, von dem man nur Einzelheiten, vielleicht nur den Namen, nein Name ist ja schon Geschichte, welche Daten man braucht und wie man die ins Geschick bringt“, versuchte Olaf sein Glück.

Blitzmerker, dachte Heike, ja, wie eingrenzen, abrastern, wie ein scanner bei Bildern, dann feinrastern, vom Abstrakten zum Individuellen, angewandte Mengenlehre, die gemeinsame Schnittmenge aller möglichen Daten, wie viele braucht man?

„Richtig“, sagte Heike, „und wie das ist, wenn jemand sich verändert, wenn einer seine Miete bei der Stadtsparkasse um die Ecke bisher persönlich eingezahlt hat und dann plötzlich von seinem Bankkonto abbuchen läßt, was hat ihn dazu motiviert? Was ist vorhersagbar, was nicht, welche Anteile gibt es, Micky Maus und Donald Duck zum Beispiel, deren Handlungen sind vorhersehbar, aber es gibt dennoch neue Abenteuer, Erlebnisse, aber keine Erfahrungen, es wird nichts verarbeitet, Figuren vor einer Kulisse, die nichts lernen, ewige Wiederholung, Positionen als Opfer und Täter, actor und spectator, Amboß oder Hammer, wie wird man eines, wird man anderes, was ist

Schicksal, wie kreuzt man Lebensläufe, wie steigt man auf, wie läuft man nebenher, wer ist man eigentlich?"

„Du willst ja eine ganze Geschichts-, Gesellschafts- und Freiheitstheorie, nee, nee, das machen wir Schritt für Schritt, erst mal deine Berufsfrage, da sehen wir, ob man philosophische Fragen in positivistische Wissenschaft auflösen, überflüssig machen kann, erst mal langsam angehen. „Ciao, bis heute abend“, sagte Olaf und ließ die Tür zuschnappen. Den Weg zum Bahnhof ging er zu Fuß.

Auf das erste weiße Blatt schrieb er: Die Kunst des Vergessens, Verdrängens und Ignorierens ist wichtiger als die des Suchens, Findens und Behaltens, Zitatfüßchen, und als Quelle vermerkte er sich selber, Olaf Schaussei. Ein brillanter Anfang. Jetzt war es nur noch eine Fleißarbeit, all die Zitate von Hegel, Habermas, Stalin, Lenin, Augustinus, Rousseau, Diderot, Klassenlage, Geschichte, Notwendigkeit.

Heike briet einen Schweinebraten im Kochtopf an, als er eintrat, locker und froh. „Sonderangebot“, sagte sie kühl, „Bier steht im Kühlschrank.“

„Ich hab deine Individuumstory fertig, ist 'ne akzeptable Zitatcollage. Das ist 'ne gute Grundlage für 'ne Diskussion, das Systematische. Das mit Kripke und Co. wirst du sicher mit Lautemann abmachen.“

Er ging zum Kühlschrank, griff sich ein Bier, wußte nichts mehr zu sagen, schlug die Zeitung auf. Heike schwieg ebenfalls, räumte den Küchentisch auf, verteilte Teller, Besteck und die verschiedenen Schüsseln. Sie konnte nicht mehr, sie würde sich einen anderen Typen suchen, irgendwas Pflegeleichtes, jemand, der Feinde hatte, einfach normal war, der keinen Ärger machte. Und prompt platzte sie heraus:

„Ich kann nicht mehr, Olaf, ich werde mir eine eigene Wohnung oder ein Zimmer nehmen, sobald wie möglich, ich platze, ich verdorre.“ Olafs Reaktion war treuherzig beleidigend.

„Und wie soll ich hier die Wohnung halten? So viel Geld hab ich nicht. Bis ich jemanden gefunden habe, das dauert!“

„Das Geld kriegst du natürlich so lange von mir, bist du jemand Neues gefunden hast für das Zimmer, klar?“ Sie rief Karin an: „Karin, kann ich bei dir für ein, zwei Wochen wohnen?“

„Na klar, ist's so schlimm? Ja, komm doch...“

Heike packte alles zusammen, holte aus dem Keller einige Kisten für ihre Bücher, nahm Olafs Zitat-Collage mit, stopfte alles ins Auto, warf ihren Schlüssel in den Briefkasten. Endlich konnte sie sich für andere Möglichkeiten und Lebensformen interessieren.

★ ★ ★

Der nächste Morgen im Amt war nicht anstrengender als sonst, sie mußte Lautemann eine Postkarte schreiben, er würde heute vergeblich versuchen, sie anzurufen. Ihm nicht die Nummer von Karin geben, aber einen Termin ausmachen, nächste Woche in seinem Seminar, da würde er bestimmt Zeit haben. Und sie las Olafs Zitat-Collage, fand die aufrührerischen Zitate von Lenin, Habermas, Stalin etc. sehr lustig. Das breite Lachen des Abteilungsleiters konnte sie sich vorstellen, eine interne Schrift des BKA mit solchen Zita-

ten! Das war eben der Vorteil von Konservativen, die konnten mit Lust und Laune Stalin zitieren, aber wenn ein Sozialdemokrat dergleichen in den Mund nahm, empörten sich die Rechtskonservativen. Sie hatte 24 Seiten über Rasterfahndung geschrieben, das reichte für diese Woche, das konnte sie übers Wochenende liegenlassen, noch ein paar amerikanische Sachen zur Cryptanalysis lesen, das war's dann.

Karin traf manchmal Bekannte, die im Jazz House waren, die erzählten vom nächtlichen Umkippen Olafs, Prügeleien und weinerlichem Selbstmitleid. Mit Karin ging sie manchmal tanzen, sie wisch den Stätten aus, in denen sie mit Olaf gewesen war, und das gelang, sie kannte ja seine Kneipen, wußte, wie lange es dauerte, bis er seinen Deckel nicht mehr zahlen konnte, die Kneipe wechselte, und es war vorhersehbar, in welcher Kneipe er dann sein neues Stammgastsein beginnen würde, er hatte eben seinen Geschmack.

Meine Zielfahndung könnte ich ja auf den nächsten Mann anwenden, sagte sie zu Karin, also wie muß er sein? Männer, die was Tolles gemacht haben, laufen überall herum, die finde ich, aber die sollen mich dann lieben, wenn ich sie will. Die deutsche „Zielfahndung“ kann man jedes Wochenende hautnah miterleben, die Heiratsanzeigen standen in jeder Samstagsausgabe halbwegs akzeptabler Zeitungen. Darauf lassen sich alle anderen Anzeigen reduzieren. „Echte Zielfahndung, echte Identität, authentische Personen, autonome Figuren.“ Sie lachten.

Je länger es durch ihren Kopf ging, um so komischer fand sie, daß sie beruflich die Zielfahndung optimierte, privat aber das alte Zufallsprinzip pflegte. Warum traf sie keinen selbständigen Handwerksmeister, keinen Designer von Porsche, lief da was falsch?

Die Woche ging ebenso schnell herum wie die darauffolgende Woche. Einem Makler Bescheid gesagt, mit Olaf einen Termin ausgemacht, um die beiden Schränke zu holen, ihm das Mietgeld überwiesen, er zergelte noch an ihr, wollte eine Aussprache, das kannte sie schon, er schimpfte sie Arschloch, aber es berührte sie nicht mehr. Dienstag wieder zum Chef: „Ich muß morgen noch mal an die Uni, der Dozent Lautemann will mit mir noch reden, ich hab alles soweit zusammen, daß ich dann ein Zielfahndungs-Raster-Prospekt schreiben kann.“

Ja, ja“, sagte ihr Abteilungsleiter, „tun Sie das möglichst schnell, es wird eng, wir kriegen Druck von oben, der Bereich Zielfahndung soll erweitert werden, Mittel und Personal aufgestockt, und ich muß wieder alles planen und dafür geradestehen, wir müssen unbedingt einen Weg finden, der uns vom Informationsdruck entlastet, anders speichern, geschickter, besser, ich weiß auch nicht wie. Sagen Sie mal, kennen Sie aus Ihrer Studienzeit nicht einen einigermaßen guten Sozialwissenschaftler oder Psychologen, wir brauchen jetzt Leute, in diesen Zeiten wird's ja immer schwieriger, jemanden zu finden, oder eine Freundin von früher vielleicht?“ Aber Heike schüttelte den Kopf.

„Ja dann, viel Glück, bis morgen, äh, bis übermorgen.“

Karin wartete am Ausgang, lächelnd, hatte noch nie einen festen Freund gehabt, wollte das nicht, nur one-night-stands, sie kam damit gut zurecht, die liebe Karin.

Und Karin zeigte ihr, was sie alles während des Tages eingekauft, erzählte,

wen sie gesehen und getroffen, wen sie geneckt hatte. Jeder Tag von ihr war randvoll mit Erlebnissen angefüllt, jede Kleinigkeit war erwähnenswert. Am nächsten Morgen fuhr Heike mit dem Zug nach Frankfurt. Die Schienenstränge verließen in wüsten Gebieten, Haldenlandschaften mochte sie, ein morbides Bild, erinnerte sie an Berlin und Wien, verrottete Industriegebäude, von Gras überwachsene, zurückgelassene und zerstörte Maschinen und Ziegel, das ergab in ihrer Nase einen bestimmten Geruch. Lautemann freute sich sehr über Heikes Anwesenheit im Seminar, er lächelte ihr aufmunternd zu, dozierte lang und breit über Gedanken, die sie nicht verstand, aber die Melodie gefiel ihr. Auch tauchten Wörter auf, die sie sonst nicht mehr hörte, von Husserl der Begriff der Erscheinung, die Funktion des Doppelpunktes in einem Gedicht von Celan, der von der schmutzigen, materiellen Welt gereinigte Geist, die Studentinnen und Studenten schrieben mit, ab und zu meldete sich jemand mit hoffnungsvollem Gesicht, nur um dann fast unverständlich herauszuwürgen: „Können Sie bitte noch mal den letzten Satz wiederholen?“ Philosophie zum Mitschreiben.

Nachdem er sich am Ende der Stunde aus dem Studentenpulk gelöst hatte, lief Lautemann schnell auf Heike zu: „Sie sehen ja, eine Katastrophe, was soll ich machen, unmöglich, was hier geboten wird, was wollen wir denn tun?“

Sie überlegte kurz: vielleicht einen Tee in der Mensa trinken? „Nein, da kann ich nicht sitzen, da schnürt es mir die Luft ab, lassen Sie uns doch ins Café Laumer gehen, um diese Zeit ist es dort ruhig.“ Er machte viel zu große Schritte, sie sprach es aus, und Willi Lautemann lächelte, keuchte, ging langsam.

„Wie weit sind Sie denn mit dem Kripke?“

„Ach, den kann ich gar nicht gebrauchen. Ich habe eine Heterarchie von Rästern entwickelt, die wiederum hierarchisch unterteilt Eigenschaften und Merkmale mit Wahrscheinlichkeiten indiziert, Bündel davon ebenfalls indiziert, Faktor Zeit eingearbeitet, also knallhart positivistisch gearbeitet. Die Psychoanalyse hat eh keinen Begriff vom Ich, hier ist 'ne Zitat-Collage, die ist ganz lustig.“ Lautemann blätterte ein wenig, stutzte und las mit lauter Stimme vor: „Vielleicht ist unser unerforschtes Ich vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich, in dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.“

Er lehnte sich zurück: „Ach ja, die Psychoanalyse, ich mache ja auch eine, ganz furchtbar, sage ich Ihnen, ich werde den Analytiker wechseln, wirklich völlig unterbestimmt, der Ich-Begriff, niemand sieht ja auf die Philosophen, doch in München gibt's den Peter Haerlin, der rezipiert auch Fichte, haben Sie den mal gelesen?“ – „Nein“, erwiderte Heike fröhlich, „würde ich aber gerne mal.“ – „Ich schicke Ihnen mal zwei Bücher.“ – „Das fände ich toll.“ Sie unterhielten sich noch ein paar Stunden über Politik und Literatur, über die Mathematikmüdigkeit von Geisteswissenschaftlern, man solle doch nur das verdammten, was man kennt, über den verderblichen Einfluß der Schule. Heike versank in Träumereien, sie hörte nicht mehr zu: „Ich muß jetzt wirklich gehen.“

Zu Hause fand sie von Karin einen kleinen Zettel vor: „Wo viel Weisheit ist, da ist auch viel Armut; und wer viel erfährt, muß auch viel leiden.“ Eine net-

te Ironie. Darauf konnte sie auch verzichten. Sie kochte Kaffee, setzte sich an den Schreibtisch, nahm Schere und Tesafilm und schnitt aus Olafs Zitatcollage und ihren Seiten über Rasterzielfahndung eine Dokumentation zusammen, die sie „Das Strickmuster“ nannte.

★ ★ ★

Im Januar 1973 wurde vom Bundeskriminalamt der Vorbildcharakter der „Strickmuster-Fahndung“ für die weitere Informations- und Fahndungsarbeit betont, das Konzept selber endgültig in „Rasterfahndung“ umbenannt. Mehrere Arbeitsgruppen verbesserten das Konzept erheblich, die dynamische Programmierung wurde um Kategorien wie Superadditivität, Selbstbeplanbarkeit und Proömalrealitionen erweitert.

Fünfzehn Jahre nach der Konzeption des „Strickmusters“ arbeitete an der Frankfurter Goethe-Universität mit drei Assistenten und einem gut bestückten Forschungsetat der ehemalige Habermas-Assistent und jetzige Professor für Soziologie Ulrich Oevermann. Zusammen mit den Fahndungstheoretikern des Bundeskriminalamtes basteln sie seit geraumer Zeit an der empirischen Untersuchung der „tatsächlichen Abläufe im kriminalpolizeilichen Meldedienst und der an der Zusammenführung beteiligten kriminalistischen Schlußprozesse – unter Berücksichtigung des Stellenwertes der EDV“. Für die „Trübung der Prägnanz in der Einzelfallbeschreibung“ macht er unter anderem die derzeitige Verwendung der EDV verantwortlich. Denn die „implizite Logik einer EDV-gerechten Fallerfassung steht prinzipiell im Gegensatz zur implizierten Logik einer hermeneutischen (...) Ermittlungspraxis“. Was heißt das? Oevermann versteht darunter die „möglichst extensive, hermeneutisch präzise Auslegung der ‚Spurenrechte‘ auf der Basis einer prägnanten Tatbergangsbeschreibung“. Er möchte eine Stärkung der lokalen Ermittlungsstellen. Hier sei der eigentliche Ort der „im Modell einer hermeneutischen Methodologie der Sinnlauslegung angeleiteten Ermittlungstätigkeit“. Ginge es nach Oevermann, so sollen die rasterfahndungsfixierten BKA-Spezialisten einen neuen Mitarbeitertypus an der Basis erhalten. Und zwar den „ganzheitlichen Spurenrecher, den sensiblen Jäger und Sammler, den postmodernen Alltagshermeneuten, den subjektiven Faktor ‚Polizist‘“.

Ein Jahr nach der kritischen Würdigung der Oevermannschen Ergebnisse begann auch im Bundeskriminalamt die Diskussion über Under-Cover-Agenten, das Hamburger Polizeigesetz und den massivsten Eingriff in die deutsche Rechtsordnung seit den Notstandsgesetzen, das von Strauß, Kohl und Bangemann vereinbarte Gesetzespaket zur „Inneren Sicherheit“. Heike Maas hielt diese ganzen Maßnahmen nicht für fahndungseffektiv. Sie ist gespannt auf die Verarbeitung der Diskussion von Kripkes „Name und Notwendigkeit“, D. R. Hofstadters „Shakespeare“, Nelson Goodmans „Weisen der Welterzeugung“ und Hilary Putnams „Realism and Reason“. DIE GRÜNEN würden wohl bald darin Vorreiter sein. Vielleicht würde sie dann endlich Abteilungsleiterin.

Jochen Kelter Derfrangers Zeit

Er war es als reicher Kaufmann seit langem gewohnt, alles zu verzeichnen. Was er auf Reisen und daheim verzehrte. Was er in den kleinen Hotels und Restaurants für Nächtigung und Mahlzeiten und in dem Laden an der Ecke, dem er seit über einem Jahrzehnt die Treue hielt, obgleich der Supermarkt billiger war, für einen Fußgänger indessen entfernt lag, bezahlte. Wann er am Morgen aufstand und sich am Abend zum Schlafen niederlegte. Was er wann, wo für Züge, Straßenbahnen und andere Transportmittel auslegte. Ein Taxi war selten darunter, weil Derfranger Abfahrts- und Ankunftszeiten fast stets so einzurichten wußte, daß ihm ein so kostspieliges Verkehrsmittel erspart blieb.

Er hatte seine Eintragungen sicher vor bald einem halben Leben begonnen, konnte sich gleichwohl an den genauen Zeitpunkt nicht mehr erinnern, weil die frühen Aufzeichnungen bei einem lange zurückliegenden Umzug verlorengegangen waren. Noch vor dem Tode der verwitweten Mutter mußte es gewesen sein, in jedem Falle nicht lange nach der erfolgreich abgelegten Kaufmannsgesellenprüfung.

Er notierte Daten, Orte und alles in Zahlen Faßbare in ein mittelgroßes, ein wenig abgegriffenes und speckiges Kladdenbuch, dessen gekästelte Seiten das Netz seiner Tage waren. Schon bald ein Dutzend dieser Kladden mochte er gefüllt haben. So genau wußte er das nicht. In dieser Beziehung nahm er es nicht genau. Auch ansonsten konnte von einer Mühe nun gar keine Rede sein. Das mach ich halt so, pflegte er bisweilen Kollegen zu antworten, die, wo sich ihre Wege in einem Vertreterhotel oder einer Bierstube kreuzten, in seiner Gewohnheit Anlaß zu spöttischen Bemerkungen sehen mochten. Das mach ich halt so, sagte er, lächelte vor sich hin, schlug mit der letzten Zahl den Deckel zu und war für ein Prost wohl zu haben. Auch die paar Biere und Schnäpse trug er nachher sorgfältig nach.

Es waren die wenigen Schokoladentafeln verzeichnet, die Halslutschbonbons im Herbst, Eukalyptus im Winter, Pfefferminz aus den Automaten ab Mai. Derfrangers Geschichte.

Er trug die Dauer seiner seltenen und zumeist kurzen Amouren mit Datum, den Namen der Treffpunkte und Hotels, der Uhrzeit, den Ausgaben für Rosen ein. Den Tod seiner Schwester, die Kosten für den Kranz, die Tage seiner seltenen Besuche in der Nachbarstadt, welche Blumen er gebracht hatte. Derfranger reiste in Büchsen. Jagdgewehre. Schrotflinten. Stutzen. Präzisionsinstrumente mit aufmontiertem Zielfernrohr allererster Jenaer Qualität. Pistolen in Lizenzfertigung. Waidmännisches Zubehör lieferte die Firma per Post.

Von Schnellfeuerwaffen und Kriegsmunition wollte sein Arbeitgeber nichts wissen. Der saß im Westfälischen, ging zu Fronleichnam mit der Prozession und ließ sich sein neues Betriebsgebäude von einem Domherrn aus Münster weißen. Mit Derfranger, den er selten öfter als ein halbes dutzendmal im Jahr sah, war er mehr als zufrieden. Keiner von diesen Ballermännern.

Auf seinen Wohnort angesprochen, pflegte Derfranger zu sagen: Wer in Duisburg nicht heimisch wird, wird es wohl nirgendwo lange aushalten. Das nämlich hatte er schon bald von dem Städtischen Olten in der Schweiz gesagt, wo er 1981 einige Monate zugebracht hatte und beinahe seßhaft geworden war, bevor sein Chef den Zweigbetrieb rasch wieder aufgab. Die Araber wollten aus unseren Präzisionsgewehren ganz etwas anderes machen, lautete nach einem zweitägigen Besuch im Westfälischen ein für allemal Derfrangers Kommentar zu dem Thema. Und zu sich selbst sprach er in den folgenden Wochen häufig den Satz: wer rastet, der rostet. Denn seßhaft wäre er nicht ungern geworden. In der Firma munkelte man von einem unehelichen Knaßen.

Niemals wäre es Derfranger in den Sinn gekommen, eine der Waffen, die er mit verbundenen Augen auseinanderzulegen und wieder zusammenzusetzen, deren technische Vorzüge er haarklein zu erläutern wußte, in erstaarter Absicht an die Wange zu drücken. Außerhalb der seltenen Schießübungen im Keller des Gebäudes im Westfälischen, denen er sich von Berufs wegen nicht entziehen konnte, vermied er es peinlich, auch nur einen Schuß abzugeben, und wußte, daß die Kunden um so versessener darauf waren.

Er notierte den Preis für ein Sinalco bei Paderborn, und die Rechnung in einem denkbar schllichten Gasthof vor Ingolstadt trieb ihm die Schamröte ins Gesicht, die Bemerkungen seines Chefs beim Anblick solcher Spesenrechnungen waren ihm augenblicklich im Ohr. Würden die Büchsenpreise im Tempo der Restaurationspreise steigen, wir wären längst pleite, so Derfrangers jüngster Ausspruch, mit dem er ein Schuldgefühl zu bekämpfen suchte. Derfranger reiste viel. War hier und war dort. Beim Förster von St. Georgen und beim Schützenverein in Schwäbisch Gmünd. Die Firma lieferte auch Kurzwaren, wo es sein mußte, knallig bunt und mit allerlei Schnickschnack, die Partonenhülsen graviert, die Büchsen ziseliert und eingelegt und mit Quasten in den gewünschten Farben geschmückt. Wo sollen wir, die wir auf Tretminnen verzichten, schon unsere Geschäfte machen, Derfranger?

Er kam zur Fahnenweihe des Bischofs von Rottweil noch gerade zur rechten Zeit. Der Zug hatte vierzig Minuten Verspätung. Derfranger notierte es am nächsten Morgen nach dem Besuch bei zwei alten Jägern gewissenhaft in sein Kladdenbüchlein.

Wieder zu Hause, befand er, es sei wohl an der Zeit, einmal Bilanz in Sachen Züge zu machen. Holte am Abend seine alten Hefte hervor, exzerpierte Zahlenkolonnen aus vielen Jahren, fraß sich hinein, machte Zwischenrechnungen auf und zog schließlich die Schlußbilanz. Es war späte Nacht geworden. Das Ergebnis überraschte Derfranger, dem man mit Zahlen so leicht nichts vormachen konnte, sichtlich. Er goß sich aus der Flasche, die seit der vorvorigen Weihnacht im Kleiderschrank neben der Leibwäsche stand, einen doppelten Steinhäger ein.

Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Er hatte errechnet, daß nichts mehr aufzuholen sei. Verspätungen und vorzeitige Ankunftszeiten gegeneinander bereinigt, schuldete er dem Leben 268 Stunden und 58 Minuten. Das aber hieß: seiner Arbeit, seiner Arbeitszeit, seinem Arbeitgeber. Er erinnerte sich wieder an die Winternacht im schlecht geheizten Wartesaal des Bahnhofs von Flens-

burg, in den ihn die Bahnhofspolizei einschloß, nachdem er hatte glaubhaft machen können, daß er den letzten Anschlußzug Richtung Süden verpaßt hatte. An die langen drei Stunden ohne Bargeld und Schecks auf dem Bahnhof in Bologna.

Derfranger überschlug aufgrund seiner Unterlagen aus über zwanzig Jahren, daß es ihm nie mehr im Leben, seinem Arbeitsleben, gelingen konnte, die verlorene Zeit wieder aufzuholen, die Bilanz auf Null zu bringen. Er würde bis zum Ende Schuldner bleiben.

Aber eigentlich schuldeten die Eisenbahngesellschaften, all die vielen privaten und staatlichen Transportunternehmen, deren Dienste er im Verlauf der Jahre vertraglich in Anspruch genommen hatte, zunächst ihm diese Zeit, nicht wahr? Arbeitszeit, Lebenszeit und — ja, und Freizeit. Der Kontrakt war stets von einer Seite erfüllt worden, während die andere Partei sich nicht selten selbstherrlich aus dem Vertrag entlassen hatte. Konnte man indessen von gestundeter Zeit sprechen? Auf Rückvergütung hoffen? Auf die Hilfe der ursprünglichen Schuldner bei der Regulierung der Bilanz rechnen? Nein. Derfranger kam zu dem niederschmetternden Ergebnis, daß niemand ihm je die gestundete Zeit ersetzen würde. Wenn nicht er selbst.

An das herbstliche Dumping-Angebot eines Reiseveranstalters in der Morgenzeitung erinnerte er sich sofort. Der vierzehntägige Aufenthalt mit Halbpension in einem Hotel der ersten Kategorie inklusive Flug erschien ihm geradezu geschenkt, namentlich im Vergleich mit den Gasthauspreisen im Raum Ingolstadt und der Gegend um Paderborn. Auf die Bahamas, das wußte er nun mit Leib und Seele, hatte er schon immer gewollt.

Er kam, da sich zwei Wochenenden wie auch ein Feiertag einbauen ließen, um neun Tage Urlaub ein, die gerne gewährt wurden. Endlich werden auch Sie auf Ihre alten Tage noch klug, Derfranger, und erholen sich einmal richtig. Auf die Bahamas, na ja. Auch Harz und Schwarzwald haben ja ihre Reize, die Anfahrt ist kürzer, der Nutzeffekt ist dementsprechend größer.

Am Freitagnachmittag hob er eine genau vorbereitete Summe von seinem Sparheft ab, kaufte am Samstagvormittag dies noch und jenes und packte Mutters alten Koffer.

Das Hotel der ersten Kategorie erwies sich als etwas schmuddelig und ziemlich ausgelatscht. Unter der tropischen Sonne allerdings fiel dies kaum ins Gewicht. Derfranger erinnerte sich nicht, je in einem solchen Meer aus Licht gebadet zu haben. Der Sand war weiß, der Raum war weiß, der Ozean buchstäblich blau. Derfranger lernte ein Fräulein aus der Heimat kennen.

Er spazierte sich im Saisonschlußverkauf, der zu seiner Verwunderung hier am anderen Ende der Welt so selbstverständlich zu sein schien wie daheim, einen weißen Tropenanzug, betrat gegen sechs die Hotelbar und kam, da das Fräulein noch nicht anwesend war, mit ein paar Einheimischen ins Gespräch, die ihn einem entzückenden Landeskind — oder doch, was Derfranger dafür halten mußte — zuführten, gegen das die heimliche Freundin verblaßte. Das volle lange Haar so schwarz wie Pech. Pfirsichwang. Haut aus kühlem Samt. Kniekehlen wie die Biegung eines Traums. Der Busen zwei stolze Hügel aus Milch und Honig.

Derfranger lernte den Wind kennen, die Kronen der Palmen, durch die hoch

oben am Himmel die Sonne blitzte und der Mond schwamm, den warmen Sand bei Nacht und das Innere des hölzernen Häuschen weit hinten im Dorf. Was macht es, daß eines Morgens seine Brieftasche verschwunden war. Schecks, Banknoten und Papiere hatte er, der nicht zu denen gehörte, die sich einen Rausch unangemeldet zu Kopf steigen lassen, nach dem ersten Abend mit der Schönen aus Tausendundeiner Nacht im Safe des Hotels deponiert. Das bezaubernde Kind schien nun erst recht Feuer zu fangen. Derfranger fragte sich nach dem Grund, aber die Antwort auf seine Frage war ihm egal.

Derfranger fühlte sich wie in der ersten Reihe im Kino. Derfranger fühlte sich wie im Traum. Zuletzt aber kam sich Derfranger vor wie in Derfrangers Leben. Ab Mittag war er selten nüchtern und bis in die späte Nacht niemals betrunken. Er telegraфиerte nach Hause, löste den Großteil seiner Schecks ein und hängte acht Tage dran. Das Elend überkam ihn auf dem Rückflug. Die Annahme, ein tatsächlich vorhandenes, durch Zahlen belegbares Schuldverhältnis, für das indessen nur ein einziger Schuldner zur Verfügung stand, durch ein fiktives Kompensationsgeschäft dem eigenen Konto gutschreiben zu können, war eine eitle Einbildung gewesen, eine blinderische Eingebung des Augenblicks, eine Fata Morgana, mit deren Hilfe er der Wirklichkeit hatte entfliehen wollen. Wie hatte er sich hinreißen lassen können, ihr zu vertrauen? Jetzt auf der Heimreise in diesem Flugzeug holte ihn die Wirklichkeit mit einer Geschwindigkeit ein, die die vergangenen drei Wochen in einem einzigen Augenblick zu einem Häufchen Asche verkohlte.

Er hätte Ferien im Schwarzwald machen müssen, wie ihm sein Chef seit Jahren riet. Billig, gesund, erholsam, und ich kann Sie zur Not jederzeit erreichen. Stattdessen war er auf die Bahamas geflogen, um sich seine Zeit zurückzuholen! War er aber einmal einer solch abenteuerlichen Wahnvorstellung erlegen, konnte er da vor Wiederholungen noch sicher sein und etwa mit gutem Gewissen behaupten, daß er nicht verblendet durchs Lebens ging, ohne es auch nur zu bemerken? Konnte man ihm länger vertrauen, konnte er für sich selber einstehen? Die verneinende Antwort auf alle diese Fragen, die er sich schonungslos zu stellen nicht umhin konnte, erschütterte dort droben über den Wolken die Grundfesten seines Ichs.

Als er in Frankfurt wieder Boden unter die Füße nahm, war er zerknirscht — nein: eigentlich schon zerstört. Daheim in Duisburg ließ er den Koffer neben der Tür stehen, meldete sich bei der Sekretärin des Chefs telefonisch krank, wartete eine Antwort nicht ab und nahm während der nächsten Tage, in denen er keinen Schritt aus der Wohnung tat, beim Läuten des Telefons den Hörer nicht mehr vom Apparat. Er aß nichts, verbrachte die Stunden des Tags und der Nacht auf seinem Bett oder starre, am Fenster sitzend, vor sich auf den Tisch und hinauf in den dunklen, teilnahmslos hellen und wieder nachtfarbenen Himmel über den Dächern. Der Koffer blieb unausgepackt. Derfranger gab sich, von seinem Versagen unbarmherzig niedergedrückt, an einem fahlen Morgen, da das Licht noch nicht den Hauch einer Chance hat, Spinnweb' und Hauseingang, Flur und Zimmer zu durchfluten, mit einer doppelläufigen Flinte, die er aus dem Schrank nahm und wie schlafwandlerisch reinigte und lud, den Tod.

Tod in Heidenheim

Gerhard Benno Butgereitt waren die Irritationen, die sich bei der zur Verschriftung bestimmten Nennung seiner beiden Vor- sowie seines Zunamens regelmäßig einstellten, von jeher geläufig. Vorne mit d und hinten mit doppelter t, hatte bereits der hagere achtzehnjährige Gymnasiast, dessen Foto mit runder Hornbrille und Nachkriegshaarschnitt vor kurzem in den Feuilletons aufgetaucht war, stets hinzugefügt.

Vorne weich, hinten doppelt hart, pflegte er ab dem vierten oder fünften Buch zu antworten. Aber es half nichts.

Schreiben Sie mich, wie es Ihnen gefällt, sagte er unterdessen. Die Falschschreibung seines Namens verfolgte ihn, heftete sich an seine Fersen, überschattete seine Verse und Zeilen bald mit rätselhaft lächelnder, bald mit drohender Ungewißheit, war — so glaubte er in schwachen Stunden — als ehern unsichtbare Trennwand zwischen ihm und seinen Lesern aufgerichtet. In weniger umwölkten Momenten zog er eine Parallele zu Lebenslauf und Schreiben. Ein wenig wie Arno Schmidt, ein bißchen Enzensberger. Der Eremit nicht gerade aus der Heide, sondern aus der Münchener Mietwohnung. Die Monate im montenegrinischen Bergland. Das Jahr in Südnorwegen.

Ich bin, gab Butgereitt zu Papier, ein Apokryph. Und schreiben Sie meinen Namen, fügte er lächelnd hinzu, auch in der Mitte, wie es Sie gut dünkt. In Kroatien, der Bukowina und Montenegro war er seit langem eine fest Größe. Dort schrieb man seinen Namen nach dem Gehör.

Jost Klinger leitete das Haupt- und Kulturamt seit vier Jahren. Er stammte aus Hildesheim — aus dem hohen Norden, wie ihn der Oberbürgermeister gerne vorstellte, und es war seine erste alleinverantwortliche Anstellung. Dafür hatte er eine Stadt mit knapp 50000 Einwohnern und die verkehrstechnisch ungünstige Lage am Rand der Ostalb in Kauf genommen. Auch, daß er sich in eine durch Stammtischjahrzehnte verbogene Kompetenz- und Ämterteilung hatte fügen müssen, die den Aufgabenschlüssel von Rat und Verwaltung wie ein ungeschriebener Gesetzeskommentar korrigierte.

Er hätte es schlimmer treffen können — wäre er etwa gezwungen gewesen, das Schulamt mitzuverwalten. Klinger verabscheute Schulkram, heulende Mütter, verpickelte Schüler, fleckige Schulbücher, die tödliche Langeweile nie endender Unterrichtsstunden.

Seine Sache war die Kultur. Er dürfe sich wohl rühmen, Schwung in die Bude gebracht zu haben. Die Ausstellung des Blauen Reiters im vergangenen Jahr. Die ansonsten Großstädten vorbehaltenen Exponate habe er, er doch nach Heidenheim geholt. Immerhin einmalig. Mit der Literatur haperte es. Die Aufgaben, die dem Hauptamt oblagen, erledigte er mit links und einem Apparat, den er walten ließ.

Also dann, Hähnlein.

Willi Hähnlein war klein, rundlich, Schwabe und vom Steigen der Treppen stets ein wenig atemlos, wenn Klingers erster Satz auf ihn einstürmte. Sein

Magen litt vorher und nacher unter den Besuchen im Rathaus, und ein geheimer Groll nagte an ihm ob des Umstandes, daß ihm sein Vorgesetzter die geziemende Anrede „Herr“ mit ungezielter, indessen hartnäckiger Regelmäßigkeit entzog.

Also, Herr Hähnlein, was tut sich in Sachen Literatur? Sie spielen mir nicht wieder einen Schwabenstreich wie im vergangenen Jahr und laden sieben Dichter auf einen Streich, auf daß sie in unserer Stadt die Muse küssse, gell? Außer Spesen nichts gewesen. Wenn Sie wollen, daß über Heidenheim etwas gedruckt wird, dann engagieren Sie eine Werbeagentur oder jemand vom Dritten Programm.

Es war Ihre eigene Idee, Heidenheim einen Platz in der zeitgenössischen Literatur zu verschaffen.

Aber doch nicht mit solchen Leuten, nicht wahr. Wir wollen den Namen der Stadt zum Markenzeichen machen. Marbach, Montepulciano sind unsere Orientierungsmarken. Ecco. Vom Besten, Hähnlein, vom Besten.

Schäferlauf, Laienbühne, Naturtheater waren ihm ein Greuel. Er liebte den Geruch alter Bilder und die fast immaterielle Atmosphäre avantgardistischen Designs. Eigentlich mochte er keine Bäume. Wo immer er sich aus Korrespondenz, Kalkulation und Aktenstudium in einen Tagtraum zurücklehnte oder des prickelnden Körpergefühls müde war, das er nur in Gegenwart alter oder neuer Kunst verspürte, war Klingers Lieblingsidee die Einrichtung eines Literaturarchivs.

Das brächte Renommee, öffentliche Gelder und die kostenlose Werbung, auf die sich vom gehobenen Fremdenverkehr bis zum Tagungsgeschäft mit Akademien und Gesellschaften so manches bauen ließe. Auch der Sprung zurück in die Großstadt. Erster Bürgermeister jedenfalls wollte er keinesfalls werden. Da war nur ein Haken bei der Sache: nämlich keiner, an der sie sich aufhängen ließ. Hübsches Bonmot, dachte Klinger. Sollte er es notieren. Gelebt haben müßte hier für eine Weile so einer wie Arno Schmidt. Oder wenigstens gestorben sein.

Aus Butgereitts Notizen:

Das Bauernhaus in dem Regen, der mich seit München begleitete, nicht gefunden. Die Suche kurz vor Einbruch der Dunkelheit abgebrochen und ins nahe Heidenheim entwichen. In den leeren Gastraum des kleinen Vertreterhotels plärrte der Straßenzustandsbericht. Nebel, Regen, Auffahrunfälle. Und zwischendrin die geölte Stimme des Musikansagers, der auf Jamaika unter Palmen zu sitzen schien.

Am Morgen W. angerufen. Nochmalige genaue Instruktionen über die Zufahrt zum Haus. Plötzlich Gelüst auf Zeitungen, auf Nachrichten aus der Welt jenseits der verregneten Hügel.

Die Angst, das Haus und den Schreibtisch darin nun womöglich doch noch zu finden, verleitete mich zu einem ausgedehnten Stadtbummel. Mehrere Zeitungen, Schreibpapier, Zigaretten gekauft. Die übliche Panik.

Das ehemalige Rathaus in der Fußgängerzone ein geadelter Fabrikbau aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das neue Rathaus furchteinflößend wie ein Panzerkreuzer aus dem dünn fließenden Verkehr der späten Morgenstun-

de aufragend. Die zur Faust geballte Macht der siebziger Jahre. Die Landesgirokasse nebenan schaut aus, als sei sie in Stuttgart in den Regen gekommen und anschließend, maßstabsgetreu geschrumpft, hierher versetzt worden. Ein Café heißt „Melange“, ein anderes „California“. Aus seinem neonleuchteten Inneren mit den Stechpalmen habe ich letzte Nacht durch die großen leeren Fenster hinaus in den Regen geschaut und Cognac getrunken. Ein Hund hob auf der tristen Straße gegenüber das Bein.

Heidenheimer Zeitung, 20. 3. 1985:

Gestern am frühen Nachmittag ereignete sich unweit von Heidenheim auf der B 19 bei Herbrechtingen ein schwerer Unfall, als ein Pkw mit hoher Geschwindigkeit in einen Lastzug fuhr, der auf die Bundesstraße einbog. Der Fahrer des Personenwagens war auf der Stelle tot. Die Polizei vermutet Straßenglätte, örtlichen Nebel sowie menschliches Versagen als Unfallursache. Bei dem Toten handelt es sich nach Angaben der Polizei um den Schriftsteller Gerhard Benno Butgereitt, der — unseren eigenen Nachforschungen zufolge — die Nacht zuvor offenbar in Heidenheim verbracht hatte. Butgereitt galt unter Eingeweihten als große Hoffnung der zeitgenössischen deutschen Literatur. Er lebte nach der Trennung von seiner Frau in den letzten einhalb Jahren zurückgezogener denn je, heißt es, und soll angeblich häufig den Aufenthaltsort gewechselt haben.

Heidenheimer Zeitung, 21. 10. 1985:

... unterzeichneten in Anwesenheit zahlreich erschienener Gäste Leitender Ministerialrat Engel vom Ministerium für Kunst und Wissenschaft und der Leiter des hiesigen Kulturamts, Dr. Klinger, den Vertrag über die Errichtung eines „Gerhard-Benno-Butgereitt-Archivs“ in Heidenheim, das mit Landesmitteln, Mitteln der VW-Stiftung, der Bertelsmann-Stiftung, der Bayerischen Akademie der Künste und der Stadt Heidenheim gefördert wird. Die Stiftung, so ihr Vorsitzender Jost Klinger, wird sich in der Anfangsphase vornehmlich um die Erhellung der letzten beiden Lebensjahre Butgereitts bemühen, um seine Metaphorik des Steinigen und Kargen, seine Beziehungen zum rauen Land im allgemeinen und — möglicherweise — zur Alb im besonderen. Butgereitt, so Klinger, sei ein atemberaubender Meister des Apokryphs, der Collage, ein genuiner Postmoderner, dessen nachgelassenen Texte alleamt im Bann der Rückkehr des Menschen zum Archetyp stünden. Später könne sich das Archiv auch anderen Aufgaben widmen, etwa der Erforschung der Sprachphilosophie und Literatur im Gefolge Wittgensteins und Arno Schmidts oder einem so spannenden Thema wie der Nutzbarmachung eurozentristischer Tendenzen der Avantgarde. Auch eine kleine Stadt könne, schloß Klinger seine kurze Ansprache beim gestrigen Empfang im Rathaus, auf dem Gebiete der Kultur Maßstäbe setzen. Es müsse nur der Wille vorhanden sein. Quod erat demonstrandum.

Uta Rappenstein

Wir gehen durch das Dorf so wie damals.

Zurückgekehrt nach vielen Jahren zu der alten Linde. Noch steht sie, ihre gestutzten Äste wie amputierte Arme ohne Hände, knospenlos jetzt im späten April, fast angelehnt an die Mauer eines baufälligen Fachwerkhauses.

Ein leeres Haus, der Bauer, der es kaufte, benutzt die Scheune und den Hof als Parkplatz, deshalb muß die Linde blätterlos bleiben. Damals, als wir noch Kinder waren, spielten wir auf diesem Hof und sangen abends oben auf der Holzbank, die noch immer am Geländer über der Steintreppe befestigt ist, unter den grünen Lindenästen.

Kriegsentflohene Stadtmütter mit ihren Kindern, eingetaucht bei den Landmüttern mit ihren Kindern, in dieses Dorf, und ringsherum der Schutz der Wälder.

Wie wir uns gleich wiedererkennen, Ursula und ich, ihre Freude, meine Verwunderung, sie, jetzt mit kurzem Haar in Erinnerung ihrer schweren, blonden Zöpfe. Das alte Haus unter Denkmalschutz, sonst hätte man es längst abgerissen, übereinstimmende Frage, fast gleichzeitig, warum schritten unsere Mütter damals nicht ein, als sie wußten, daß die Kinder im oberen Stock, von ihrer Stiefmutter angebunden, mit einem Riemen geschlagen wurden, daß sie mit blutunterlaufenen Beinen nicht zur Schule gehen konnten? Warum hatten wir Kinder so wenig Erbarmen mit ihnen, wächst das Gefühl des Mitleidet erst im Laufe der Jahre? „Vielleicht, weil ihr Vater bei der SA war, Angst vor Uniform“, sagt Ursula, dann hakt sie sich bei mir ein, „komm herein zu mir, erzähl.“

Sie liegen sich gegenüber, diese zwei Häuser, „wir haben unser Haus abgerissen und neu aufgebaut“, sagt sie, „die alten Balken stammten teilweise noch aus dem Dreißigjährigen Krieg, unbelzahlbar, das alles zu reparieren, diese Häuser hier am früheren Bach sind die ältesten im Ort, nun ist das Wasser unter Beton begraben, im Sommer bin ich froh darüber, du machst dir keine Vorstellung, was für eine Plage Fliegen und Mücken sein können.“

Unser Bach, denke ich, im Sommer saßen wir darin, versuchten zu schwimmen, nun gibt es dafür einen kleinen gestauten See, von ihm eine Postkarte mit Grüßen vom Luftkurort.

Wir gehen hinein zu ihr, in ein modern eingerichtetes Wohnzimmer. Drei sich balgende Hunde hüpfen über Sessel und Sofa, kommen schwanzwedelnd, zerrn an Schuhen, und in einem hochgestellten Korb zwei saugende Kätzchen am Bauch ihrer Mutter.

Ursula deckt den Tisch mit frischer, selbstgemachter Wurst, sie kocht Kaffee, dazwischen spricht sie von ihren Kindern, die beide studieren, in der Stadt wohnen müssen, deshalb braucht jedes ein Auto, drei Autos in einer Familie, das ist teuer. Sie fährt erschrocken hoch, als ich sage, daß ich ihr Leben als Bäuerin beneidenswert finde. „Sag das nicht, außer Arbeit ist nichts drin, nie-mals Urlaub, das Vieh kann nicht einen Tag allein im Stall bleiben, die Feller müssen bearbeitet werden, und mein Mann hat seinen Beruf außerhalb, seine Ferien verbringt er auf dem Acker.“

Sie fährt Traktor, Motorrad und Auto, diese Frau, und sie trägt ihre Haare so kurz, weil sie täglich wegen der Stallarbeit gewaschen werden müssen, sie mag keine Kopftücher.

„Unsere Mütter steckten noch in ihren langen schwarzen Röcken, erinnerst du dich, immer mehrere übereinander, immer ein Kopftuch, ich glaube, sie waren damals etwas eifersüchtig auf die Stadtfrauen mit ihren Kleidern. Später dann das Wegwerfen der alten Möbel, alles mußte neu sein, das Umdenken, daß das Alte schön und wertvoll ist, kam zu spät, da waren die meisten Gegenstände schon Schrott, einfach fortgeworfen, jeder wollte modern sein.“

Gleich um die Ecke unsere Schule, jetzt umgebaut in ein Wohnhaus, der Schulhof ein Garten. „Weißt du noch, als unser Lehrer gehen mußte, weil er uns über die Entstehung des Menschen aufklärte, die Mütterrotteten sich zusammen in ihrer Empörung gegen ihn, weil es eine Schande sei, Kinder in unserem Alter aufzuklären, obwohl sie wissen mußten, daß wir längst alles wußten.“

Wir mochten ihn, diesen Lehrer, er öffnete die großen Fenster des Klassenzimmers, wenn wir Frühlingslieder sangen, und brachte uns Gedichte von Heinrich Heine bei. Vielleicht mußte er deshalb gehen, obwohl doch hier kaum einer diesen Namen kannte, wer spricht schon über Dichter auf einem abgelegenen Dorf, wer liest hier Gedichte?

Viel haben wir nicht gelernt in den Jahren auf dem Land in einer Schule mit immer wechselnden Lehrern, eigentlich überhaupt nichts, sämtliche Kinder eines Dorfes festgehalten in einem Zimmer, vorn die Jüngsten, in der letzten Reihe die Ältesten.

Ab und zu traten unsere Väter in Erscheinung, mit schweren Stiefeln kamen sie die Dorfstraße entlang, bedeckt von ihrer SA- oder SS-Uniform, und sie durften nicht merken, daß wir Kinder uns zu den gefangenen Polen oder Franzosen hingezogen fühlten, die uns aus Holz Spielzeug schnitzten oder draußen auf den Feldern Mundharmonika spielten. Die Franzosen mußten den Bäuerinnen auf dem Feld helfen, manche schliefen im Stall, wuschen sich im Sommer wie im Winter unter der Pumpe im Hof, und ab und zu gab es schwangere Frauen oder Töchter. „Das wurden schöne Kinder“, sagt Ursula, „nun sind die auch schon wieder erwachsen, haben wieder Kinder.“ In den Sommerfeldern das Sammeln von Heilkräutern, für unsere Soldaten an der Front. Nein, in der Schule haben wir nicht viel gelernt, manches vergessen, etwas für immer behalten, so, wie die Schafgarbe zu ihrem Namen kam; da saß unser Lehrer, der zu bald von uns fortgehen mußte, im Gras und erzählte von Achilles und dem heilkundigen Zentauren Chiron, der Göttin Aphrodite, der die Schafgarbe geweiht war, und wie Achilles den König von Mysien mit der Schafgarbe gesund pflegte und daß der botanische Name der Schafgarbe Achillea ist.

Heute fahren wir mit dem Auto ein wenig hinaus, eine alte Fachwerkkirche zu sehen, ein Wunsch von mir, aber die Landschaft ist eingegrenzt, Wälder hinter Zäunen, Militärgelände, unsere Wälder von damals abgeriegelt, Kilometer um Kilometer immer das gleiche Bild.

Aber da, mitten in einem Dorf die kleine Fachwerkkirche und die Höfe um sie herum und verteilt am Fluß. Von der Höhe herab donnert der Lärm einer Autobahn, und hier unten gleich neben dem Fluß noch eine Autostraße, direkt den Häusermauern entlang ohne Gehweg, Hühner und Katzen auf ewiger Flucht vor rasenden Rädern. Gut, daß hier meist alte Menschen wohnen, keine Kinder, die kreuz und quer laufen wollen. Neben der Kirche ein großer Bauernhof, da sitzt vor einem Misthaufen ein junges Mädchen in einem roten Pullover und Gummistiefeln.

Katzen streichen um sie herum, trinken aus einer Schüssel Milch, und in einem unbenutzten Schweinetrog blühen gelbe und blaue Stiefmütterchen. Enten watscheln herum, flatternde Wäsche auf der Leine, aus den geöffneten Stalltüren das Blöken der Kühe.

Ursula geht in den Stall, zeigt auf die Schweine, sagt, daß sie immer fortgeht, wenn der Metzger kommt, um zu schlachten, sie liebt ihre Tiere, am liebsten würde sie sich nie von ihnen trennen, aber sie müssen ja davon leben, „oh, dieses Fett“, sagt sie, „das noch nach Tagen alles in der Küche und sogar im Zimmer belagert, eine Schicht, zu der man Stunden braucht, um sie fortzuwischen.“

Neben der Kirchentür ein alter Weißdornbaum und in seinem Geäst sich streitende Spatzen, gegenüber ein Schild „Luftkurort“, und von der Höhe wehen die Abgase.

Später auf einem Aussichtsturm sehen wir weit über hügelige Wälder, eingebettete Dörfer, hören das Schießen vom Übungsgelände.

„Erinnerst du dich noch, als wir uns in den Straßengraben werfen mußten, wenn über uns die Tiefflieger herabsausten, nun sind wir seit Jahren dem Lärm der Kriegsübungen ausgesetzt, lächerlich, um Frieden zu haben, den Krieg zu üben, das sind Gesetze einer patriarchalischen Gesellschaft, sie müssen vernichtet werden.“

Unter uns ein Eichenhain mit dem Hinweis „Naturdenkmal“, daneben ein Militärauto und neben ihm der Lärm eines Kompressors.

„Überall muß man die Stille suchen, was meinst du, wie oft wir erschrecken, wenn die Flieger ihre Übungsflüge starten, da gibt es keine Rücksicht auf die Bewohner.“

Hier oben weht der Wind kühl, und unter uns ein Wald voll blühender Buschwindröschen, Goldstern, „wie schön das aussieht“, Ursula zeigt auf die Blüten, „du glaubst nicht, wie wenig Zeit ich habe, um nur mal so kurze Stunden wie heute hinauszukommen, immer Feldarbeit, Steine auflesen, die Kinder haben andere Interessen, vergraben sich in Büchern, wenn sie mal zu Hause sind; manchmal frage ich mich, für wen ich eigentlich alles tue.“

Noch einmal Halt, jetzt auf dem Friedhof, die Gräber unserer Großmütter. Wie wenig wir von ihnen wissen. Damals in einer Bombennacht wurden wir auf einem Lastauto hier heraus gefahren, die Großmutter fast achtzig Jahre, Trümmerstaub auf dem Kopf, alle Erinnerungen in einer Nacht verbrannt, zwei Jahre lag sie hier entkräftet im Bett, sagte manchmal die Namen der Propheten auf, erzählte vom Großvater; ob sie glücklich war mit ihm, weiß ich nicht, er ein Frauenliebhaber, ein Künstler, ein Bildhauer mit einer Werk-

statt im Hof, weit genug entfernt vom Lärm zehn spielender Kinder oben in der Wohnung.

Noch einmal setzen wir uns unter die Linde, denken zurück, als wir hier saßen und sangen, viele Kinder gab es ringsherum, alle wußten Lieder, nur die zwei dünnen, geschlagenen Mädchen von oben waren ausgeschlossen. „Wie lächerlich, daß man sie schutzlos in einer Dorfgemeinschaft ließ, geschlagenen Mädchen geben schlagende Mütter“, sagt Ursula nachdenklich, „überhaupt der feine, kaum wahrnehmbare Haß damals zwischen den Müttern der Stadt und unseren vom Land.“

Von ihrer Landarbeit überforderte Frauen, kaum ein Mann anwesend, hungernde Stadtmütter, aber nicht bereit, ihnen zu helfen. „Wir saßen neben euren Wurstkammern und hatten Hunger“, sage ich, „wir rochen den Duft der Brote aus dem Backhaus, gingen von Tür zu Tür, um eine Scheibe zu erbeteln.“

„Weißt du was“, sagt Ursula, „ich glaube, in unserer Generation wäre das anders, so etwas würde es nicht mehr geben.“

Trotz des Hungers war es eine schöne Zeit, damals, wir lebten zwischen den Wäldern, im Wechsel der Jahreszeiten, wußten nichts vom Tun unserer Väter, neben uns waren die Mütter, wachsam wie Hennen, hier war Frieden trotz des Krieges.

„Siehst du“, sagt Ursula, „sie haben nichts gelernt, weder aus dem Blut noch aus den Tränen, jetzt steht die Vernichtung tonnengestapelt hinter jedem von uns.“

Wir gehen durch das Dorf so wie damals, Arm in Arm. Veränderte Häuser, verunstaltet durch moderne Türen und Fenster, nur vereinzelt ein schönes Haus sein Fachwerk zeigend, Blumenkästen und Türen aus Holz, dazu passende Fensterläden.

Viele Häuser verlieren sich in Häßlichkeit, ausdruckslos starren sie die Dorfstraße entlang, passen sich ihren Bewohnern an, schließlich trägt man die Verantwortung für den Namen Luftkurort.

„Komm“, sagt Ursula, „ich koche noch einmal Kaffee, weißt du noch, als ein Lehrer uns schlug, weil wir Maikäfer fliegen ließen“, sie lacht, „nun gibt es nur noch welche aus Schokolade.“

Horst Hensel Hand in Hand mit Rosa

„Kaa-määänn!“

Er rief aus Leibeskräften.

Ich wartete neben der Lokomotive.

Weiter hinten stiegen sie aus: ein Mann mit Schinkenspeckgesicht, zwei Frauen: eine sah ziemlich klein aus und hinkte ein bißchen. Das mußte sie sein.

„Iiiiiii!“

Der Schaffner pfiff, Dampf zischte, die Räder begannen vornüber zu fallen, der Schaffner sprang auf das Trittbrett und äugte den Bahnsteig entlang, dann klappte die Tür, und in einem Plaid aus weißem und grauem Qualm rollte die Deutsche Reichsbahn weiter nach Hamm.

Ich ging ihnen entgegen.

Der Schinkenspeck marschierte an mir vorüber, als sei ein Hungriger mit Messer und Gabel hinter ihm her. Er roch nach Kölnisch Wasser.

Ich hatte die Kleine erreicht und zog meinen Hut.

„Genossin Luxemburg?“

Sie nickte und reichte mir ihre Aktentasche: „Ich schlepp so ungern.“ Da stülpte ich meinen Hut kühn aufs Hinterhaupt, hielt das Täschchen zweifingrig und war erleichtert: Sie war also 'ne ganz vernünftige Person.

Ihre Nasenflügel blähten sich; sie legte den Kopf in den Nacken: „Ein Himmel ist das heute; wie blaue Seide!“

Vor der Bahnhofshalle kam sie vom Weg ab: „Da stehn ja Krokusse!“

Sie bückte sich und streichelte die gelben Likörgläschen.

Dann stand sie wieder gerade und sagte: „So, jetzt müssen wir aber was tun! Oder?“

Ich brummte Zustimmung, wies aber noch auf die Kelche im schwarzen Erdreich: „Es freut uns, daß Sie das kleine Geschenk der Partei sofort bemerkt haben.“

„Und ich dachte, das seien die Vorfrühlingstemperaturen gewesen.“

(Siehe da: Wir konnten schon miteinander lachen!)

Und gingen in die Bahnhofshalle.

„Wann werde ich Feierabend haben, heute?“

„Vielleicht um fünf.“

Sie notierte sich die Abfahrtszeiten der Züge.

Ich fragte: „Solln wir mit der Straßenbahn in die Stadt?“

„Ist es weit?“

„Tausend Meter.“

„Dann geh ich lieber zu Fuß.“

Also gingen wir.

Sie war aber auch 'ne Kleine: reichte mir nur bis ans Zwerchfell!

Schön? — Für'n Illustriertengeschmack: Nee. — Aber hatt' ich 'n Illustriertengeschmack? — Also! Einen Hals hatte sie praktisch nicht. Ihr breites Gesicht war direkt auf der Schulter befestigt: Kinn in Schlüsselbeinhöhe.

Aber ihr Augenfunkeln! Und diese nervösen Nasenflügel! ...ach Gott —, Schönheit ... Verhaltensweisen sind schön: widersprüchliche. Und wenn die nicht reichen: die produktiven Lösungen davon. Und dann immer so weiter: Widersprüche und produktive Lösungen: das ist Schönheit! Die Kleine neben mir war schon sehr widersprüchlich. Und enorm produktiv. Beschloß ich anzunehmen. Und verwegen schlenkte ich ihr Täschchen.

Mit meiner Meinung war ich natürlich völlig isoliert in der Partei. Sogar mein bester Freund, der lange bucklige Huckepack; Kohlenhändler mit Schimmelgespann: singend saß er auf dem Kutschbock —

„Ich fahr ein schniekes Schimmelgespann mit einem goldenen Glöckchen dran —“

— war aber nur Messing! ... wo war ich stehengeblieben? ... ach so, Huckepack, sogar der, Huckepack, wollte nichts davon wissen: „Theoretisch biste damit in 'ner Sackgasse — und deine Praxis: pervers! — Was du nur immer für Weiber hast! Konsequent biste aber, das muß dir der Neid lassen!“ Und er führte alles auf meine Schriftstellerei zurück: „Mach mal anständige Parteiarbeit, dann vergehen dir die Flausen!“

„Und nun?“

Ihre Stimme weckte mich. — Da war ich also 'ne ganze Weile stumm neben ihr hergetrottet.

„Sie haben nachgedacht?“

Mensch, war die sensibel! Huckepack hätte höchstens gebölk: „Drei Bier, drei Schnaps, watt! Und gezz bisse müde!“

„Tja“, sagte ich, „mir kam da so 'n schriftstellerischer Gedanke. Für ein paar Zeilen.“

„Sie schreiben?“

„Mal 'n Gedicht; paar Artikel für die Parteipresse; gelegentlich 'ne Erzählung — was man so schreiben kann, wenn man ansonsten sein Leben kohlegrabend zubringen muß.“

„Ach, Sie sind Bergmann? — Erzählen Sie mir von Ihrer Arbeit!“

Da ließ ich die Nacht kommen. / Riesig pikaförmig kreischte die Pannschüppe durchs Gestein. / Steiger bellten. / Das Flöz in steiler Lagerung. / Wie die Affen im Geäst: wir. Im Flöz. Wie wir japsten! Mit Schweiß im Arsch. Wo der Kohlenstaub juckte. / Wie der Schultermuskel am splittrig ge stauchten Stempel zerriß. / Karl Brink ohne Auge. Das ein Grubenpferd ihm ausgetreten hatte. Als 'n Sargdeckel runterkam. / Hüpfende Sterne in der Nacht: die Grubenlampen. / Huckepacks Faust und Reviersteiger Bövinghoffs gebrochene Nase. Wie er ins Gefängnis kam. Und nie wieder angelegt wurde. Und es zum Kohlenhändler bringen mußte: Lüner Straße 19, Hinterhof: „Ich fahr ein schniekes Schimmelgespann ...“ — „Agitatoren kriegen die Wagen genutzt!“ (Bövinghoff). / Sausend der Fall des Förderkorbs. /

Feucht-heiß keine Luft auf der siebten Sohle. / Vom Abschlag die Flasche Schnaps am Freitag. Gut gegen Steinstaublunge. / Mein Vater im Novembernebel: ersticken.

Sie hatte gut zugehört und schwieg lange.

„Stammen alle Genossen hier aus solchen Bergarbeiterdynastien?“

„Ja. Kann man sagen. Sozusagen.“

Wir hatten die Mühle erreicht. Aus dem Kolk stießt der Bürzel einer Ente: Mittelpunkt von Wellenkreisen.

Spatzen hatten sich auf den Fahrdrähten der Straßenbahnen aufgereiht und schimpften uns nach.

„Wenn wir am Markt sind“, sagte ich, „gehn wir in den König von Preußen. Die Genossen werden dann wohl auch kommen.“

„Was haben sie denn so vorgesehen für nachher?“

Ich sagte es ihr.

„Na ja“, sagte sie, „wie immer also. Danach fahre ich dann nach Dortmund zurück. — Bringt Sie mich wieder zum Bahnhof?“

„Zum Taschentragen?“

„Aber nein, selbstverständlich wegen der Unterhaltung.“
(Wir schmunzelten. Und schlenderten weiter.)

Vor Kosanetzkys Geschäft blieb sie stehen. Die Bahnhofstraße 55 offerierte Pelze, Hüte und Mützen. („Stets das Neueste in Seidenhüten.“) Sie spitzte die Lippen: „Der da tät mir gefallen.“

Ich verglich kennerisch das Wagenrad im Schaufenster mit ihrem schmalrändigen bebänderten Filz.

„Aber Ihr Hut gefällt mir besser.“

Ihre Augen blitzten.

„Sie müssen mir keine Komplimente machen! Außerdem ist er ziemlich unmodern.“ Sie tippte an ihr Hutband.

Da stimmte ich ihr rasch zu.

Inzwischen tummelten sich doch schon mehr Leute auf der Straße als sonst. Grüppchenweise wanderten sie in Richtung Koepewiese. Die Straßenbahn überholte uns, und wer drin war, mußte Platzangst kriegen. Gut, daß wir zu Fuß gegangen waren. Sogar 'n Sonderwagen hatten sie angehängt.

„Das ist also Ihr Markt.“ Sie sah sich interesselos um. „Und drüben ist der König von Preußen —, haben Sie denn kein Parteiklokal?“

„Hm, der Vorstand dachte sich, hoher Besuch aus Berlin, eine Frau Doktor, da bitten wir lieber zuerst mal in die gute Stube.“

Sie nickte: „So kenn ich sie, die Genossen von der Ruhr.“

Wir machten noch hundertfünfzig Schritte und waren da. Ich hielt ihr die Tür offen.

Der Ober, schon auf dem Weg, uns zu begrüßen, stutzte, als er mich sah, konnte aber nicht mehr zurück: Kühl zeigte er nach einem Tisch: „Bitte sehr.“

Rosa zog die Nadeln aus ihrem Hut, hob ihn ab und legte ihn auf einen Stuhl. Das Haar trug sie hochgekämmt: eine weiche glänzende Haube. Sie raffte den Rock vor den Knieen zusammen, setzte sich, legte den rechten Arm über die Lehne und sah sogleich sehr mondän aus: schau an!

Ich sah mich um.

Zwei solvante Herren saßen weiter ab am Fenster vor einem Krug Bier.

Hm —, das war ja Möller von der Westfälischen Baugesellschaft. Und der andere? Ließ nur sein Profil sehn: ... aber das kannte ich doch?! — tatsächlich: Bürgermeister van Hasse!

Da saßen also die Kerls am helllichten Sonntag hinter einem Humpen Linden-Pils im König von Preußen und machten Geschäfte! Möller und van Hasse: Meine speziellen Freunde! (Andererseits: Gut, daß es sie gab: bester Stoff für Kommunalsatiren.)

Der Ober schlich an unseren Tisch.

„Für die Dame einen Kaffee! — Und mir bring' Se mal 'n schönes Konjäckchen!“

„Am liebsten hätt ich mir vorhin einen Strauß Krokusse gepflückt“, sagte Rosa, „bevor sie ganz vergilben; ich hab nur den Mut nicht.“

„Wenn ich das gewußt...“

„Dann hättet Sie mir die Blumen aus öffentlichen Anlagen...?“

„Aber sicher!“

„Sehn Sie, in diesen Dingen bin ich inzwischen eine richtige Deutsche geworden. Ich hätte es nicht getan.“

Sie stützte den Kopf in die Hand: „Sagen Sie mal, was mich interessieren würde, was schreiben Sie denn so? Können Sie mir mal ein Gedicht aufsagen?“

(Na, die war gut! Wie stellte sie sich das vor? Gedicht aufsagen!)

„Einfach nur so“, sagte sie, „es interessiert mich.“

„Na ja, nach dem ersten Mai letztes Jahr hab ich wegen eines Gedichts im Parteiblatt viel Ärger gehabt. Es geht so:

„Ich bin zum ersten Mai gegangen,
da nahm mich Marschmusik gefangen.
Den Arbeitern im preußischen Takt
sind die Fersen aufs Pflaster gehackt,
denn andre Lieder, die sollen sie nicht,
und andre Musiken, die kennen sie nicht —“

Und siehe da: Sie war amüsiert!

„Daß das weh getan hat, glaub ich Ihnen gern. — Übrigens bin ich derselben Meinung wie Sie; ich gäb was drum, wenn wir die Maifeiern wieder aus ihrer Versumpfung herausreißen könnten.“

Da bemächtigte ich mich ihrer linken Hand: „Liebe Genossin Luxemburg —, äh; jedenfalls freue ich mich, daß wir einer Meinung sind!“ Ihre dünnen Finger irrlichterten in meiner Pfote, ihre Augenbrauen taten

sehr überrascht —, sie zog ihre Hand zurück, nahm aber meine mit, drehte sie um und plazierte sie neben ihrer Kaffeetasse.

„Ihre Hand ist sehr hornig“, sagte sie, „und was bedeuten diese blauen Male?“

„Kleine Verletzungen“, sagte ich, „von untertage; da kommt Kohlenstaub rein, und dann werden sie blau.“

„Das ist mir neu“, bemerkte sie und rührte Zucker in den Kaffee.

(Da konnte ich ja wohl meine Hand wieder an mich nehmen — da auch der Parteivorstand jetzt erschien): Drei Mann im Sauseschritt.

Huckepack marschierte natürlich an der Spitze (obwohl er nur Kassierer war). Dann Arens mit der Ledermütze, der Parteivize, der bei uns die Bergarbeitergewerkschaft unter sich hat. (Übrigens würdigte er mich seit einem Jahr nur noch weniger Blicke. Und heftig war er dagegen gewesen, daß ich Rosa abholen und betreuen sollte: „Das sind mir dann die zwei richtigen!“ Aber er hatte sich natürlich nicht durchsetzen können, schließlich war ja ich für Kultur und Propaganda zuständig!) In Arens Schatten stiefelte Gustav Brandt, unser Parteichef.

Die drei stellten sich Rosa vor.

Nach einem Blick auf die Uhr entschied Huckepack: „Für'n Bier is noch alle mal Zeit!“

Gustav machte Rosa mit unserer Partei bekannt. (Daß wir so'n toller Haufen waren, hatte ich noch gar nicht gewußt.)

Doch Rosa fragte, wie wir den Streik der Bauarbeiter vorbereitet hätten, der täglich zu erwarten wäre.

„Das ist nicht unser Ressort!“ sprach Arens für Brandt, „ich meine, parteimäßig.“

Rosa: „Streiks sind Parteiangelegenheiten.“

Arens: „Streiks gehören den Fachgewerkschaften!“

Rosa: „Streiks sind immer politisch und müssen von uns politisch genutzt werden.“

Arens: „Streiks gehn die Partei überhaupt nichts an. Streiks sind nämlich kein Zeitungsartikel, sondern eine verdammt praktische Sache, Frau Doktor!“

Rosa: „Leben wir von der Hand in den Mund, oder haben wir ein politisches Programm, Herr Arens!“

(Hm —, das wurde ja spannend! Huckepack und ich blinzelten uns zu: Rosa rächte jetzt unsere Abstimmungsniederlagen!)

Brandt sah unglücklich aus. Er lächelte nur noch ein bißchen. „Wir haben sogar ein großartiges Programm“, lenkte er ein, „wir haben eine große Perspektive. Aber ob das Programm für jede kleine Tagesaufgabe gut sein muß, ja, das ist natürlich auch so eine Frage. Aber trotzdem: einmal wird es soweit sein. — Ich werde es natürlich nicht mehr erleben, aber ihr Jungen alle —, vielleicht!“

Ich hüstelte. Arens sah demonstrativ auf seine Taschenuhr, aber Gustav ließ

sich jetzt nicht mehr stoppen. Es war wieder mal so weit: die große Perspektive!

„Ich sehe den Tag kommen“, erklärte er, „wo im ganzen Deutschen Reich die Sozialdemokratie herrscht: Der Kanzler ist SPD, der preußische Ministerpräsident ist von uns, und in Kamen haben wir einen sozialdemokratischen Bürgermeister –“

Unwillkürlich schielten wir zu van Hasse. Diszipliniert ließ er immer noch nur sein Profil sehn. Aber sein Hals, sein Hals –, bald mußte er 'ne Giraffe sein! Möller hatte sich hinter der Märkischen versteckt. Der Ober wedelte in unserer Nähe Staub von den Stuhllehnen. (Und wie er das machte! – Die mußten ja seit Jahren schon nicht mehr geputzt worden sein.)

„ – man stelle sich das mal vor! – Das mußte Ihnen doch auch gefallen, Genossin Luxemburg!“

„Sie haben die Machtfrage nicht gestellt, Genosse Brandt“, sagte Rosa, „gut, überall sitzen unsere Leute, und was dann? Ich sage Ihnen, was dann, dann hätten wir endlich genug Pöstchen für die vielen ehrgeizigen Herren in unseren Reihen! Genosse Brandt, Sie müssen die Machtfrage stellen! Und die ist die Frage nach dem Eigentum, ist die Frage nach den revolutionären Aktionen der Massen –, Sie aber, Sie berauschen sich an Pöstchen!“

Gustav hatte rote Ohren. – Recht hatte sie ja, aber hätte sie nicht etwas diplomatischer sein können?

(van Hasse zeigte gußeisern Profil. Doch dem Möller lag die Märkische auf den Knien.)

Arens schwieg zornig. Rosa tat es ihm gleich. Auch Huckepack und ich hielten den Mund. Und Gustav? – Wollte die Situation retten. Für sowsas war er bekannt. Schon bewegte er die Lippen.

Da rief van Hasse laut nach dem Ober: „Noch mal dasselbe!“

Möller saugte Flämmchen in seine Zigarette.

Gustav war jetzt soweit. Bot sich nicht eine Bemerkung über das Wetter an?

„Genossin Luxemburg“, sagte er versöhnlich, „in Berlin –, haben Sie schon mal den Kaiser gesehn?“

Nun wurde es aber Zeit! Immerhin: schon viertel nach drei. Und überhaupt. Huckepack zahlte für alle.

Draußen mengten wir uns unter die Leute.

„Mindestens fünftausend!“ schätzte Arens, als wir die Koepewiese erreicht hatten. In der Mitte stand Huckepacks Schimmelgespann. Einer seiner Jungs und meine Tochter hielten auf dem Kutschbock Wache. Die Schimmel mampften Häcksel aus 'nem Leinensack, der ihnen ans Zaumzeug geknotet worden war. Auf dem Wagenkasten hatte sich die Bergmannskapelle postiert. Als sie uns kommen sahen, spielten sie einen Tusch. Schon wurde es leiser auf der Wiese. Gustav rief zum Dirigenten hoch: „Fangt an!“ Da pfiffen die Flöten die Wahlrechtsmarseillaise:

„Wohlan, entrechetet Volk der Preußen,

zum Wahlrechtskampf ruft das Signal!
Dem Junkertum gilt's zu entreißen:
Das Recht der freien, gleichen Wahl!“

Wir sangen mit. Rosa nicht: Sie blätterte in Notizen. Und gab mir dann ihre Tasche zurück. Neben mir stand Elsbeth, Frau Wirtin Parteilokal selber. Sie sah streng um sich –, weil wir im König von Preußen gewesen waren? Gut, daß sie noch nicht wußte, daß ich ... Als die Flöten ausgepfiffen hatten, kletterte Gustav auf den Kutschbock. Er knuffte Huckepack Sohn in die Seite: „Nun macht euch mal klein, Kinder!“ Die zwei sprangen auf die matschige Wiese. Gustav gebot mit erhobenen Armen Ruhe. Mit hallender Stimme freute er sich über die vielen, die zu uns gefunden hatten. Er wolle auch nicht lange selber reden. „Ich will euch allen einen Gefallen tun und es heute mal kurz machen!“ Aber was er an heutiger Rede spare, das wolle er in drei Wochen am ersten Mai drauflegen. „Da brauchst du gar nicht so'n Gesicht zu machen, Huckepack.“ Den Huckepack erwähne er deshalb heute besonders, weil ihm parteilicherseits auch noch Dank gesagt werden müsse; er habe nämlich seinen Wagen mit den stadtbekannten Schimmeln zur Verfügung gestellt, damit die Rednerin, die Genossin Frau Doktor Luxemburg aus Berlin, auf einer anständigen Bühne stehen und von allen gesehn und gehört werden könne. „Sonst erzählt sie denen in Berlin noch, sie hätte nur im westfälischen Lehm gestanden!“

Und damit war Rosa an der Reihe. / „Werte Anwesende!“ – / (Hm –, sie hatte natürlich 'ne leisere Stimme als Gustav, aber wenn man näherrückte und den Mund hielte, würde man wohl alles mitkriegen können. Jedenfalls das meiste.) Sie fing ihre Rede ganz geschickt an. Sie machte einige Bemerkungen über unsere Stadt: da wurden die Leute schon von ganz alleine aufmerksam. Dann kam sie in Fahrt: Ob unter den Unzähligen hier auch nur einer sei, der das Dreiklassenwahlrecht zu verteidigen wage?! / Natürlich meldete sich niemand; tausend Stimmen riefen „Pfui!“. / Rosa war einer Meinung mir ihnen: „Das Dreiklassenwahlrecht ist eine Schmierenkomödie, die wir so lange auspfeifen werden, bis sie von der historischen Bühne abtritt –, wir werden es bekämpfen, immer, immer, immer –, bis es fällt!“ / Beifall ringsum. Stimmung kam auf. Sogar Arens nickte mir zu: Feuer hatte sie ja! / Hinter mir stand einer, der hob seinen Jüngsten hoch, damit er sich die berühmte Genossin einpräge, für später mal zum Erzählen. / Elsbeth klatschte Hals über Kopf und hatte den König von Preußen vergessen. / Und drüben, neben den Pferdeköpfen, stand einer, der schrieb wie ein Wilder mit; unablässig sah er in die Runde und notierte. Hatte so'n Schinkenspeckgesicht ... – das war doch der vom Bahnhof!? Der stand hier und schrieb? Daß ihm der Bleistift qualmte? – War das *so* einer? *So* einer war das also! – Und aus Dortmund mitgekommen. – Scharfe blaue Augen; der geborene Spitzel, 'n blutjunger Kerl übrigens. (Was er notierte, konnte ich mir denken):

Bergarbeiterkapelle Wahlrechtsmarseillaise – 7 Pers. – Vorstellung der L. durch einen gewissen Brann (?) – ein Kohlenhändler stellte den Wagen als Tribüne zur – Name d. Händl.? – „Huckepack“? – männl. Person hat die Tasche der L. in Verwahrung genommen – ge-

heime Parteipapiere? — dem Benehmen nach Leibwächter — L. erklärt Wahlrecht zur Schmierenkomödie — Publikum dem Arbeiterstande zugehörig bezügl. Kleidung u. Begeisterung für genannte L. — Äußerungen: Die gibt's denen! — Prima, Rosa! Noch mal 'ne Runde! Hau drauf! u. dergl. mehr — Kohlenhändler hat Buckel! — „H.“ = Spitzname? — ganze Familien — gelegentl. auch bürgerl. Publikum — während der Rede Bierkonsum (Arbeiter) — L. agitiert heftig gegen angesammtes Königshaus — sehr großer Beifall — langatmige Aufzählung diverser soc.dem. Agitationen u. angeblicher Erfolge — auch Kinder anwesend! — genannter „H.“ reicht Schnapsflasche herum — auch ich muß kosten — Wacholder — L. ruft zur Republik auf! — Beifall — L. schlägt politischen Massenstreik vor! — großer Beifall — ein Socialdemokrat mit Ledermütze äußert sich darüber negativ zu Umstehenden — L. nennt russische Revolution von 1905 als Beisp. für Soc.dem.! — schrille, sich überschlagende Stimme —

Heute abend würde er seine Notizen zu einem Bericht zusammenfassen: Über das stattgehabte Agitationstreffen der Socialdemokratie des Reichstagswahlkreises Hamm-Soest zwecks Agitation gegen das preußische sogenannte Dreiklassenwahlrecht auf einem als Koepewiese bekannten Aufmarschplatz am Sonntag, dem 10. April diesen Jahres, nachmittags von 3 1/2 Uhr bis 5 Uhr vor circa zweieinhalbtausend Personen meist erkenntlicherseits Arbeiter der socialdemokratischen Tendenz. Vorausschickenderweise muß ich bemerken, daß ich nur vertretungsweise für einen erkrankten Kollegen das mir fremde Terrain der Stadt Kamen recognosiert habe. Jedoch hat die örtliche Polizeibehörde mir dankenswerterweise anschließend mit geradezu außerordentlicher Hilfsbereitschaft —

Na, egal. / Und Rosa redete. Ihre Adlernase hackte heftiger in Berliner Richtung. Den linken Unterarm hatte sie sich ins Kreuz gelegt. Damit zwang sie sich zu einer soldatisch geraden Haltung. / Wie zornig sie blicken konnte! / „Lassen Sie mich zusammenfassend sagen: — “ / Noch vierzig Minuten, dann würde sie abfahren. Ob ich nächste Woche mal nach Dortmund ... mit 'nem Blumenstrauß? / „Wer bringt sie denn zum Bahnhof?“ rief Huckepack mir ins Ohr. / „Laß mich zuhören!“ / „Warum biste denn so grantig?“ / Lautes Beifallklatschen. Rosa verbeugte sich. Brandt stand wieder neben ihr und dankte. Noch einmal gebot er den Flöten, laut zu werden. / Singen der Wahlrechtsmarseillaise. / Rosa tupfte sich Stirn und Wangen. / Das dargereichte Bier lehnte sie ab. Da trank Arens es selber. / Man umdrängte sie und stellte Fragen. / Dann endlich Schluß. Rosa atmete tief durch und sah müde aus. „Es ist nämlich schon meine zweite Veranstaltung heute“, sagte sie, „am liebsten möchte ich jetzt nach Hause.“

Sie ließ sich von Gustav die Uhr sagen und blickte auf den Zettel mit den Abfahrtszeiten.

„Du meine Güte, ich muß ja jetzt wirklich gehn!“

Ich hob ihre Aktentasche vom Boden.

„Willst denn du wieder mit ihr?“ Mißtrauisch sah Arens mich an. „Wir könn' se doch alle wegbringen.“

Rosa hielt zu mir: „Das wäre großartig ... wir wollten allerdings auch noch was Schriftstellerisches besprechen.“

Da runzelten die Genossen die Stirn: „Schreib ma' lieber 'n Flugblatt, ham we alle mehr von!“ — „n Kassierer im Ortsverein brauchen we auch 'n neuen bei'e nächste Wahl!“ — Undsweiter.

Somit war klar: Diesen Grund akzeptierten sie nicht. Ungerührt diskutierten sie weiter, wie die Genossin Frau Doktor Luxemburg auf anständige Weise zum Bahnhof gebracht werden könnte.

„Nee nee, Frau Doktor, daß Sie nicht mit unserer Straßenbahn fahren wolln!“ — Das war Elsbeth. Die Alte barst schier vor Stolz, daß unser Städtchen seit einem halben Jahr von einer Straßenbahn durchfahren wurde. Seit jenem zwanzigsten November 1909 trat sie souveräner, weltstädtscher auf: Sie führte das Parteikontor nunmehr à la Café Kranzler, Reichshauptstadt Berlin. Verächtlich blickte sie auf Huckepacks Schimmel, diese beim Gehen nikkende aussterbende Tierart —, wenn jedoch die Elektrische klingelnd durch die Kurve fuhr, straffte sich ihr Rücken, und mit frohen Augen flüsterte sie: „Nee nee, watt sind wir doch bloß für 'ne schnelle Stadt geworden!“ Aber Rosa, von Kleinstadtstraßenbahnen nicht zu beeindrucken, wollte lieber zu Fuß zum Bahnhof und gab nach abermaligen Fragen nach der Uhrzeit zu bedenken: „Wir müßten uns aber nun doch bald einig werden —, ich fürchte, ich verpaß sonst meinen Zug!“

„Da habt ihr's!“ schimpfte Gustav Brandt, „ihr mit eurem Gequatsche! Aber jetzt machen wir schnelle Beine: Der Huckepack fährt sie hin und basta!“ Schon fühlte sich Rosa vor den Wagen gedrängt, schon wurde sie auf den Kutschbock geschoben, schon hob ich zögernd die Tasche —, da quetschte sich jemand neben mich, ich schnupperte Kölnisch Wasser, er zog den Hut und bat, mitfahren zu dürfen; er sei der neue Parteizeitungssredakteur für den Wahlkreis hier, wohne aber noch eine Zeitlang in Dortmund: „Bäcker ist mein Name!“

„Sind wir nicht zusammen im Zug gewesen?“ fragte Rose.

„Unbekannterweise, ja!“

„Das ist aber lustig! Sie sind also der neue Redakteur?“

Er nickte heftig. „Genossen!“ rief er uns zu und hatte schon einen Fuß auf der Kutschbocktreppe, „es war eine großartige Veranstaltung! Ich habe alles mitgeschrieben. Ihr könnt es in der nächsten Nummer lesen!“ Und schon saß er oben und nahm mir die Tasche aus der Hand; Huckepack knallte mit der Peitsche, man öffnete sich zur Gasse, rief „Auf Wiedersehn!“ und schwenkte Hüte, ein Augenfunkeln noch vom Kutschbock herunter? Da zogen die Pferde an und der Wagen rollte vorwärts.

Und ich? — bewegte mich auch: in 'ne andere Richtung.

Peter Pollak Das Karussell der Ärsche

Es waren die Zeiten, die wie immer schlecht waren.

Man ging endlose düstere Korridore entlang, nur um irgend etwas zu tun. Einer dieser Korridore führte zu den Gebäuden der Firma X.

Während die Menschen auf den Straßen Wege ohne Ziel gingen, drehten sich hier die Maschinen im Kreise zum Takt der Firmenphilosophie. Diese ließ sich mit einem Wort ausdrücken, doch Herr Y, der Besitzer, sagte:

„So einfach ist das nicht!“ und: „Wer A sagt, muß auch B sagen!“

Damit setzte er zu einer Rede an, die all das ausdrückte, was er nicht zu verbergen hatte. Er sagte:

„Sehen Sie sich unsere Bilanzen an! Auch wir müssen zuschießen in diesen ernsten Zeiten! Da heißt es Ärmel hochkremeln und zupacken!“

Er hielt in Clubs vor einflußreichen Männern Reden, die in den Tageszeitungen abgedruckt wurden, mit denen sich die Menschen auf den Straßen die Wartezeiten vertrieben. Dort stand zu lesen:

„Immer mehr Unternehmungen und Unternehmer sehen diese Entwicklung. Machen auch Sie sich mit diesem Gedanken vertraut, damit wir wenigstens einmal rechtzeitig den abfahrenden Zug besteigen. Viel zu oft haben wir den Blick in die Vergangenheit gerichtet. Unsere Existenz ist gefährdet, wenn wir den Zug verpassen.“

Die Zeitungen wurden hin und her gewendet, von tausend ruhelosen Fingern ergriffen; doch alles Schauen blieb umsonst: Dort stand nichts, was Hoffnung versprach, dort wurde nur ein Brei geboten, der nicht satt machte. Eine junge Frau fragte einen alten Mann, wie spät es sei. Der Mann blieb stehen und sagte:

„Ich wollte, ich könnte Ihnen antworten: „Haben Sie schon einmal einen Pfandschein ticken hören?“ Aber ich kann es nicht. Es gibt von allem zuviel, nur ist es schließlich zum Leben zu wenig. Es ist kurz vor zwölf.“

Die junge Frau ging verwundert weiter. Wieso hatte sie die Uhrzeit wissen wollen, wenn sie kein Ziel hatte?

Gleich ihr trieben verwundete Menschen die Straßen entlang; sie bewegten sich, bewegten sich, sie wollten nicht anhalten.

Die junge Frau fand sich vor dem Tor der großen Fabrik, deren Ansiedelung hier in dieser blühenden Gegend eine sichere Existenzgrundlage für viele Menschen geschaffen hatte, sagte man.

Der Besitzer der Fabrik, der Unternehmer, machte wissentlich eine falsche Aussage, die er im nächsten Satz nicht korrigierte.

„Meine Damen und Herren, nur Geld macht glücklich! Das sagte vor einiger Zeit . . .“

Danach korrigierte er sich auch im engsten Freundeskreis nicht, sondern pries das „fabelhafte“ System, das sein Sekretär entwickelt hatte, um Arbeitswillige von potentiellen Quertreibern zu trennen.

„Die Schafe von den Wölfen, gewissermaßen, Hochwürden“, sagte der Unternehmer. Hochwürden sagte:

„Ora et labora!“

„Jawohl! Man kann mir wirklich nicht nachsagen, ich lasse mich von Äußerlichkeiten beeinflussen! Ich treffe meine Wahl absolut objektiv. Natürlich erwarte ich in diesen Zeiten von den Bewerbern ein erhöhtes Maß an Einsatzbereitschaft. Wer das von vornherein verweigert, dem kann und will ich nicht helfen!“

Beifällig blickten ihn die Spießgesellen an.

Der Unternehmer senkte die Stimme, flüsterte, alles lachte. Salbungsvoll eine Stimme: „Ja, wer Arbeit will, wer wirklich Arbeit will, der bekommt auch Arbeit!“ Zur gleichen Zeit sah die junge Frau, die Louise Meyer hieß, ein Plakat am Tor der Firma X. Darauf stand:

„Frauen für diverse Arbeiten gesucht!“

Louise Meyer stellte sich am Ende der Schlange an, die sich bereits gebildet hatte, obwohl das Plakat noch keine fünf Minuten dort hing. Louise dachte: Wer vorankommen will, darf keine Skrupel haben. Sie schüttelte sich eine Strähne aus dem Gesicht und dachte: Was ich bloß denke!

Als sie an der Reihe war, stand sie, zermürbt vom Warten und ohne Hoffnung, vor einem adretten jungen Mann, der sich nicht hinter seinem Schreibtisch erhob und ihr nicht die Hand reichte.

Er musterte sie von oben bis unten und sagte:

„Gehen Sie dort in Zimmer eins und warten Sie, bis Sie gerufen werden!“ Das war der Lauf der Dinge. Louise war hübsch, das war ihr Kapital, das wußte sie.

In diesem Zimmer saßen schon einige junge Frauen, die es vermieden, sich offen anzuschauen. Aus dem Fenster konnte man die Gebäude der Fabrik sehen. Gegenüber hing ein Porträt des Firmengründers, der sie leutselig und gleichzeitig streng anzublicken schien. Darunter ein Spruch: »Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein!«

Niemand sprach. Louise dachte: Armut treibt zur Arbeit.

„Kann man denn niemals seine Ruhe haben!“ schimpfte der Unternehmer, der am Frühstückstisch mit seinem Sohn und seiner Tochter saß. „Warum soll ich denn alles und jedes erklären! Ich bin der Vater! Ich finanziere den Laden! Solange ich dich unterstütze, mein Herr Sohn, und du die Beine unter meinen Tisch steckst, hast du gefälligst zu parieren! Und nun zu dir, liebstes Kind! Was andere Mädchen in deinem Alter tun, ist mir egal. Das ist Sache der betreffenden Eltern! Aber was dich anbetrifft, mein Kind, da kann ich nur sagen, wenn ich dich dabei erwische, daß du mit Jungens ins Bett gehst, kriegst du's mit mir zu tun!“

„Vati, du bist einfach altmodisch! Die Zeiten haben sich geändert!“

„Ruhe jetzt! Ich lasse es keinem meiner Kinder durchgehen, daß es so mit mir spricht!“

Als der Unternehmer ging, tätschelte er seiner Frau den Hintern. Sie hatte am anderen Tischende gesessen und sich nun erhoben, da er gehen wollte. Der Unternehmer rückte ein Bild zurecht und betrachtete zufrieden das ausgewogene Interieur, das er zurückließ.

Louise saß und wartete. Sie schloß die Augen und ging durch einen dröhnen-den Korridor, der immer enger wurde.

Frauen verschwanden in Nebenzimmern und erschienen nicht wieder. Die Reihen der Wartenden lichteten sich durch das Fingerkrümmen eines Wesens, das unerwartet auftauchte und schwieg, nur den Zeigefinger krümmte, und mit einer Frau durch eine Tür ging, die vorher niemand gesehen hatte. Louise war an der Reihe. Sie umklammerte ihre Handtasche, ein Kratzen war in ihrem Hals. Sie taumelte, als sie sich erhob.

In einem hellen Büro saß der adrette junge Mann und sagte:

„So, dann wollen wir mal sehen! Was haben Sie denn bisher gemacht?“

Er bot ihr keinen Platz an.

Louise kramte in ihrer Handtasche nach ihren Papieren, der Mann ging um sie herum und musterte sie.

Louise gab ihm die Papiere, er blätterte sie durch und sagte:

„Nun, die Tatsache ist sicher auch Ihnen nicht verborgen geblieben, daß wir uns die Leute, mit denen wir zusammenarbeiten wollen, aussuchen können. Aus Ihren Unterlagen ersehe ich, daß sie die Qualifikationen erfüllen. Doch das tun tausend andere gleichfalls. Wir erwarten daher von Ihnen weiteres Entgegenkommen! Aber setzen Sie sich doch!“

Louise ließ sich auf einen Stuhl fallen, sie zitterte und hoffte.

Der junge Mann, der Sekretär des Unternehmers, strich ihr übers Knie und sagte:

„Sie wissen, was ich damit sagen will! Den Rest überlasse ich Ihrer Phantasie! So, und nun ab, damit sie die restlichen Formalitäten hinter sich kriegen. Wir sehen uns später!“

Der Sekretär deutete auf eine Tür.

Dort wartete ein Arzt. Er sagte: „Ziehen Sie sich aus!“

Louise preßte die Handtasche vor die Brust, dann löste sich ihre Erstarrung, und mechanisch legte sie ihre Kleider ab.

Der Arzt hielt eine Zigarette im Mundwinkel.

Ein Stuhl stand in dem ansonsten völlig leeren Raum. Mit dem Arzt, der nackten Frau, die ihre Handtasche vor ihren Körper preßte, und diesem Stuhl war der Raum völlig ausgefüllt.

Kein Fenster, kein Lichtstrahl. Die Luft feucht, fast dampfend.

Der Arzt starrte in die Ferne, kam zurück und sagte:

„So, jetzt stellen Sie sich über den Stuhl und beugen sich vor.“

Nun enthüllte sich die verkehrte Konstruktion des Stuhles, der am Boden festgeschraubt war. Louises Arme lagen in zwei Schienen, die nach vorne ragten, ihr Oberleib drückte sich in ein kaltes Polster, sie hielt krampfhaft den Kopf aufrecht und biß die Zähne zusammen.

Der Arzt sagte: „Machen Sie lieber die Beine breit“, und kniff ihr in den Hintern. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Schließen Sie die Augen und harren der Dinge, die da kommen. Halten Sie still, dann haben Sie es schnell hinter sich.“

Louise zitterte, sie war allein und wagte sich nicht zu rühren. Sie sah ihre Handtasche vor sich auf dem Boden und konnte sie nicht fassen. Ein Schwindel überfiel sie, sie meinte sich zu drehen.

Wirre Gedanken trug sie im Kopf. Blutgeld und Brautgeld, Reuegeld und gestohlenes Geld, leicht verdientes Geld und im Schweiße deines Angesichtes.

Der Sünde Sold. Jeder Mensch hat einen Preis, dachte sie. Dreißig Silberlinge und die doppelte Entschädigungssumme im Falle meines Ablebens. Der Sekretär klatschte in die Hände, sagte zu den Wartenden: „Ende der Vorstellung, meine Damen, wir sind vollzählig!“, setzte sich und wartete auf seinen Herrn.

Der Unternehmer kam, warf die Jacke über eine Stuhllehne, sagte: „Alles vorbereitet?“, wusch sich die Hände, sagte:

„Ehe ich es vergesse. Notieren Sie! Die Achtung vor der Menschenwürde des Mitarbeiters zeigt sich im Schutz der Privatsphäre vor betrieblichen Eingriffen und im Schutz der einzelnen gegenüber Kollegen. Haben Sie das?“

Er trocknete die Hände.

Der Sekretär drückte auf einen Knopf, der Unternehmer öffnete eine Tür und den Reißverschluß seiner Hose, und nackte Ärsche sausten vor ihm vorbei.

Er sagte: „Jetzt!“ und betrat die Kammer. Louise und vier weitere junge Frauen wurden eingestellt, während sich der Unternehmer die Hände wusch. Benommen hörte Louise, wie der Sekretär scherzte: „Arbeit schändet nicht!“ und „Stöhnen ist die halbe Arbeit!“

Er schob seine Hand zwischen die Knöpfe der Bluse, die Louise nicht geschlossen hatte. Sie dachte: Ich habe meine Handtasche vergessen, murmelte: „Ich habe meine Handtasche liegenlassen.“

Der Sekretär sagte:

„Keine Sorge, meine Liebe, bei uns geht nichts verloren! Wir sind ein seriöses Unternehmen!“

Louise verstand allmählich, daß sie Arbeit hatte. Sie strich sich die strähnigen Haare aus der schweißnassen Stirn und sagte:

„Nein, danke, ich möchte lieber stehen bleiben, wenn es Ihnen nichts ausmacht.“

„Das kann ich gut verstehen, meine Liebe!“

Der Unternehmer schrieb an einer Rede, die ihm leicht von der Hand ging: »Macht ist eine wirtschaftliche Potenz, über die ein Unternehmen verfügen muß, wenn es überleben will, wenn es eine Strategie des Wachstums und des Fortschritts realisieren will.«

Er seufzte, legte den Stift beiseite, und blickte ins Auge des Gründers, der von der Wand starrte:

„Das vergißt man immer wieder, daß wir auch nur Menschen sind!“

Louise kam heim zu Fritz, ihrem Mann, und sagte leise:

„Ich habe Arbeit.“

„Was?“

„Ich habe Arbeit.“

Fritz schaute, ob sie scherzte. Sie blickte todernst.

Da packte er sie und wirbelte sie durch die Wohnung.

„Nun hat alle Not eine Ende!“

Er preßte sie an sich und küßte sie. Sie fielen aufs Bett. Louise sagte: „Jetzt nicht, Fritz, jetzt nicht! Gib mir lieber was zu trinken!“

„Auch gut, Louise, laß uns erst mal was trinken! Das muß gefeiert werden!“ Sie feierten bis in den Morgen, Fritz betrank sich sinnlos, und Louise saß auf

dem Bett mit hochgezogenen Knien und stierte an die Wand. Sie erschien pünktlich zur Arbeit.

Alles spielte sich ein. Auf der Betriebsfeier, die kurz danach stattfand, fühlte sie sich bereits einer großen Familie zugehörig.

Der Unternehmer sprach:

„Was aber wäre dieses Fest ohne unsere Damen? Sie, verehrte Damen, verschönern uns den betrieblichen Alltag durch Ihren weiblichen Liebreiz. Sie helfen mit viel Einfühlungsvermögen und freundlicher Geduld tatkräftig bei der Bewältigung aller Aufgaben. Deshalb sind Sie nicht nur heute der gern gesehene Mittelpunkt in unserem Kreis, und hierfür wollen wir Ihnen auch einmal außerhalb des Arbeitsalltags danken.“

Louise verschwand, sobald es ging.

Arbeiten und nicht verzweifeln, dachte sie.

Im Bett drängte sich Fritz von hinten an sie. Louise sagte:

„Das mag ich nicht mehr! Ich komm' mir dabei vor wie so'n Ding! Da ist keine Liebe dabei!“

Verständnisvoll verzichtete Fritz darauf, und er konnte sich auch nicht beklagen, da sie ihm sonst in allem entgegenkam, dachte aber: Das ist's ja, was mich juckt!

Karlheinz Kluge Webmuster in Kaltlicht

I

Es scheint, Literaten sind neuerdings wieder einmal entbehrlich, wie jene Künstler überhaupt, die, alljährlich, in Zeiten der Vorankündigung der Krise, also Advent, vor den Kaufhäusern der Innenstadt ihr technisches Können zeigen dürfen, still bestaunt von vorgeschulten Kindern oder deren Ammen. Auch Laufkundschaft, ansonsten elend verloren im Sortiment, wird durch Holzschnitzer, Kunsttöpfer, Saitenspinner oder Brandmaler aus dem Grenzgebiet zwischen Oberpfalz und Böhmen zum Verzweifeln und zu einer Art „deficit spending“ verführt, ein Seitenzweig Alt-Keynesianischer Zyklentheorie, der dem Staat im späten Kapitalismus ein regelmäßiges Zubrot sichern soll.

Also hatte Hegel in seiner Ästhetik richtig spekuliert, wenn er die Prosa des Alltags ableitete, zugleich heftig verwünschte, aber unabänderlich: Ab sofort war in den Künsten alles möglich geworden, spielerische Rückgriffe auf tradierte Formen und Inhalte, man denke an die Präraffaeliten um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Sprengung der Herkunftsgrenzen; auch Literatur durfte sich fortan im Supermarkt aller Schreibweisen bedienen. Die Torstangen entscheidender Umschwünge lauteten Joyce, Tolstoi, Flaubert und Goethe, ein Beziehungsgeflecht zugleich, wie Georg Lukács in seiner Analyse des stetigen Zerfalls kämpferisch und sinnreich demonstrierte, später widerrief, in zündenden Vorworten, kaum vorstellbar, betrachtet man die grobkörnige, unscharfe Fotografie, ein Brustbild, das einen milde anlächelnden, alten Mann zeigte, die schlöhweißen, aber noch immer kräftigen Haare sind aus der Stirn gekämmt, mit einem Handrechen, eine Gerätschaft ewig trauernder Witwen, beim Gräbergang vorzugsweise aufbewahrt in schwarzen Kalikotaschen. Auch trägt Lukács auf allen Ablichtungen immer wieder eine gestrickte Krawatte, meist eigenwillig kombiniert mit einer an den Ellbogen ausgebeulten Trainingsjacke.

Es bedarf, glaube ich, nicht unbedingt einer Geschichte der Einbildungskraft, um zu verstehen, daß der englisch gewundene Kräwattenknoten, ein Windsor-grounding, wobei die eine Begriffshälfte der Elektrotechnik entstammt, Erdung oder Massekabel bedeutet, gleichsam zu einer Theorie des Erzählens herausforderte. An solchem Unternehmen hatte auch Walter Benjamin erheblichen Anteil, sein hartnäckiges Diktum, dabei den Russen Leskov und meinen Landsmann Hebel samt dessen Kalenderfortsetzungen anführend, als Beweis und letztmaliger Versuch, direkt und beratschlagend zu erzählen. Berichtet wird gleichfalls über die noch junge Garde der leistungsfähigen Monteure, als da wären Döblin, Aragon oder Majakowski.

Es war bislang möglich, daß im noch sittsam sich bewegenden Krisenschaukel der großen Ökonomien westlicher Hemisphäre auch ab und an die Literaten ihren Formulierungskatastrophen Ausdruck verleihen durften. Fahrpläne oder Kursbücher sollten plötzlich eine Wichtigkeit besitzen, Ent-

Karin Hirdina

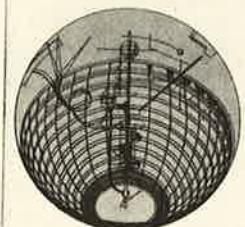
PATHOS DER SACHLICHKEIT

Karin Hirdina Pathos der Sachlichkeit

Funktionalismus und Fortschritt ästhetischer Kultur
223 Text-, 32 Bildselten, Broschur, 12 DM. ISBN 3-88112-133-1

Karin Hirdinas These: Der Funktionalismus bildet eine grundlegende fortschrittliche Strömung in der ästhetischen Theoriebildung der 20er Jahre. Von ihrem Zentrum her, der Architektur, strahlt sie in viele Felder von Kunst und Gestaltung aus. Massenproduktion und Massengebrauch, Serie und Sachlichkeit, Montage und Eingriff in den Alltag als Leitlinien ästhetischer Praxis sind undenkbar ohne die moderne Arbeiterklasse, ihre Welt und ihre Bewegung. In der Entfaltung der je besonderen Möglichkeiten von Realismus und Funktionalismus bewahrt sich marxistische „Kunst zu erben“.

Ein Buch, das sich dank seines Gedankenreichtums und seiner differenzierten Analyse als höchst nützlich erweist für die Auseinandersetzung: mit dogmatischen „linken“ Verengungen ebenso wie mit „post-modernistischen“ Wende-Ästhetiken!



Funktionalismus und Fortschritt ästhetischer Kultur

Damitz Verlag, München

scheidungen herbeiführen. Eine Denkbewegung, welche aber schon Lenin mit seiner These vom gelöcherten Bahnsteigbillet jäh abstürzen ließ. Was so hoffnungsvoll als schieres Prinzip des deutschen Spätidealismus begonnen hatte, endete mit der eher tristen Rückfahrt aus Havanna, in einem nachgebauten maßstabgetreuen Luxusdampfer, umwabert von eisigen Kälteschwaden. Selbst der fällige Schlitz in der Außenhaut des steuerlosen Titanen wurde imitiert, wunderbar dargestellt von einem jungen, weizenblonden Münchner, heulend und klagend, während einer großösterreichischen Lesung, mit einer ausgeglühten Rasierklinge, auch Manchester- oder Sheffieldphänomen, dargebracht mitten auf der Stirn. Das Feuilleton hatte einen roten Faden, den es — wie gehabt — sogleich zu verwirklichen begann.

Was blieb, war die schmerzliche Erinnerung, daß ähnliches vor vielen Jahren schon einmal ein Dichter versucht hatte, die Umrisse einer handgesägten Kalachnikow wurden in Anschlag gebracht, gegen die Kritiker oder Vatikangessen, so geschehen in der Akademie am Westberliner Hansaplatz. Ich hatte darüber gelesen, der wütende Autor starb später einsam auf einer Straße, irgendwo in London. Darüber gibt es ein Gedicht und zahlreiche Widmungen. Der scharfe Frittengeruch einer Imbißtonne, ausgeschlagen mit azurblauem Polyptychon, also Flügelaltar, wird ihn hoffentlich nicht mehr erreicht haben, zum Schluß.

II

Die Azteken-Kamera, eines der ersten Bioskope überhaupt, welches aber in der südamerikanischen Hochkultur nie wirksam zum Durchbruch kam, dennoch gedacht werden kann, sollte, in einer rückwärtigen Projektion das wilde Treiben und Tauschen, unüberschaubare Strömen eines einzigen Markttages zum Beispiel, auf die wesentlichen Strukturmerkmale zurückzuschrauben, um so das menschliche Auge vor Überlastung oder Ausfallerscheinungen zu schützen. Vielleicht war auch daran gedacht worden, die Sehschärfe für besonders lohnende Aufgaben im Manufakturgewerbe zu reservieren: Mikroskopische Webarbeiten, Makrameés oder feinzelisierte Goldschniedegeschichten. Berechnungsformeln oder Dioptrienwerte waren in der vorkolumbianischen Zeit nicht bekannt.

Ein holländischer Apotheker, Bewohner der Insel Texel, versuchte nach seiner Rückkehr aus Vera Cruz im Jahre 1565 die Idee dieser Kamera zu übernehmen, experimentierte mit Versuchsreihen zur präzisen Bestimmung des menschlichen Gesichtsfeldes. Seinerzeit verließ Johan Bewersdorp nur noch einmal die Insel, um in Amsterdam und Brügge in Antiquariaten einige Nachschlagewerke und Physikhandbücher zu erwerben. Darauf folgten wieder lange Abende, Nächte voller Zweifel, eine schlecht beheizte Studierkammer, in der die Atemluft die noch rauh geschliffenen Gläser beschlug, der Kitt zur Fixierung der Linsengruppen zwischen den klammen Fingern krümelte, trotz reichlicher Ölzugabe. Eine jüngere Schwester, Anja, arbeitet dem Bruder zu, betreibt tagsüber das Geschäft mit den Tinturen und Salben, um nachts Protokolle und Schemazeichnungen anzufertigen. Einen praktischen Versuch notiert die Schwester in kartonsteifem Englisch, es war vielleicht an

eine Übersetzung gedacht in der Wissenschafts- und Kolonialsprache, am 2. 11. 1566, dem Jahr der Synode von Antwerpen, Begründung des Calvinismus in der niederländischen Staatskirche. Am Spätnachmittag dieses Tages betreten die Geschwister die aus Feldsteinen gemauerte Inselkirche, beachten nicht das Kerbholz am Türpfosten, die vorjährigen Hochwasserstände anzeigen. Rasch ist die Kamera im rechten Seitenschiff aufgebaut. Der Transport aber, auf einem holpernden Karren, hat die Linsen teilweise gelockert, noch einmal müssen auch die Spiegelfallen und optischen Treidelzüge nachgestellt werden, dann endlich ist es soweit. Das Objektiv wird mit einem Eisenrändel auf die Kante eines Sarkophags gerichtet, seltsame Weihe, die, noch während der ersten Justage, das Kaleidoskop eröffnet: Aus dem unscharf gezeichneten Ornament eines Priesters schlängelt sich eine Prozessionsraupe, Mitglieder der Inselgemeinde, ein glasperlendes Spiel in Windungen, das sogleich von einem zweiten Bild überlagert wird. Ein faltbarer Stammbaum oder eine Ahnenntafel mit ovalen Porträts taucht auf, punktierte Reproduktionen in einer Tasche aus rotem Sandal, Ziernähte und eine Umhängekordel aus gedrehtem Schweinsdarm, die gleichmäßig wippt, es scheint sich um eine Kutschfahrt zu handeln, Räderakt, den der Bändel so schnell nicht zu wiederholen vermag. Jetzt schwenkt der Blick über weite Tabakfelder, Bauern, Indios, wie Bewersdrop selbst einfügt, unterbrechen ihre gebückte Arbeit, schauen auf, aus dem Kreuz heraus, sichtbar ist eine Staubfahne, Erholung im Gegensatz zu den Tabakdämpfen bei steiler Sonne. Geerntet werden kann nur bei heißem Wetter, benötigt wird trockenes Blattgut, bereits nach einer knappen Stunde sind die Flimmerhärtchen der Lunge satt verschleimt, können die Brocken kaum mehr ausgekotzt werden.

Eine neue Einstellung zeigt eine sanft ansteigende Fläche, keinen Sandstrand, wie die beiden zuerst vermuten, zwei Tiere, Vögel vielleicht, stoßen mit ruckigen, dann stetig treibenden Schritten in die weiße Landschaft hinein, es muß sich um einen verschneiten Berg handeln. Hier werden die Aufzeichnungen unklar, verlieren sich in der Beschreibung eines malayischen Färbeverfahrens, Ikat genannt, wobei eingezogene Fäden die Stellen des Gewebes markieren, die späterhin farbfrei bleiben sollen. Die Markierungsfäden der zukünftigen Leerstellen werden mit Wachs oder Bast umwickelt, danach wird eingefärbt. Rapporte nennt man die Aufteilung der Druckbahnen in der modernen Stoffdruckerei.

Allein, der Niedergang des Bewersdorpschen Unternehmens ist unaufhaltbar. Nachdem der Gemeindepfarrer sich zu Anfang vor Bewersdorp gestellt, selbst Einsicht in das Verlaufsprotokoll genommen hat, kommt schon kurze Zeit später eine Untersuchungskommission auf die Insel. Kein Verfahren, kein Protokoll. Kamera, Mitschriften und Werkzeuge werden restlos beschlagnahmt. Bewersdorp selbst wird für vierzig Tage festgesetzt im Turm, der Folter entgeht er knapp, was er aber schon nicht mehr versteht. Er verfällt dem Alkohol, stirbt 1570, die Schwester zieht auf das Festland, muß die Apotheke aufgeben.

Hier könnte die Erzählung bereits enden, aber erwähnenswert scheint mir noch der Sachverhalt, daß zwischenzeitlich auch der Begriff des „Apothekerdiamanten“ auftaucht. Wahrscheinlich aus umgeschliffenen Scherben der

ehemaligen Linsengruppe der Kamera entstammend, sorgen die meist unverkäuflichen Modeklunker ab 1800 für spontane Verwirrung im manufakturistischen Waren- und Geldverkehr, verkürzen die Wertschöpfung perspektivisch. Der 1822 erschienene Roman von Jean Paul *Der Komet*, thematisiert erneut den „Apothekerdiamenten“, das kleine holländische Steinherz, berichtet über die Verunsicherung durch diesen Jahrmarktstand. Von hier sind die Fäden zurückgelegt zu Bewersdorfs gläserner Ausschußware. Ein einfacher Taschenspiegeltrick, unbeabsichtigt, der aber auf dem Kontinent ein wahres Diamantenfieber entfacht, schließlich in sich zusammenfällt, der Billigschmuck landet in der Schmelze.

Was aber bleibt, ist ein Hotel mittlerer Preisklasse, mit einem angesetzten Neubau, „De vliegende Hollander“. Hier werden sommers Einführungskurse für Fallschirmspringer angeboten. Eine sorgfältig gearbeitete Gedenktafel aus Reinmessing neben der Rezeption erinnert noch heute an die Geschwisterpioniere.

III

So soll es wohl immer sein: die gewebten Verknüpfungen, strukturelle Aufzeichnungen lassen sich erst in der Rückschau nachzeichnen, die vorgelegte Schablone ist überdeckt vom Original. Während der Leser längst teilnimmt am Prozeß des entfaltenden Schreibens, muß ich noch, gleich einem Magneteur, in immer neuen Anläufen die Kraftfelder und Richtungsvektoren innerhalb des Gemengsels aus Feilspänen bremsend ordnen, die Anleitung eines schwäbischen Metallbaukastens, oder der erste eigenhändig zusammengelöste Detektor zu Weihnachten, elende Versuche, den Bauch voller Zimtsterne. Plötzlich ein trockenes Knacken im Kopfhörer, eine Frauenstimme in nie zuvor gehörter Sprache, Südseedialekt vielleicht, mit vielen genießerischen Vokalen. Immer wieder „Ssisu, Ssisu“. Jahre später erfahre ich dann, daß ich damals die Übertragung der finnischen Landesmeisterschaften im Skilanglauf verfolgt habe; das so oft gehörte Wort bedeutet „Stehvermögen“. Kopplungen finden statt, enden vorläufig in den Montagehallen eines großen deutschen Kriegsausrüsters, eine Lehrzeit, die ständig von geländegängigen Autos und Panzern umgeben ist. Wir bauen in diese stahlgeplättelten Raupen Richtfunkgeräte, auf das Dach montieren wir schwenkbare Parabolantennen. Die Funkgeräte senden mit schwer abhörbaren Schwingungen, arbeiten im Gigahertzbereich, Zentimeterwellen. Verdrahtet werden die Senderkästen in der bekannten Dopplerausführung, bei einem Granattreffer schaltet sich der Sender automatisch auf den Zwilling, unbekümmert, ob der Funker zum Schluß noch etwas verschlüsseln kann oder die verkantete Ausstiegsluke der nach Luft ringenden Besatzung die letzte Hoffnung geraubt hat. Die Funkenmariechen tanzen, so hieß es in der Sprache meiner Heizfadtgeneration — die gerade noch Transistoren kannte —, wenn wir diesen automatischen Umschaltvorgang prüften; technisch gesehen ein primitiver Kurzschluß.

Um die abgesetzten Funksprüche sicher zu codieren, wurde eine rotierende Aluminiumtrommel, ewiger Ringmodulator, ähnlich einem zylindrischen

Temperaturschreiber benutzt. In einer eingefrästen Rille der leichtmetallnen Trommel tastete ein Stahlstift die Kürzel, Frequenzendekaden tickerten den Vorstoß, Ausbruch von schraffiert Blau, Abschußraten oder die Verlustziffern, was weiß ich, die Struktur denkt sich selbst, das mag es wohl gewesen sein.

Atempausen waren notwendig, wenn die mausgrauen Funkkoffer verschraubt, die Alutrommel mit dem norminierten Linearprinzip, immer die Heilung vorgebend, endgültig eingestellt, verplombt waren, das mörderische Abtastgerät seinen Lauf nehmen würde. Auf die Konstruktion folgte die Dekonstruktion, ein Vordruck, auf dem ein Prüfstempel und der verschlüsselte Frequenzgang eingetragen wurde.

Die Atempausen konnten ausgedehnt werden zu einem Leerlauf, bevor der nächste Panzer bestückt wurde. Vinzenz Joggerst, Amateurfunker, Dörfler, auch Ausbilder am Radar, erahnte wohl meine stille Ehrfurcht, technizistischen Kniefall vor so viel elektronischem Geheimnis, und begann zu erzählen. Auf die Struktur der Rille, die Gangart der morsenden Metallröhre käme es nicht an, dabei würden die Subjekte unaufhörlich fallen. Oder sie werden nicht mehr greifbar, kaum erwähnt, verschwinden schließlich. Immer wieder kam die Rede auf Arno Schmidt. Zuerst vermutete ich einen Naturwissenschaftler, Wellentechniker. Dieser Schmidt hatte solches Abtauchen der Subjekte wohl geahnt, sich aber gegen die neuen französischen Vereisungsfanatiker doppelt abgesichert, exemplarisch in seinem Steinherzroman. Bedingungslos wurde dort die Struktur eines Wassertropfens beschrieben, als unerhörter Erzählauftakt, zugleich auf den Betrachter verwiesen, den Menschen hinter dem Mikroskop und vor dem leeren Blatt Papier. Den Rausch der Romantik, jenes haltlose Ich-Ich, ließ Schmidt nicht aufkommen in seinem Roman. Ein angetrunkener Fernfahrer, der vor dem Hintergrund seines Schrebergartens statt Subjekt schon Jupp-Sekt hervorwürgte, dabei stolpernd den nagelscherenkurzen Rasen pflügte, dieser Fernfahrer verhedderte sich trotz allem Schnaps in seinem Gehirn nicht in seinem eigenen Sprachgewölbe, wolkig strukturierte Kugelform, sondern gründete, nachdem er noch einen Elefantendrink gekippt hatte, in der Lüneburger Heide die erste Landkommune der kalten Nachkriegszeit.

Eine weitere eindringliche Botschaft, die meine Verwirrung weiterhin in der Schwebelage hielt, kam in jener Zeit über die Kinoleinwand. Sprachlos registrierte ich die Stimme, den beglaubigten Zeugen des neuen Amerika, Andy das Kriegsloch, Kupferschmied von der Bronx, gebleichter Duplikator oder Warhol. Ungläubiges Staunen, im Plüschnest verzweifelt bohrend, immer tiefer, erhellt sich der Zwiespalt zwischen Leben und Kunst, oder, was das gleiche meint, zwischen Garagendach und Kaltlicht, erst nach und nach. War das geteerte Flachdach, gemeiner Ort der längst verabschiedeten Kindheit, noch Garant für kamerahafte Schauen und Beobachten, ohne selbst entdeckt zu werden, so wandelte sich diese Vorstellung im klinischen Kaltlicht zur bewußten Preisgabe, käuflichen Schaustellungen, bei gleichzeitiger Blindheit. Jahre später, in Westberlin, spät nachts, die Kundschafter des neuen Geschmacks waren unterwegs in den bleiweißen Spritzhallen, die knappen Wege gezirkelt, gleich einem altbekannten Schnittmusterbogen durch den Raum.

Dort möchten sie sich endgültig auflösen, ionisieren, eine Zerfallskette bilden im Webmuster der kalten Lichter.

In diese Vereisung einen Glühfaden, wie ihn Picasso, später Weiss fast einstellig beschworen haben, als Helligkeit der wichtigen Überschau, dieser flirrende Drahtwendel ist verschwunden, ein Faden, um den zu scharen es sich lohnte. Keine Hitze mehr oder Wärme, nur noch eisige Gleichungen, sehr bekannt. Die Literatur dieser Zeit handelt denn auch von Lüftungsschlitten, die ehemalige Bruchcharakteristik ist plangeschliffen. Aber die Tatsache, einer hätte seine eigenen Kinder noch in der Luft zerstören müssen, mit letzter verbleibender Kraft, bevor die tödlichen Kristalle durch die verklappeten Deckelrohre in den Duschraum flockten, diese Konsequenz gilt jenen nichts, ist überhaupt nur wenigen bekannt geworden.

IV

Die Unterschiede zwischen der männlichen Geste, aufgenommen während einer englischen Fuchsjagd, ein durch eine Amazone zum Nachdenken gezwungener Herrenreiter, das Kommando der Kranführerin auf einer Baustelle in Marzahn und die eingehende Anleitung zum Wachsen eines finnischen Klisterskis bei pappigem Frühjahrsschnee, diese regionalen, zeitlichen und sprachlichen Unterschiede, sie alle schnurren zusammen bei der Wahl des richtigen Gitters, das als eisernes Gesetz über all diese Bewegungen gelegt wird.

Strukturdefinitionen laden ein zum direkten Vergleich, zur Überprüfung der eigenen „Bilder im Kopf“, um eine Wendung des passionierten Radspotters und Schriftstellers Hermann Kinder zu benutzen. Der Begriff der Struktur stammt nicht, wie vielfach angenommen wird, aus dem Bereich der Lackindustrie oder Spritztechnik, wobei, und das ist gleichfalls entscheidend, kein verflüssigtes Substrat mit hohem Druck durch eine Düse gepreßt wird, eine Art gesprühte Nebelfahne aus Kunstharz langsam in sich zusammenfällt. Wenn schon von Hochglanzausführungen die Rede sein soll, dann handelt es sich um mikrotische Farbteilchen, die, unter Anschluß von moduliertem Gleichstrom polmäßig ausgerichtet, stoßend auf Vordermann gebracht werden. Die romantische Vorstellung zäh verklebter Finger hat sich überlebt, taucht aber manchmal noch auf, an Wochenenden in Bastlersendungen des Fernsehens. Auch gibt es keine stetig dahinziehenden Rotznasen mehr, schlierige Lackbahnen, formtreu erstarrend, die eine Beschreibung lohnen würden. Darüber will die Wissenschaft vom Text nicht reflektieren.

Sie hält sich dagegen eher an mineralische Funde, Muß und Freiheiten als höchstes Begehr der Menschheit, wobei Ertrag und Steigerung in die bloße Versenkung von Mineralsprengeln münden, wie das überschaubare Nephelin, versehen mit Ätzfiguren auf planen Flächen, gleich scharfgeschliffenen Bumerangs. Oder die scheinbar verwirrenden Bruchkanten des Tief-Quarzes SiO_2 , auch oft gedeutet als verdrehter Mercedesstern, im Fachterminus schiefe Konformation, und letztendlich, ein Beweisstück diesseits des Denkens und abgerückt von der Gesellschaft, die kristalline Struktur des gefrorenen Eises, gleichfalls Wurtzit. Die einförmigen Dipolabstände bieten dem Natur-

wissenschaftler bei ihrer Bestimmung keine Schwierigkeiten, tauchen noch manchmal auf in Anfängerlausuren für Physiker oder Geologen. Max Windesch, genannt der Berber, Ideenklau unter den Glaziologen, Pioniere der Inlandvereisung im Zeitraum um 1860, muß erwähnt werden, seine kindliche Hoffnung, weitab von den wissenschaftlichen Bestrebungen jener Jahre, im ewigen Eis fündig zu werden, „was dort liegt, verwest nie, bleibt immer erhalten“. Statt dessen wurden Kritzspuren vermessen, Riesen so breit wie Handkanten, oder Geröllmassen in Tonnen hochgerechnet, ihre mögliche Wegstrecke. Die verschollenen Jungalpinisten oder Wildschützen samt Tiroler Stutzen und noch geschwärztem Gesicht aber fanden die einheimischen Gebirgler.

Aber solch modernen Antikapitalismus, heute eher eine traurige Einstimmung in die Tropen, die so oft beginnt mit dem Verkauf der Lehrbücher und ungelesenen Romane, ausgebreitet auf leihweise aufgeschlagenen Tapezierten in der Nähe bundesdeutscher Studentenkantinen, solch ein Flugmanöver habe ich mir selbst noch nie gegönnt. Gleichwohl, auch ich kann mit einem Gegenbeispiel aufwarten, eine Zeit, in der ich Arbeit und Rache bedingungslos miteinander koppelte. Nach einem vertrödelten Berufsschultag, der damals im Sommer 1967 in einem Dorfgasthaus endete, genannt „Rugele“, wurden wir noch am gleichen Tag bei der Betriebsleitung angeschwärzt. Es hagelte Verweise, ich wurde strafversetzt aus dem Adapterbau, wo ich gerade damit begonnen hatte, einen Fritter mit Netzteil zu verdrahten, eine Konstruktion zum Nachweis elektromagnetischer Wellen. Die nächsten Monate säuberte ich statt dessen mit einer Schruppfeile Gußnähte. Lahrmann, der Altgeselle, war als Verräter schnell überführt, sollte aber, so lautete die Abstimmung des Lehrlingsrates, seines Glückes Schmied sein, die fällige Strafe wenden können zu seinen Gunsten. Vor Ostern, die Lehrwerkstatt war kaum besetzt, wurde er während der Mittagspause von mehreren Lehrlingen überrumpelt, mit den Manschetten seines Overalls zwischen zwei Schraubstöcke gespannt. Noch während die Brennerdüse gezündet, der Flammkegel durch Sauerstoffzufuhr eingestellt worden war, erläuterten wir dem Altgesellen seine Aufgabe. Mit zusammengebissenen Zähnen mußte der Brenner geführt, der herausgetrennte Deckel einer Kondensmilchdose wieder eingepaßt werden, ohne hilfreiches Silberlot. Bevor der gezackte Deckel obenauf zu liegen kam, wurde ein faustgroßer Kristall bernsteinfarbenen Kolophoniums in die Dose gestellt, das Flußmittel, ansonsten Oxydation verhindernd, durfte während der Schweißprobe nicht angeschmolzen werden, die nachträglich geöffnete Milchbüchse würde den Beweis erbringen. Schließlich wurde auch noch die Papierbanderole entfernt, eine lächelnde Krankenschwester oder Melkerin darstellend, die in ihrer Hand eine ebensolche Dose hielt, zunehmend kleiner werdend. Das Papier sollte nicht verzündern, die Güte der Lötnaht beeinträchtigen. Wetten wurden noch schnell abgeschlossen, während sich die Weißblechhaut schon seltsam wellte, Speicheltröpfchen zischend verdampften, eine Genickstarre fast ein Brandloch im Deckel provozierte. Wir haben Lahrmann damals erlöst, vorzeitig, die kleinen Löckchen seiner aufzoupierten Haarpracht waren klatschnaß geworden, hingen nun flappend herunter. Nässeflecken waren zu sehen, im Schritt des viel zu engen Overalls,

an dem in Bundhöhe ein Schäkel baumelte mit verschiedenen Schlüsseln, Nässe auch in den Kniekehlen und besonders unter den Achseln. Zu seinen Füßen, die in maisgelben Sportschuhen steckten, ringelten sich die Zuleitungsschläuche. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis der Altgeselle den Schritt aus den geöffneten Schraubstöcken über die blauroten Schläuche hinweg wagte. Ungeprüft flog die Milchdose in die Schrottonne, ein Nachspiel hat unsere Maßnahme nie gehabt.

V

Alles ist „texte“. Das Gedicht, das schließt, oder auch manchmal klemmt, wie ein stramm festzitzendes Projektil, es ist „texte“. Ich glaube, die ballistischen Feinuntersuchungen mittlerweile zu kennen, oder die Kurve der Geschoßbahnen, so hoch fliegen die Gedanken des kühnen Professors, den sie hier alle kameradschaftlich Sherpa rufen, weil er die Last der Interpretation trägt, bergauf, modische Schlenker, mal die „Luft im Text“ preisend, ein andermal den „Sprachschaum“ oder das „perverse Schreiben“, vielleicht im Angedenken an gemeinsam getippte nächtliche Protokolle, verräterische Blaudrucke, die sie alle sammeln, horten, aber nie lesen.

Glückauf, der Steiger kommt! Das ganze Seminar ist angetreten, der Hörsaal gestopft voll, alle wollen sie heute morgen den Einstieg des kühnen Professors verfolgen, unter dem sehnüchigen Titel „Die Petrifizierung der Herzen“. Aber nicht die Hinwendung zu einer neuen Heilslehre oder Seismystik wird verhandelt, sondern die Abrechnung mit den Versteinerungen der deutschen Nachkriegszeit, samt deren Sprengung; gemeint ist Arno Schmidt. Zuvörderst, in der ersten Reihe des steil ansteigenden Forums, hat Assistent Mänder Platz genommen, die Beine übereinander geschlagen. Hinter vorgehaltener Hand, dennoch unüberhörbar, teilt er seinen neuesten, also privaten Forschungsstand mit. Nachweislich hätten die Rolling-Stones, genauer Mick Jagger, erst unter dem schweren Eindruck der deutschen Lektüre von Schmidts Roman ihren kopfstimigen Blues *A heart of stone* komponiert, man sei sich jetzt endgültig sicher, habe mit London ausgiebig konferiert. Sicher. Vorsichtig lasse ich den angewärmten Klappszitz schnalzen, und entferne mich möglichst geräuschlos in Richtung Bibliothek. Nach längerem Suchen, englisch Broschur oder deutsch Registratur, stellt sich heraus, das Buch, das ich ausleihen will, ist nicht da, weder verliehen noch verstellt, noch geklaut. *Das steinerne Herz* war in diesem Lesesaal nie vorhanden. Noch einmal gebe ich mir einen Ruck, will versuchen, der Vorlesung zu folgen. Die aber ist pünktlich beendet, man schlendert gemeinsam in die kollektiv bewirtschaftete Cafeteria.

„texte“, überall. Auch der frischgebrühte Kaffee im Gesicht des ausländischen Studenten, der sich schreiend auf dem von Kippen und Dosenverschlüssen übersäten Pinkboden wälzt, und die entgrenzten Zuckungen auf den Wangen des jungen Mittelständlers, der nicht mehr an sich halten wollte, nach der völlig verhagelten Klausur im Nebenfach Informatik, jetzt hat er Dampf abgelassen, fühlt sich gut. Dem Nächstbesten den noch unbezahlten Muckefuck in die Fresse geschleudert — so geschehen in der Cafeteria des

Psychologischen Instituts, auch scherhaft Kontrollturm genannt — hier also hat sich der „texte“ gleichfalls eingeschrieben, graduell meßbar, denke ich, ähnlich den schwindelnden Schlafkurven erfolgloser Fußballtrainer. Der Professor aber und seine getreue Seilschaft sind bereits wieder unterwegs, zu einem neuen Gipfelsturm.

Mit Umwegen gelange ich nach Hause. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite versucht einer mit dem Schwingschleifer sein Kofferradio zu beeindrucken. Alte Kommunarden beizen hier gemeinsam Küchenmöbel der Jahrhundertwende ab, polieren auf und lasieren. Über den Gehweg, vor dem Kelleratelier, sind leere Bierflaschen gereiht, die der Chef mit dem Nachschub jetzt lässig umkurvt. Das Klapprad schräg gelegt, schrammt die Lenkstange am Rauhputz, ich sehe Funken und die Plastiktüte, die zwischen den Zähnen baumelt. Unter Geklingel öffnen sie die ersten Flaschen, Holzstaub sinkt langsam auf das Pflaster. Ich setze mich an den Schreibtisch und beginne zu lesen. Die Bilderschrift liegt vor der Buchstabenschrift. Welch ein Geheimnis. Die unzähligen Beispiele beeindrucken mich, kurzzeitig, dann folgt der Lobgesang auf die Mytheme, kleinste Teilchen oder Einheiten des Vergangenen, dargestellt auf einer läufigen Strukturskala. Ich mache mir Notizen, ohne die notwendige Überzeugung.

Abends bin ich beim Assistenten des petrifizierten Professors zu einem Umturk eingeladen. Ich brauche nicht zu klingeln, die Wohnungstür steht offen. Als ich das Arbeitszimmer betrete, knien die ersten Gäste schon im Halbkreis, irgendeinen Anstoß erwartend. Auf den kobaltblau gestrichenen Dienlen liegt ein Turm von einem Holzstoß, leicht erkennbar das alkäische Heckruder. Der Assistent hat sich das Floß bauen lassen, von einem stadtbekannten Tischlerkollektiv, nur die feinsten Materialien sind verarbeitet worden: Pinienstämme und Sisal, sowie griechische Splinte aus Olivenhartholz. Gebaut wurde nach seinen detaillierten Vorstellungen, darübergehauht ein Bienenwachs, dessen Glanz nun in der Abendsonne schnell aufflammt, schließlich erlischt. Er hat seine Eposteilchen im Kopf, fasrige Mythen: die Sisalstricke hat er selbst gespleißt, nicht die Türken, die kennen die Arbeit ihrer Väter schon lange nicht mehr. Er endet, und sprenkelt Raki über den Bug, großzügig versucht er zu verteilen, hält die Flasche gleich einem Weihwasserkessel. Heute Nacht wird er zum erstenmal auf seinem hölzernen Modell schlafen.

Zwischenzeitlich habe ich mir ein halbes Stangenweißbrot und den Rest der kanadischen Buletten in ein Küchenhandtuch gewickelt, dann verabschiede auch ich mich. Spätnachts, im „Käferkopf“, einem angestaubten Versammlungslokal für Biologen, packe ich meine Wegzehrung aus, verteile die aufgeweichten Reste auf einige Gläser Weißherbst. Überall an den Wänden Kässcher und Spannbrettchen, vergeblich lausche ich dem Klang der gelöcherten Botanisiertrommeln nach.

Mit Umwegen gelange ich nach Hause. Aus zwei Stühlen und einem mobilen Regalteil baue ich mir ein Feldbett, um so über die Dächer in den aufsteigenden Morgen zu schauen. Ich lege mich weit zurück, klemme das feucht gewordene Küchenhandtuch in das Genick, und schlage Jean Paul auf:

„Die Philosophie aber verdeckt uns oft die Leiden nicht besser wie der Nachrichter in Sina, der dem armen Sünder die skalpierte Haut über die Augen zieht, damit er seine Plagen nicht sehe.“

Ich stehe auf und gehe zum Fenster. Die Falltür der Genossenschaftsbeizer ist fest verrammelt. Quer über den Bürgersteig ist noch immer die Kette aus Bierflaschen gespannt. Ich werde versuchen, Schlaf zu finden.

VI

Ein amerikanischer Film. Der stetig reicher und mächtiger gewordene Anführer einer Viererbande rennt eines Morgens panisch aus seiner Villa. Langsam fährt ein Müllauto die frisch gesprinkelte, feuchtdampfende Avenue herauf. Gekonnt springt der Mann, trotz Übergewicht und Maßanzug, auf das hintere Trittbrett des langsam dahinrollenden Wagens, stemmt sich schließlich in die rotierende Förderschraube, und verschwindet ruckend. Auf dem abtrocknenden Asphalt, zwischen den Reifenspuren, bleibt ein lederner Halbschuh liegen. Der Fahrer vorn winkt den von der Seite mit Karren heranhechelnden Schleppern ein Zeichen. An einem Hydranten waschen sich alle Müllwerker ausgiebig die Hände, der Cheffahrer reicht flache Aludosen und farbig markierte Thermoskannen aus der Kabine. Im Rinnstein sitzend, beginnen sie langsam zu frühstücken. Noch einmal zeigt der Kamerablick den Halbschuh, einen Mokassin, auf der trockenen Straße. Der Wagen ist bereits verschwunden.

Es gibt Signale, die unwiderruflich befolgt werden, darüber aber sollte man die Schaltungsmöglichkeiten der Vielfalt nicht vergessen. Das Schlußwort hatte der Dozent. Mit dem einfallenden Tageslicht, und erst jetzt, setzt wieder das Geklapper der Stricknadeln ein. Mit Sicherheit kann heute schon wieder jeder Hilfsdozent oder Bibliotheksdienner in den fast schalldichten Seminarwaben des Berliner Rostgartens die Taktzahl, Kreuzfolgen oder fallengelassenen Synkopen sowie den Koeffizienten aus Maschenverlauf und Anschlagsstärke gelassen bestimmen, aber erst die augenscheinliche Festlegung der Nadelvarianten zeigt den wahren Kenner: Indisch-Rosenholz, Erle doppelhart, Buch in Schrägleimung. Nur wenige Frauen, eine Art neuveredeltes Jungvolk, leisten sich türkische oder siamesische Nadeln, meist gefertigt aus Elfenbein, versehen mit Intarsien aus Perlmutt oder Muschelkalk, was dem Fadenverlauf eine eigene Melodie aufzwingt. Hörspiele, denke ich, welche unerwarteten Möglichkeiten tentakeln hier durch den Äther. Gibt es einen effekt Lyon, der in den blauen Schubern nachzulesen wäre, hat Jim Morrison, in offenen Türen stehend, nicht vom Schrei der Schmetterlinge, von Seidenraupen gesungen?

Aber hier lassen sie es laufen, verstricken sich nicht in fremde Geschichten; sich artikulieren heißt, sich in seinem Gewebe weiter einrichten. Durch das Spiel der Differenzen oder Zopfmuster rinnt ein Gedanke, der bei sich bleibt, gleichzeitig als echt und unmittelbar erfaßt wird.

Ein Strukturalismus der Postkarten. Die aber kann ich mir selbst legen. Was aber wäre den Ewigsanften, nachstrickenden Jungmännern zu raten? Ver-

sucht es mit einem Kettenhemd, auf der Brust den scharlachroten Pferdekopf, wie ihn der Königsohn aus Thule getragen hat, zerfetzt und durchlöchert von Schwerthieben und Pfeilspitzen?

Vergeblich auch die Suche nach einem rohrförmigen Gebilde, versehen mit einer okkulten Häkchenkrone, eine Mamsell darstellend, durch deren Hohloffnung eine ewige Wollschlange, Mohairschwanz treidelte, um späterhin vernäht zu werden. Strickluzi nannte man, glaube ich, diese kindliche Arbeitspuppe.

Ich treibe den verflachsten Handlungsstrang weiter, laufe schon durch das Germanische Seminar, immer den Richtungspfeilen ausweichend. Am Ausgang zum Parkplatz quert ein Junge meinen Weg, der eine Liftboyjacke trägt, hochgeschlossen, was seinem Gang etwas Bestimmtes gibt. Ich finde mich erst wieder auf der Autobahn. Einmal mehr bin ich umgefallen, reise jetzt per Sammelfinger oder Autostop hinunter in den Süden der Republik, wo meist ein Freund wartet. Appoldried, ein Einödriegel im Bayerischen Wald, den Rest der Strecke hat mich ein Geschwisterpaar mitgenommen. Der verdreckte Buckelvolvo ist restlos überladen, neben mir auf dem Rücksitz entdecke ich eine alttümliche Filmkamera. Vorn unterhalten sich die beiden augenscheinlich über Methoden oder Sortenvielfalt des Tabakanbaus, ständig reicht die Frau Fotos nach hinten. Die Aufnahmen stecken allesamt in einer fein gearbeiteten Handtasche, die sie auf den Knien hält. Marokkanische Arbeit, denke ich, gleichmäßig wippt der gedrehte Schulterriemen im Takt der ausgefahrenen Kurven. Es sind vermutlich Holländer, befinden sich auf einer Urlaubsfahrt. Die Dinge scheinen sich in Ordnung zu befinden, es braucht hier keinen, der darüber nachsinnt, das alte Jupp-Sekt stößt mir gallig auf. Im hohen Bogen kotze ich aus dem fahrenden Wagen, versuche krampfhaft, die Tür nicht zu versauen. Ich entschuldige mich auf Englisch, presse meinen Atem in eine nach hinten gereichte Stoffserviette, eine muffige Klöppelarbeit, ich falte und entdecke einen Aufdruck: „de vliegende Hollander. Texel“. Da würgt es mich erneut, der Wagen bremst, ich stolpere aus der Tür, der Rucksack kugelt, Pulverschnee aufwirbelnd, hinunter in den Straßengraben. Gleich einer Prozessionsraupe tanzen die schnell entzündenden Rücklichter aus meinem Blickfeld.

Torkelnd schleppen mich mich, den Rucksack einseitig übergehängt, die Dorfstraße entlang, erreiche schließlich das Haus. Die Schwester hat schon gewartet, der Freund ist droben in der Dachkammer, richtet die schmalen Rennskier her, auch für mich. So haben wir es immer gehalten. Auch wenn ich, wie so oft, völlig zerschlagen und müde hier ankam, immer war noch spätabends ein erster Lauf möglich, zu Anfang leicht gegrätschte Schrittfolgen im bläulich zerstiebenden Schnee, Webmuster im Kaltlicht.

Von der Dachstiege schreit freudig der Freund, ein neuer Schub der sauren Ladung steigt mir in den Rachen, ich öffne die Tür zum Wohnzimmer. Die Kinder verfolgen rücksichtslos das Werbeprogramm. Auf dem Tisch steht ein pudergezuckerter Stopfkuchen.

Wolfgang Kiwus

Ein toter Autor sucht einen Verlag

Oskar Loerke förderte den jungen Dichter, Gerhart Hauptmann soll in den „dunklen Schicksalstagen“ in einem seiner Bücher Trost gefunden haben, und Thomas Mann nannte ihn einen „tapferen Mann“. Er wurde von Kritikern mit dem etwas nördlicher geborenen Georg Büchner verglichen, manchmal auch mit einem ins Süddeutsche versetzten Ernst Barlach. Ja, sogar Jean Paul war mal im Gespräch.

Seit sechs Jahren ist er nun tot; vor sechs Jahren war es auch das letzte Mal, daß man sich an ihn erinnerte: an Emil Belzner, den 1901 in Bruchsal geborenen und 1979 in Heidelberg gestorbenen Dichter und Publizisten. Bereits als 17jähriger veröffentlichte er seine ersten Gedichtbändchen und verließ das Gymnasium, um Schriftsteller zu werden. Mit 23 war er der jüngste Feuilletonchef der Weimarer Republik.

Er schrieb satirische Vers-Epen (1924/1929) erotischen Inhalts, die ihrer Meisterschaft und Eigenwilligkeit wegen große Beachtung fanden und die Karl Heinz Deschner noch Mitte der sechziger Jahre für das Beste und Originellste dieses Genres hielt. Sein erstes Prosabuch kam 1931 heraus, ein viel diskutierter (und nach wie vor aktueller!) Antikriegsroman, dem er zwei Jahre später eine Legende folgen ließ, eine großangelegte Vision, die mit Hermann Brochs „Vergil“ verglichen wurde.

Den braunen „Blut- und Bodenvögten“ war er natürlich unerwünscht und als Schriftleiter nicht tragbar. Mit Gelegenheitsaufträgen, zeitweise auch ohne festen Wohnsitz, mochte er sich durch diese düstere Zeit. 1941 veröffentlichte er eine ins 17. Jahrhundert vertuschte Persiflage auf die Diktatur, die sogleich verboten wurde; und nur durch die Hilfe eines befreundeten Psychiaters konnte er sich vor dem Zugriff der Nazis retten.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde er in Heidelberg Mitherausgeber der *Rhein-Neckar-Zeitung* und deren brillanter Feuilletonchef. 1949 erhielt er den Heinrich-Heine-Preis, er war der letzte, der diese gemeinsam von west- und ostdeutschen Verlagen (u. a. Rowohlt, Suhrkamp, Desch, Aufbau) gestiftete Auszeichnung bekam. Heute ist er in beiden deutschen Staaten gleichermaßen weitgehend unbekannt.

Sein erstes Nachkriegsbuch („Der Safranfresser“) kam 1953 als rororo-Taschenbuch heraus: eine Komödie über den Untergang (vor dem Hintergrund des Erdbebens in Messina 1908), eine Travestie über die Anziehungskraft und Sogwirkung, die von Katastrophen ausgeht; ein Abbild einer Zeitwende, deren Spiegelbild die Gegenwart meint.

Danach veröffentlichte er bis Ende der 60er Jahre, mit Ausnahme einiger „Pint- und Flintgedichte“, keine literarischen Arbeiten mehr. Er widmete sich ausschließlich seiner publizistischen Tätigkeit, die ihn in der Zeit des kalten Krieges voll in Anspruch nahm. So setzte er sich z. B. für die auf dem 23. Jahrestkongreß des Internationalen Pen-Clubs in Lausanne eingebrachte Friedensresolution ein, die von „interessierten Kreisen“ (auch unter den Schriftstellern!) verhindert werden sollte, und er forderte von den Ländergruppen,

„die alle Völker so tief bewegende Frage schnell zu erörtern“, wie der Musikwissenschaftler Karl Laux sich erinnert. In unzähligen Artikeln schrieb er gegen die geistige und materielle Restaurierung an, was ihm Anfeindungen eintrug, so daß auch sein Name in einem der infamsten Bücher der fünfziger Jahre („Die trojanische Herde“ eines Karl Richter) nicht fehlen durfte, einem Buch, das die fortschrittlichen Kräfte in der BRD als Agenten Pankows in Verruf bringen sollte (eine Methode, die ja auch heute noch hierzulande in Gebrauch ist).

Sein Leben lang hat Belzner die Politik beschäftigt und aufgereggt. Das war in den zwanziger Jahren so, genauso wie nach 1945. Sein persönliches Dilemma – sich zwischen der Publizistik und Literatur entscheiden zu müssen, zumal ihm zwölf wertvolle Jahre (von seinem 32. bis 44. Lebensjahr) buchstäblich geraubt wurden.

Belzners publizistische Domäne war vor allem die Literatur- und Theaterkritik (er war eng mit Erwin Piscator befreundet), was ihn jedoch nicht hinderte, auch politische Artikel zu schreiben.

1969 kam es zum Eklat, als Belzner den Ausspruch („Wo gehobelt wird, da fallen Späne“) eines Heidelberger Staatsanwalts zu den Polizeiaktionen gegen den ASTA im Feuilleton der *RNZ* in einer kurzen mit „Verba torrent“ (Worte schrecken) überschriebenen Glosse kommentierte und daran erinnerte, daß dies der Lieblingsausspruch von Hermann Göring gewesen war – zur Beruhigung der Öffentlichkeit –, als er die Polizei zu brutalen Methoden gegenüber demokratisch gesinnten Bürgern antrieb. Belzner schrieb: „Der schandbarste Deutsche, der je gelebt hat, war Julius Streicher (1946 in Nürnberg hingerichtet), Herausgeber und Chefredakteur des *Stürmer*. Streicher hat die Parole Görings in seinem kulturschänderischen Hetzblatt begeistert aufgegriffen: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne.“ Da fielen Köpfe.“

Am nächsten Tag erhielt Belzner einen Brief seines Chefs Hermann Knorr, der ihm sein „derzeitiges Arbeitsverhältnis“ mit einer Frist von sechs Wochen kündigte, „da es nunmehr an der Zeit ist, jüngere Kräfte zum Zug kommen zu lassen“. Belzner war damals 67, Knorr 72 Jahre alt. Es versteht sich, daß Belzner gleichzeitig mit sofortiger Wirkung beurlaubt und gebeten wurde, innerhalb von fünf Tagen seine „persönlichen Sachen herauszunehmen“.

Es ist anzunehmen, daß Hermann Knorr Belzners Glosse als auf sich gemünzt verstanden hatte, deckte er doch den Lokalredakteur Stauder, dem die Studenten eine im gleichen Tenor gegen sie gerichtete Berichterstattung vorwarfen, wie er es vor 1945 unter dem Nürnberger Gauleiter Julius Streicher als Gaupresseamtsleiter und Lokalredakteur der nazistischen *Fränkischen Nachrichten* gegen Juden und sonstige „Staatsfeinde“ getan hatte.

Die 1945 von Theodor Heuss zusammen mit dem Kommunisten Agricola und dem Sozialdemokraten Hermann Knorr begründete Heidelberger *Rhein-Neckar-Zeitung* galt lange Zeit als eine der angesehensten Tageszeitungen Süddeutschlands – und Belzner als ihr bester Kopf. Doch die Zeiten und ihre Zeitungen änderten sich: schon seit langem beargwöhnte Hermann Knorr die in meisterhaften Kolumnen vorgetragene kultur- und gesellschaftspolitische Linie seines Stellvertreters Emil Belzner. Es war eben nicht mehr die Sache eines Hermann Knorr, dazu im eigenen Blatt, immer wieder Sätze lesen zu

müssen, wie z. B. diese: „Wozu sich im Menschlichen noch anstrengen, wenn das Unmenschliche gute Gewinne abwirft? Und wo befinden wir uns eigentlich, wenn man glaubt: die Alternative zur Bergpredigt sei die Atompredigt? Wir sind nicht weit davon, daß wir Heilssprüche auf solche Bomben malen. Bei Hiroshima und Nagasaki ist es schon einmal geschehen. In jedem Verbrechen läßt sich am Ende noch ein ‚göttlicher Wille‘ beweisen. So weit sind wir. So einfach ist das, ganz einfach.“

Oder: Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke kritisierte Belzner unumwunden die Einschaltung der „Westberliner Kriminalpolizei als Nachrichtenquelle“ für den Gesundheitszustand des schwerverletzten Soziologie-Doktoranden und diagnostizierte die offiziellen „Schwierigkeiten im Informationsfluß“ als einen „ahnungsvollen Begriff – fast ließe sich sagen: eine Einübung in die Mentalität der Notstandsgesetze“.

Es ist klar, daß für einen Mann, der solches von sich gab, kein Platz mehr war in dem Blatt eines (vorsichtig formuliert) „müden“ Sozialdemokraten.

Die (unfreiwillige) Befreiung von der Tagesfron der Journalistik ließ Belzner nun Zeit, sich wieder seinen literarischen Arbeiten zuzuwenden. Er schrieb: „Die Fahrt in die Revolution“, eine Erinnerung an ein Jugendlebnis.

Als 16jähriger Gymnasiast leistete Emil Belzner 1917 Kriegshilfsdienste im Eisenbahnbetriebswerk Rastatt in Baden. Da hörte er, daß aus der Schweiz ein Sonderzug mit „entflohenen sibirischen Sträflingen“ eintreffen werde, die nach Rußland zurück sollten. Mit einem Vierkantschlüssel verschaffte er sich, gegen alle Vorschriften, den Zugang zu dem „ramponierten Salonwagen“ und fand sich dort in Gesellschaft von Wladimir Iljitsch Uljanow, der sich Lenin nannte, seiner Frau Krupskaja, Karl Radek und der schönen russisch-französischen Revolutionärin Ines Armand, die dem Jüngling wie die Fleischwerdung einer Göttin der Liebe erschien. Erst später wurde ihm bewußt, wen er auf dieser Fahrt ein Stück des Weges begleitet hatte, nämlich die Vollstrecker der Revolution.

Dieses Buch, das er als „Aide-memoire“ bezeichnete, brachte Emil Belzner wohl den größten literarischen Erfolg. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und selbst der katholische Publizist Friedrich Heer kam ins Schwärmen: „Alle Bedenken über mögliche Mischung von Dichtung und Wahrheit verbllassen angesichts der monumentalen Darstellung, die hier vorliegt“, und er bezeichnete Belzner als einen „der größten lebenden deutschen Schriftsteller“.

„Die Fahrt in die Revolution“ ist kein Buch eines Marxisten, doch ein Buch eines großen Romanciers, der es verstanden hat, die Figur jenes Mannes, der sich nach dem Flusse Lena in Sibirien genannt hatte, plastisch werden zu lassen, des – wie man auch zu ihm stehe – weltbewegenden Revolutionärs unseres Jahrhunderts. Alfred Kantorowicz (ein Mitarbeiter Belzners bei der *Badischen Zeitung* in Mannheim: vor 1933) schrieb 1970 in der *Zeit* über dieses Buch und dessen Autor: „Belzner ist ein mitreißender Fabulierer, das wußte man seit seinen frühen Büchern, die ihn bereits in den zwanziger Jahren heraushoben – über das Getümmel der Beziehungsmärkte, die er immer gemieden hat. In dieser Erzählung von seiner Mitfahrt im Waggon, der Lenin seiner Bestimmung zuführte, erfindet er nicht, aber er spinnt aus. Es gibt hun-

dert Geschichten oder Anekdoten, deren Quelle die Gespräche, Anspielungen, Belehrungen auf ‚jener Reise‘ (ein weiterer Untertitel des Buches) sind, aber mannigfach wohl auch Assoziationen, die später einverwoben wurden, jede für sich lesenswert.“

Belzner analysiert nicht, er läßt die Figuren sprechen: „Lenin sprach im Schlaf...: „Bei Rastatt, irgendwo bei Rastatt, stand Engels im Gefecht gegen die Preußen. Er wurde gefangen, aber er entkam ihnen.“ Blickte er mich wieder aus zugekniffenen Augen an? „Ja, auf dem Konservatorium und auf dem Gymnasium lernt man das nicht: an Kaisers Geburtstag ist auch Mozarts Geburtstag. Noch gibt es in Deutschland nur Salutschüsse zu Kaisers Geburtstag und nicht zu Figaros Hochzeit. Noch hört man aus dieser Oper lieber den Kitsch der Ehebruchperipetie als die vorrevolutionären Signale.“ Dann ließ er sich wieder abhören von seinem eigenen Dämon: „Die Sehnsucht der Verräter im eigenen Lager ist die Gulaschsehnsucht, der Kapitalismus von unten. Das betreffende russische Sprichwort lautet: Es gibt Pferde, die an allen Wegen immer wieder zur Schenke abbiegen...“

In übersprudelnder Rede teilt sich der Weltrevolutionär dem vorwitzigen Gymnasiasten mit, stellt Fragen, prüft ihn, erteilt ihm Ratschläge und setzt ihn durch sein immenses historisches Wissen in Erstaunen. Er kennt und weiß alles, vor allem was Deutschland betrifft – seine Geschichte, seine sozialen Verhältnisse, die Revolutionen und Revolutionäre, die Versager und Verlierer, die Gewinner und die Nutznießer.

Er kennt auch die revolutionären (Schleich-)Wege, die durch Rastatt führen, und erzählt entlang der Bahnlinie dem „Künstler-Knaben-Eisenbahnler“, wie Ines Armand ihren neuen jungen Freund aus Bruchsal liebevoll nannte, die Stationen der Befreiungskämpfe in Belzners heimatlicher Region.

Doch nicht nur die Begegnung mit Lenin, sondern auch die mit Ines Armand ist eines der großen Ereignisse im Leben des Autors. Die Begegnung mit der genialischen Abenteurerin und Künstlerin, der „Venus moscovite“ auf der Höhe des weltverändernden historischen Augenblicks, die auf den jungen Deutschen einen fast magischen Einfluß ausgeübt hat.

In der kurzen, nur wenige Stunden dauernden, doch ungemein intensiven Begegnung mit der „Schönen“ findet der junge Belzner etwas ganz Neues und Überwältigendes: „den Glauben an die Liebe“.

(Dies nur nebenbei: Dem hünenhaften Emil Belzner wurden viele amouröse Abenteuer nachgesagt, doch wichtiger in diesem Zusammenhang ist es, daß er einige einfühlsam-freche Liebesgeschichten geschrieben und hinterlassen hat, wie jene zwischen dem „Mangiatore di Zafferano“ und dem kleinen Mädchen im Damensattel Brina, über die Karl-Heinz Deschner urteilt: „In der modernen deutschen Literatur ist selten eine zugleich so anmutige und heidnisch unbefangene Liebesgeschichte geschrieben worden.“)

Für Belzner ist die Liebe von allgemein-menschlicher Bedeutung, ohne deshalb blaß und verschwommen zu sein, steht er doch einer idealistischen Menschheitsliebe, einer auf Harmonie und Ausgleich der Gegensätze, insbesondere der politischen Zustände, gerichteten Sicht kühl und abwehrend ge-

genüber: „Der Mensch ist etwas ungemein Verwundbares, davon, ja davon sollte die Kunst ausgehen. Nichts ist unheilvoller als das Hölderlin-Wort, wo Gefahr sei, wachse das Rettende auch. Wo Gefahr ist, ist Gefahr.“ Die dritte Hauptfigur in diesem fahrenden Roman ist der legendäre Karl Radek, der den angehenden Schriftsteller in seine Theorie der „Nachrichten-Belletristik“ einweihst: „Man muß jeweils dabeigewesen sein, ohne seine Freiheit oder Genie zu verlieren. Man muß die Unterschiede zwischen den Verlierern und Nichtverlierern auswiegen können. Und man darf sich nicht einbilden, daß Rechtfertigungen ausreichen, daß Lüge und Wahrheit ausreichen, daß Spott oder gar Obszönes ausreichen.“

Belzner läßt Radek ausführen: „Thukydides, Voltaire, Mark Twain in einem Kopf vereinigt, und mit einem Schuß Kitsch und Firlefanz, das nenne ich „Nachrichten-Belletristik“. Man weiß wenigstens, was los war und was nicht los war.“ Auch wenn jeder von den dreien, „deren es Dutzende gibt“, für einen anderen nur den Giftbecher übrig gehabt hätte, „weil man sich nicht durchschaut wissen will.“ In „tutti“ tolerierte man sich trotzdem, „im Bündnis gegen die nachprüfende Trivialität von Studienräten“. Denn die „Durchschauten, die subjektiv-objektiven Reporter, gehören zusammen, sie haben gemeinsame Interessen von Lüge und Wahrheit zu vertreten, und – den Termin der Stunde wahrzunehmen“.

Belzners Radek weiß auch, daß seine „Nachrichten-Belletristik“ eine „sehr neuralgische Kunstform (ist): mit den Ereignissen sich selber anzupreisen“ – und daß die „Philosophie der Agitation, darum handelt es sich, noch geschrieben werden (muß).“ Die „Nachrichten-Belletristik“ ist nämlich „das literarische Geheimnis, das Lenkrad der Zukunft. Die mildere Form des Befehls, der Vorschrift, des Zwangs. Solche Leute braucht man. Du springst einfach hinein in den Strom und vertraust dich drei oder vier Materien an: Thukydides, das ist der Ernst der Selbstverteidigung; Voltaire, das ist die Lüge der Wahrheit; Mark Twain, das ist die Gleichgültigkeit gegen Lüge und Wahrheit; und der Kitsch, das ist der Lechzer, der Dürster nach propagandagerechten Realitäten, der Schmackhaftmacher. Man kommt nicht ohne neue Töne aus.“

Meinhard Glitsch, der über Belzners literarisches Gesamtwerk eine glänzende und sehr akkurate Magisterarbeit geschrieben hat, vermutet: „Mir scheint, daß Belzner in der „Fahrt in die Revolution“ Lenins Kunstsachverständigen Radek nicht nur eine neue Literaturform im Horizont der Revolutionierung auch der schriftstellerischen Verhältnisse entwerfen läßt, sondern daß er selber, als Verfasser, mit seinem „Aide-memoire“ den Entwurf durch die literarische Tat einzuholen und zu verwirklichen versucht. Mit der „Fahrt in die Revolution“ ist, so scheint es, das Wagnis unternommen, die „Konditionen der Kunst neu zu entdecken“.

Jener Kunst, wie Belzners Radek erläutert, die halbfiktiv ist, denn „halbfiktiv ist alles, was wir erleben, wirklich und unwirklich, faßbar und unfaßbar, aus schutzlosen Fakten besteht die Kunst“.

Nach der „Fahrt in die Revolution“ veröffentlichte Emil Belzner nur noch „Glück mit Fanny“, ein Buch über seine Katze. Die Kenner von Belzners Gesamtwerk hat dieses Buch für „Kinder und Katzenfreunde“ sicherlich nicht

überrascht, treten doch bei ihm häufiger Tiere in das menschliche Umfeld und Dasein, sogar sprechende, gar philosophierende.

Frei von Pathos und Sentimentalität, eher handfest-alltäglich geht es da zu, was der Außerordentlichkeit keinen Abbruch tut, im Gegenteil. Das geliebte Tier, Kreatur wie der Mensch, mahnt: „Du hältst es zu sehr mit den Ewigkeiten – halte es mehr mit den Augenblicken einer Katze: Spüre den Dingen nach, dann wird dich das Unwandelbare der Welt nicht mehr erschrecken. Selbst wenn du an einem Wintermorgen aufwachst und mich schnarchend neben dir findest, weil es warm bei dir ist, hast du mehr vom Göttlichen er späht, als wenn du in einer Kirche oder in einem Tempel geschlafen hättest.“

„Glück mit Fanny“ ist ein „Hymnus auf das Leben und seine Lebendigkeit, zu dem Vergänglichkeit und Tod in gleicher Weise gehören wie das sich erneuernde Erblühen“ (M. Glitsch).

Belzner ist nie öffentlich aufgetreten, hat keine einzige Lesung gemacht, mied er doch die lärmenden Auftritte: Sein Werkzeug war die Schreibmaschine. Nun zog er sich (anfangs der siebziger Jahre) völlig zurück, um an seinen Erinnerungen zu schreiben, wie Edwin Kuntz, Belzners jahrzehntelanger Freund und Bewunderer, glaubwürdig versichert. Doch im Nachlaß konnte davon nichts gefunden werden, nicht mal ein Fragment: Was mißtrauisch stimmt. Wer weiß, wo diese Aufzeichnungen geblieben sind?

Als Journalist war Belzner ein Aufklärer und Erwecker: Als Autor stand er in kampfbereitem Widerspruch zu den Tagesmoden. Er konnte das Gehabe der „Gruppe 47“ nicht ausstehen, nicht der einzelnen Autoren wegen, sondern weil ihm jede Art von Klüngelei zuwider war.

Die Mainzer Akademie der Wissenschaft und Literatur hat ihn zu ihrem Mitglied gewählt. Da traf er vor allem auch mit Geschichts- und Naturwissenschaftlern zusammen, mit denen zu sprechen ihm viel wichtiger war als der Kontakt mit Literaten.

Im Nachruf zu Belzners Tod schrieb Hans Bender für die Mainzer Akademie: „Nur eine begrenzte, doch beständige Gruppe kannte und schätzte ihn: Emil Belzner, dessen Tod, als Achtundsiebigjähriger, die Zeitungen meldeten. Einen ‚Außenseiter‘ und einen ‚zornigen alten Mann‘ nennen ihn die Nachrufe. Hat er selber mitgewirkt, daß es so still um ihn geworden war? Wahrscheinlich.“ Nein, es ist sogar ganz sicher so, daß er daran selber mitgewirkt hat, doch es erklärt nicht alles, es erklärt nicht, warum Belzner als Schriftsteller nicht populär wurde: obwohl er ja das Zeug dazu gehabt hatte! Sicherlich haben dabei seine Scheu vor öffentlichen Auftritten und seine Abneigung gegenüber literarischen Zirkeln ihren Anteil. Auch die langen Unterbrechungen in seiner schriftstellerischen Produktion haben dazu beigetragen, wie der Umstand, daß (fast) jedes seiner Bücher bei einem anderen Verlag erschienen ist.

Die Leute vom „Marbacher Archiv“, dem Belzner testamentarisch seine riesige Buchsammlung vermachte, halten ihn (leicht abwertend) für einen Bücher schreibenden Journalisten, ebenso einige Stuttgarter Feuilletonisten, mit denen ich über Belzner sprach. „Indes hat der Journalismus“, so K. H. Deschner (durch den ich auf Belzner erst aufmerksam wurde), „merkwürdig genug, keinerlei Einfluß auf Belzners belletristisches Schaffen geübt. Im Gegenteil.

Nur selten begegnet uns in der jüngsten deutschen Literatur ein so genuin künstlerisches Werk. Doch ist es, obwohl in seinen Anfängen dem Expressionismus verhaftet, weder formal noch weltanschaulich genau zu fixieren – was übrigens das Desinteresse der Kritik gefördert haben mag.“

Dazu Erasmus Schöfer (der als junger Autor Anfang der sechziger Jahre von Belzner unterstützt wurde): „Überlegt man aber, weshalb Belzner, nach den Jahren des erzwungenen Schweigens, nicht nachdrücklicher wieder in das Wohlwollen der literarischen Kritik gelangt ist, so wird man den Grund in seiner wenig reflektierten Sprache annehmen. Denn das ist unsere Sprachbewußtseinssituation, die uns kein Goethe, kein Fontane, kein Musil abnimmt: mit den Schulprinzipien eines guten Deutsch Literatur zu machen, ist heute doppelt so heikel wie ohne.“

Mit „wenig reflektierter Sprache“ umschreibt Schöfer (auch), daß Belzner wenig wortbildnerisch, wortfinderisch war, doch weiß er nur zu gut: „Belzners größte Stärke ist die aus der realen Situation entwickelte Erfindung. Da liegt seine poetische Kraft. Unerhöplich scheint sein Reservoir für bildhafte, überraschende Einfälle... Belzner hat mit dem Sagen keine Schwierigkeiten.“

Belzner selbst sah das so: „Unterschätzwerden liegt auf dem gleichen Niveau wie Überschätzwerden. Das eine mag angenehmer sein als das andere. Beides sind Minusprodukte einer allgemeinen Urteilslosigkeit... Ich für meinen Teil sehe mich weder über- noch unterschätzt. Meine Bücher werden von Kennern gelesen, diskutiert und anerkannt. Und das, finde ich, könnte immerhin als modus vivendi gelten.“

Auch ich bin der Meinung, daß die Nichtbeachtung des Schriftstellers Emil Belzner durch die „allgemeine Urteilslosigkeit“ erklärt werden muß, im besonderen durch die Urteilslosigkeit der vorherrschenden Literaturkritik, die weder einen Arno Schmidt, noch Franz Jung, Albert Vigoleis Thelen („Die Insel des zweiten Gesichts“), Martin Beheim-Schwarzbach („Vom Leibhaftigen Schmerz“) und eben auch nicht Emil Belzner zu würdigen verstanden hat. Dafür werden manche Schriftsteller(innen) fast unanständig oft mit Preisen überhäuft, auch wenn ihre Heftchen aus kaum verdauten Lesefrüchten zusammengeklaubt sind, wie z.B. die hochausgelobten „Ordnungsträume“ der Friederike R.: Eine Mixtur aus Grzimek und Kosmosheftchen, gewürzt mit ein bißchen Hegel und langen Passagen aus dem zehnbändigen „Lexikon des Deutschen Aberglaubens“, was den Kritikern und Preismachern besonders gefiel. Es versteht sich, der poetischen Sprache wegen.

Doch schießen wir nicht auf die Poesie, wie Belzner es bereits in seinem 1931 erschienenen Antikriegsroman „Marschieren – nicht träumen“ anempfohlen hatte, „die zudem nicht aus Fleisch und Blut ist, sondern ein Hirngespinst, eine theologische Rüstung eurer Machthaber, eine Tarnkappe, durch die sie sich unsichtbar machen, während ihr leidet. Schaut der Kunst ins Auge – sie hat keines. Schaut denen ins Auge, die die Kunst beschützen und sie für ihre Zwecke fördern – und ihr werdet den Feind überall entdecken, im Krieg und im Frieden, zu Hause und im Geschäft, im eigenen Herzen, im eigenen Lande. Schießt nicht auf die Poesie, schießt nicht auf die Poesie! Spart eure Kugeln für die Wirklichkeit! Kehrt marsch!“

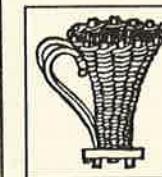
Und für jene Linken, die schon Christoph Hein so trefflich charakterisierte („Massa Sloterdijk und der linke Kolonialismus“), sei noch eins draufgesetzt, mit den Worten jenes merkwürdigen Majors a.D. Ritchard, der Hauptfigur dieses erstaunlichen und wie gesagt nach wie vor aktuellen Buches, der wußte, worauf es ankam: „alles Revolutionäre abzulenken, durch Ferne abzuschwächen. Wenn auf dem Mond die Galeerensträflinge und Kanalarbeiter mit Nilpferdepeitschen traktiert werden, das schreckt einen Proleten bei uns vom Aufstand zurück. Er protestiert lieber gegen die Witwenverbrennung in Indien, oder gegen die Ausrottung der Walfische in Grönland, oder gegen die Sacco-Vanzetti-Justiz in Amerika, statt gegen die Autodafés des Reichtums, gegen die heimtückische Verschiebung des Reichtums, gegen die heimtückische Verschiebung der Freiheit, gegen die Klassenjustiz im eigenen Land zu protestieren. Nirgends ist die Ungerechtigkeit größer als dort, wo wir sie erleben.“

Auch wenn wir uns das mit dem Proleten schenken können: Nein, nein, nein, nichts gegen die Solidarität mit Nicaragua. Alles dafür (!!!): Wir verstehen uns doch?

Nun ist es aber genug der Namen und der Zitate, ich suche ja nur für einen toten Kollegen einen Verleger. Sollte sich jedoch keiner finden, dann werden wir unseren Bedarf an Büchern und Autoren weiterhin über die Flohmärkte eindecken müssen, wo die Leute ihre Bücher wegschmeißen – also immerhin nicht mehr verbrennen.



Herbert Achternbusch Breitenbach Kiepenheuer & Witsch



Breitenbach – wie alle Bücher Herbert Achternbuschs ist auch dieser Text so etwas wie die Fortsetzung einer groß angelegten Autobiografie, zugleich aber ist es eine wütend-böse Schrift gegen eine bayerische Partei, die eine solche Strafe verdient hat.

Herbert Achternbusch, Breitenbach Großformat mit 20 farbigen Abbildungen. Broschur DM 39,80 Limitierte Vorzugsausgabe in Schuber DM 180,-

Kiepenheuer
& Witsch

Werner Jung

Erlebnis, Erkenntnis und Widerspruch

Zur Entwicklung von Adam Kuckhoffs ästhetischer Theorie

Von Beginn seiner künstlerisch-literarischen Arbeit an hat Adam Kuckhoff auch ästhetisch-theoretische Überlegungen über Kunst, ihre Produktion, Rezeption und Wirkung sowie über Strukturmomente dessen, was wir Kunstwerk nennen, angestellt. Etwa parallel zu ersten Prosaskizzen, Gedichten und dramatischen Fragmenten entsteht Kuckhoffs Hallenser Dissertation „Schillers Theorie des Tragischen bis zum Jahre 1784“ (1912), daneben der grundsätzliche Fragen behandelnde – Aufsatz „Über die Methode der Literaturgeschichte“. In den 20er und frühen 30er Jahren begegnen uns dann, wieder eng mit der eigenen künstlerischen Arbeit verbunden, Essays, Aufsätze und Vorträge über die Möglichkeiten eines neuen (Volks-)Theaters und diverse Zeitungs- und Zeitschriftenartikel über Filmprobleme. Und noch der bereits zum Tode verurteilte antifaschistische Kämpfer Kuckhoff arbeitet an einem neuen ästhetischen System, von dem uns Kuckhoffs Frau Greta einen kurzen, einzig erhaltenen Auszug mit dem Titel „Schema einer dialektischen Ästhetik“ zugänglich gemacht hat.

Immer ist für Kuckhoff die Ästhetik eine durchaus praktische Wissenschaft gewesen, keine abstrakte Theorie, sondern der Versuch, künstlerische Praxis auf den Begriff zu bringen gemäß der alten Jean Paulschen Maxime, daß von allen Ästhetiken die besten immer noch die von ausübenden Künstlern geschriebenen sind. Vergleicht man Kuckhoffs ästhetische Überlegungen mit denen anderer zeitgenössischer, avancierter Ästhetiker, wird man die Zeitgemäßheit, ja Aktualität seines Denkens feststellen. Dies zeigt sich schon in Kuckhoffs ersten ästhetischen Reflexionen. Während die Dissertation, auf Anregung des in Halle lehrenden Neukantianers Paul Menzer entstanden, noch ganz den ideengeschichtlichen Zeitgeist atmet und wesentlich von Diltheys Konzept der Geistesgeschichte geprägt ist, sprengt der frischgebackene Dr. Kuckhoff in seinem für die *Münchner Akademische Rundschau* geschriebenen Aufsatz „Über die Methode der Literaturgeschichte“ schon diese Grenzen.

In der Dissertation hält Kuckhoff, auf der Linie von Diltheys Verstehens- und Einfühlungstheorie argumentierend, noch dafür, daß man „ein Dichtwerk in zwei Weisen betrachten (kann): einmal sozusagen äußerlich, wobei jede Linie, jedes Motiv als wirklicher Ausdruck des dichterischen Erlebnisses betrachtet wird, dann aber, indem man aus dem Ganzen das Erlebnis zu erfassen versucht, und nun das einzelne von diesem Gesichtspunkt aus nicht mehr gläubig hinnimmt, sondern prägt und wertet. Erst die letztere Art kann zur innerlichen Auffassung eines Kunstwerks führen“.¹ Diese „innerliche Auffassung“ begreift das Kunstwerk von der Seite seiner Erlebnishaftigkeit und versteht dann das Werk „eines jeden echten Künstlers“ als „Erlebnisdichtung“.² Schillers Erlebnis sei das „Leid oder Glück“ gewesen, das – „zur Idee“ erhoben – nun von ihm durch die Kunst „mächtig über die Welt“ ver-

breitet werde.³ Damit macht es uns auch, durch Kunst anschaulich vermittelt, „eine Eigenschaft des Lebens“ klar, „die so vorher nicht gesehen worden ist“, wie es programmatisch in Diltheys Essaysammlung „Das Erlebnis und die Dichtung“ heißt.⁴ Und Dilthey fährt fort, ins Theoretisch-Prinzipielle ausgreifend: „So erschließt uns die Poesie das Verständnis des Lebens. Mit den Augen des großen Dichters gewahren wir Wert und Zusammenhang der menschlichen Dinge. – So sind in dem Untergrund dichterischen Schaffens persönliches Erlebnis, Verstehen fremder Zustände, Erweiterung und Vertiefung der Erfahrung durch Ideen enthalten. Der Ausgangspunkt des poetischen Schaffens ist immer die Lebenserfahrung, als persönliches Erlebnis oder als Verstehen anderer Menschen, gegenwärtiger wie vergangener, und der Geschehnisse, in denen sie zusammenwirkten. Jeder der unzähligen Lebenszustände, durch die der Dichter hindurchgeht, kann in psychologischem Sinne als Erlebnis bezeichnet werden: eine tiefer greifende Beziehung zu seiner Dichtung kommt nur denjenigen unter den Momenten seines Daseins zu, welche ihm *einen Zug des Lebens* aufschließen“.⁵ Zweifelsohne bedeutet die Diltheysche Theorie gegenüber positivistischer Fliegenbeinzählerei wissenschaftsgeschichtlich für die Literatur- und Geisteswissenschaften insgesamt einen Fortschritt, der es wieder möglich macht, Biographien und ganze Epochendarstellungen in Angriff zu nehmen. Auf der anderen Seite soll es aber auch nicht verschwiegen werden, daß Diltheys lebenslanges Nachdenken über die Begriffstrias Erlebnis-Einfühlung-Verstehen nie frei von Psychologismus gewesen ist; von daher verlieren viele Arbeiten seiner Schüler trotz hohem Anspruch, einem „geile(n) Drang aufs ‚Große Ganze‘“, wie Benjamin an Walzels Arbeit „Das Wortkunstwerk“ rügt, die Geschichte häufig aus ihrem Blickfeld. 1931 warnt Benjamin an anderer Stelle geradezu vor dem im Bereich der Literaturwissenschaften grassierenden „Exorzismus von Geschichte“, den die sich auf Dilthey berufende Ästhetik betreibt.

Nun scheint es mir überaus interessant, daß zwanzig Jahre vor der Kritik des Materialisten Benjamin an Dilthey und der Dilthey-Schule bereits Adam Kuckhoff in Umrissen die Fragwürdigkeit der Theorie eingesehen hat. Diese Erkenntnis rückt ihn in erstaunliche Nähe zu Georg Lukács, der 1910 auf ungarisch den Aufsatz „Zur Theorie der Literaturgeschichte“ publiziert hat, in dem er sich grundsätzlich mit geistesgeschichtlichen und lebensphilosophischen Positionen, namentlich mit Henri Bergson, Dilthey und Georg Simmel, bei dem er 1908 in Berlin studiert hat, auseinandersetzt. Beide, Kuckhoff wie Lukács, denken, so könnte man ihre Gemeinsamkeit zunächst ausdrücken, die geistesgeschichtliche Methode an ihre Grenze, bis zur letzten Tragfähigkeit sozusagen. Während Lukács dabei, theoretisch ungleich beschlagener, auf die Aporien der geistesgeschichtlichen Methode, deren Manko er für eine kurze Zeit positiv bewertet, aufmerksam macht, gelangt Kuckhoff schon zur expliziten Formulierung des von Dilthey wie Lukács ausgesparten Begriffs der Geschichte. Der Denkeinsatz von Kuckhoffs kurzem Essay wie Lukács' ausführlicherem Aufsatz ist derselbe. Gegen das Objektivitätsideal der Naturwissenschaften und seiner Fortschreibung in den positivistisch verstandenen Geisteswissenschaften betonen sie in Anlehnung an Dilthey, bei Lukács zudem an Bergson und Simmel, aber auch an den zeitgenössischen Neukan-

tianismus (Heinrich Rickert: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“) gerade das unhintergehbare subjektive Fundament aller Geisteswissenschaften. Kuckhoff hält es z. B. für eine „unumgängliche Forderung“, „das Subjektive als ein *notwendiges Moment* einzuführen“⁸, weil es die Geisteswissenschaften statt Tatsachen und ihrer Zusammenhänge immer mit einzelnen Personen, Gruppen etc. und deren (Lebens-)Äußerungen zu tun haben: „Während ich in der Natur eine Wirkung, einen Einzelzug isolieren kann (denn es ist hier nicht Ausdruck eines objektiv Wirklichen, sondern selbst objektiv Wirkliches), muß in den Geisteswissenschaften alles erst in Beziehung auf die persönliche Einheit gesehen werden, zu der es gehört“.⁹ Aufgabe des Geisteswissenschaftlers sei es sodann, diese Einheit, die eine Person vorstellt, zu konstruieren bzw. zu gestalten, nicht jedoch als mechanisches Resultat einer Deduktion aus den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen einfach zu setzen. Deshalb gehöre zur Tätigkeit des Geisteswissenschaftlers auch unabdingbar das Moment der „Spontanität des Forschers“ hinzu.¹⁰ „Fußend auf Einzelheiten ist es seine Aufgabe, das Gegebene so zusammenzuschauen, daß Jedes nur seine Bedeutung hat in Beziehung auf ein unlösbares Ganze. – Das ist künstlerisches Schaffen, wenn ich mich nicht irre. Anders gewiß als das des frei schaffenden Dichters, aber dennoch schaffende Kunst.“¹¹ Kuckhoffs Hinweis auf Diltheys Essaysammlung versteht sich in Anschluß daran von selbst; er hätte auch noch auf Lukács’ „Die Seele und die Formen“ (1911) verweisen können, wo in dem Einleitungssermon „Über Wesen und Form des Essays“ der Essay als eine mittlere Gattung zwischen Kunst und Wissenschaft beschrieben wird.

Bis hierhin teilt auch Lukács in seinem Aufsatz die Kuckhoffsche Argumentation. Denn auch für ihn haben es die Geisteswissenschaften, nämlich die Literaturwissenschaften stets mit zur Form gewordenen subjektiven Erlebnissen zu tun, die man allenfalls zu einer Quasiobjektivität, „zu einem Ganzen“ zusammenfassen könnte.¹² Wo jedoch Kuckhoff naiv und unproblematisch schlicht von der „Spontanität des Forschers“ redet, der künstlerisch die Kunstwerke in einer zweiten Ebene nachbildet, da sieht Lukács die eigentlichen Schwierigkeiten. Mag sein, daß Kuckhoff selbst zu sehr Künstler gewesen ist, um die Probleme von jemand, der sich theoretisch der Literatur und Kunst zu nähern sucht, zu erkennen. Lukács behauptet, wenn man als letzte unableitbare Gegebenheit das Erlebnis annehme, dann könne auch wiederum jedes Reden und Verstehen dieses letztlich Subjektiven nur subjektiv sein. „Die Grundbegriffe der Literaturgeschichte“, schließt Lukács im letzten, fünften Teil seines Aufsatzes, „sind von erlebnishaft, subjektiv erlebnishaft Natur, und diese ihre Natur kann man nicht ganz verschwinden lassen. Alle Anstrengung, sie ‚objektiv‘ zu machen, diese Natur aus ihnen zu entfernen, führen zu einem dem beabsichtigten entgegengesetzten Ergebnis: sie verlieren tatsächlich ihre erlebnishaft Natur, haben keine frische Unmittelbarkeit, keine Suggestivität der Persönlichkeit mehr“.¹³ Lukács nimmt Diltheys Erlebnispsychologie radikal ernst und beim Wort, damit entlarvt er aber gleichzeitig die von Dilthey geforderte Objektivität als bloßen Schein. Denn soll die Subjektivität und Einigkeit des künstlerisch ausgedrückten Erlebnisses erhalten bleiben, muß diese im Fall der Theorie, also der Literatur-

geschichte hier, weitergeschrieben werden. Was aber dann noch bleibt, wenn man sich vom ausgedrückten Erlebnis inspirieren läßt, wenn man die von Dilthey genial genannte Anschauung schließlich zur „intuitive(n) Methode“¹⁴ stilisiert, ist – mit Hegel – nurmehr ein „Wimmeln vor Willkür“, wo jeder alles Beliebige denken oder assoziieren kann. Es fehlt jede Kontrolle. So verwundert es dann auch nicht, daß Lukács die theoretische Quintessenz seiner ersten, im Anschluß an den Aufsatz in Heidelberg geschriebenen Ästhetik („Heidelberger Philosophie der Kunst“ [1912–1914]) dahin zusammenfaßt, daß die Annahme eines Erlebnisgehalts ebenso wie die eines möglichen Verstehens dieser Erlebnisse nichts anderes als eine (wenn auch produktiv zu nutzende) Einbildung sei, die mit dem faktischen Werk nichts gemein habe.¹⁵ Zu solchen existentialistisch gemeinten, jedoch zu skeptisch-nihilistischen Resultaten führenden Überlegungen ist Kuckhoff nicht gekommen. Er hat die Hürde der Subjektivität und des möglichen Subjektivismus, zu der Lukács dadurch gelangt, daß er den lebensphilosophischen bzw. erlebnispsychologischen Ansatz theoretisch bis ans Ende denkt, dadurch genommen, daß er den Begriff der Geschichte einführt. Die Geschichte, zusammengezogen in der jeweiligen Aktualität einer (Jetzt-)Zeit, ist dasjenige, in dem alle Erlebnisse gründen, das, was Fundament und materiales Substrat subjektiver Erlebnishaftigkeit darstellt. Lapidar heißt es: „Über der Einheit einer Persönlichkeit steht die einer Zeit“.¹⁶ Und induktiv wird diese über die Erkenntnis von Gemeinsamkeiten zwischen Individuen, Erlebnissen und Werken erschlossen. Kuckhoff fährt fort: „Und nun mag es erlaubt sein zu vergleichen, die Individuen nur als Glieder zu betrachten und aus den gemeinsamen Zügen aller Glieder die höhere Einheit zu formen. So nur ist es möglich, zu den letzten großen Zusammenhängen zu kommen, (...)“.¹⁷ Der Literatur- bzw. Geisteswissenschaftler konstruiert so letzten Endes, wenn er ein Individuum mit seinen Erlebnissen und seinen Werken gestaltet, die dahinterstehende Zeit. Er begreift das Individuum aus und in dessen Zeit, er betreibt Geschichte. Das heißt dann aber auch wieder, zurückzufragen nach dem, wodurch die untersuchte Zeit das geworden ist, was sie ist, Tendenzen für die künftige Zeit auszumachen und von einem erklärten und reflektierten eigenen Gegenwartsstandpunkt aus zu argumentieren. Der letztere Gesichtspunkt, obwohl nur implizit und beiläufig von Kuckhoff an der Stelle erwähnt, wo er den (wissenschaftlichen) Fortschritt als notwendige „Umorientierung der Anschauungsart“¹⁸ bezeichnet, unterscheidet Kuckhoff wesentlich von der seiner Argumentation zugrundeliegenden Diltheyschen Lehre von den „Wirkungszusammenhängen“. Wo sich in den Wirkungszusammenhängen, die alle Leistungen der Kultur realisieren, verdichtet wiederum in den Objektivierungen des menschlichen Lebens und Geistes (Religion, Gesellschaft, Staat, Institutionen, aber auch Literatur, Kunst etc.), sozusagen objektiv und hinter dem Rücken der beteiligten Subjekte Geschichte so oder so, auf jeden Fall aber kontinuierlich abspielt¹⁹, da bringt Kuckhoff wieder die Subjektivität und den Gegenwartsstandpunkt des Kunst, Literatur und Geschichte aneignenden Subjekts ins Spiel. Erst das Subjekt konstruiert aus seiner eigenen Geschichte heraus in seiner eigenen Gegenwart die Zusammenhänge. Und seine Tätigkeit ist keinesfalls selbstlos, desengagierte Hermeneutik quasi-ob-

pektiver Sachverhalte, sondern interessiert und engagiert. „Jede Epoche“, so stellt Kuckhoff, ähnlich wie an anderer Stelle auch einmal der junge Georg Lukács, fest, hat vielmehr „ihren eigenen Plato“²⁰, nämlich den, den sie braucht. Deswegen sagt Kuckhoff auch, daß die Tätigkeit des Geistes- bzw. Literaturwissenschaftlers „ein Zweckschaffen“ ist.²¹ Schließlich gibt Kuckhoff am Ende seines Essays noch, auf verschlüsselte hegelianische Weise, die Richtung an, in der der Fluchtpunkt geistesgeschichtlicher Betätigung liegt: im praktischen (gesellschaftlichen) Leben! „Im Subjektiven der Geisteswissenschaften objektiviert sich ein Teil vom Geiste der Zeit und seine Dauer währt, wie in der Kunst, nur so lange als es lebendig bleibt: Winkelmann ist überholt; dennoch fühlen wir in seinen Runzeln die erste Jugend“.²² Gewiß ist – bei Licht besehen – Kuckhoffs Essay „Über die Methode der Literaturgeschichte“ weniger bedeutend, als meine vergleichende Interpretation zu zeigen versucht hat. Neben dem Theoretiker Lukács nimmt sich Kuckhoffs vergleichsweise einfache, nicht immer stringente und in ihrer Begrifflichkeit auch unklare Argumentation recht bescheiden aus. Dennoch verdient die Arbeit aufgrund ihrer Option für Geschichte, für ein historisches Begreifen künstlerisch-literarischer Phänomene vom erklärten Gegenwartsstandpunkt aus und wegen der Absage an einen psychologistisch halbierten Erlebnisbegriff, von dem es nicht weitergeht, unser Interesse. Meine Überbewertung von Kuckhoffs Aufsatz verstehe ich deshalb methodisch, in den Worten von Günter Anders: als eine Übertreibung in Richtung auf die Wahrheit. Denn der Essay enthält im Kern schon Kuckhoffs wesentliche ästhetische Überlegungen. Der vorletzte Satz darin lautet: „Kunst und Wissenschaft nicht mehr als absolute Gegensätze, sondern Naturwissenschaft und Kunst sich treffend im Begriff der Geisteswissenschaft“.²³ Und dreißig Jahre später beginnt das von Kuckhoff in der Todeszelle von Plötzensee geschriebene „Schema einer dialektischen Ästhetik“ mit Sätzen, die ebenso eine Anknüpfung wie die konsequente Weiterentwicklung der früheren Arbeit bedeuten: „Es gibt zwei Formen der Erkenntnis: Wissenschaft und Kunst. Kunst hat die Aufgabe, die Lebensvorgänge, die die Wissenschaft aus ihrer Natur nicht exakt zu erfassen vermag, durch exakte Gestaltung erkennbar zu machen. (Der exakte Psychologe z. B. ist nicht der Wissenschaftler, sondern der Künstler)“.²⁴ Auch wenn in den zurückliegenden Jahrzehnten die künstlerischen Paradigmen wechseln mochten, Aufgabe und Funktion der Kunst haben für Kuckhoff festgestanden. Gleich ob als Theaterstück auf einer neuen Bühne oder ob als Film, immer soll das als Anlaß und Vorwurf jeder künstlerischen Gestaltung dienende Erlebnis gleichzeitig auch Erkenntnisse über die zugrundeliegende Zeit und Wirklichkeit enthalten und vermitteln. Kunst in diesem Sinne ist, wie es in einem filmtheoretischen Aufsatz Kuckhoffs von 1930 heißt, „nichts anderes als Selbstgestaltung des gesamten Zeitgeistes“²⁵. Als solche habe sie auch das „wirklich und wesenhaft Gegenwärtige“²⁶, „die schöpferischen und weiterweisenden Kräfte der Zeit“²⁷, eine „werdende (...) Menschheit“²⁸ zu bilden und zu gestalten, wie Formulierungen aus den späten 20er Jahren lauten. Kuckhoff verteidigt mit Emphase die Rolle, die die Aufklärung der Kunst und der Literatur bei der Bildung des Menschen zugeschrieben hat. Sein größtes Vorbild ist demgemäß auch der Ästhetiker und

Künstler Lessing, daneben noch die wirklichkeitsbesessene Dichtung Georg Büchners, über den Kuckhoff einmal, seine Interpretation in Allaussagen weitend, schreibt: „Er hat es abgelehnt, mit Literatur Revolution zu machen, weil die Aufgabe des Dichters immer und in einem tieferen Sinne Revolution, das heißt innere Umwandlung des Menschen selbst ist“.²⁹ Wie eine unfreiwillige Reminiszenz an das frühromantische Programm der Novalis/Schlegel und ihrer „Mission“, für die „Bildung der Erde“ ins Feld zu ziehen³⁰, klingt Kuckhoffs Aufgabenbeschreibung des Künstlers. Mit dem tiefen Unterschied freilich, daß Kuckhoff unter der Bildung keine ästhetische Bildung versteht, sondern daß die Bildung des Menschen durch Kunst wie Ästhetik auf gesellschaftliche Zusammenhänge verweist. So scheint mir auch die Bestimmung des Verhältnisses von Kunst und Gesellschaft, die Kuckhoff in den Kategorien Werk und Zweck verhandelt, den Mittelpunkt des kurzen „Schemas einer dialektischen Ästhetik“ auszumachen. Dort lesen wir: „Der Zweck und wie die dabei ins Spiel gesetzten Gesetze erfüllt werden, ist das Maß für die Beurteilung eines Werkes. Der Rangunterschied der Kunstwerke ist ein Rangunterschied der Zwecke, wobei aber keineswegs der Zweck – das Unvermögen heiligt“.³¹ Mit anderen Worten: Den Bewertungsmaßstab für die Güte von Kunst geben kunstexterne, gesellschaftliche Gesichtspunkte ab, nämlich Zwecke und Zwecksetzungen. Die Rede von „Kunst und objektiver Wahrheit“, worin Kuckhoff marxistische Überlegungen zur Ästhetik aus den 30er Jahren – erinnert sei an Lukács’ gleichnamigen Aufsatz von 1934! – fortschreibt, setzt die Diskussion und Verständigung über Zwecke allererst voraus.

Und ich halte dafür, daß Kuckhoff, wofür er mit seiner zehnjährigen illegalen Tätigkeit im antifaschistischen Widerstand einsteht und schließlich sogar sein Leben einbüßt, als höchsten Zweck aktuell die Befreiung vom Faschismus verstanden hat und daß er an diesem Zweck die Zeitkunst, ihre Güte und Größe gemessen wissen will, inwiefern sie nämlich die Menschen bildet, d. h. hier: ihnen die Augen öffnet und sie zur „inneren Umwandlung“ befähigt. Darin besteht ihre Humanisierungsfunktion.

Anmerkungen:

- 1 Adam Kuckhoff: Schillers Theorie des Tragischen bis zum Jahre 1784. Halle (Saale) 1912. S. 51f.
- 2 a. a. O. S. 58
- 3 ebd.
- 4 Wilhelm Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. Göttingen 1970. S. 139
- 5 ebd.
- 6 Walter Benjamin: Rezension von Oskar Walzel: Das Werkkunstwerk in: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. III. Kritiken und Rezensionen. Herausgegeben von Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt/M. 1981. S. 51
- 7 Benjamin a. a. O. S. 289
- 8 Adam Kuckhoff: Über die Methode der Literaturgeschichte, in: Münchner Akademische Rundschau. H.14. Sommersemester 1912. München, den 23. Mai 1912. S. 105
- 9 a. a. O. S. 106
- 10 ebd.
- 11 ebd.

- 12 Georg Lukács: Zur Theorie der Literaturgeschichte, in: Georg Lukács. Text + Kritik Bd. 39/40. München 1973. S. 47
- 13 a. a. O. S. 49
- 14 a. a. O. S. 51
- 15 vgl. dazu insgesamt das erste Kapitel von Lukács' „Heidelberger Philosophie der Kunst (1912–1914)“. Aus dem Nachlaß herausgegeben von György Markus und Frank Benseler. Georg Lukács' Werke Bd. 16. Darmstadt und Neuwied 1974. S. 9–41
- 16 Kuckhoff a. a. O. S. 106
- 17 ebd.
- 18 a. a. O. S. 107
- 19 vgl. dazu insgesamt: Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Einleitung von Manfred Riedel. Frankfurt/M. 1981. S. 185–232
- 20 Kuckhoff, a. a. O. S. 107
- 21 ebd.
- 22 ebd.
- 23 ebd.
- 24 Adam Kuckhoff: Schema einer dialektischen Ästhetik, in: Adam Kuckhoff zum Gedenken. Novellen-Gedichte-Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Greta Kuckhoff. Berlin 1946. S. 71
- 25 Adam Kuckhoff: Arbeiter und Film, in: Adam Kuckhoff. Eine Auswahl von Erzählungen, Gedichten, Briefen, Glossen und Aufsätzen. (Hrg.) Gerald Wiemers. Berlin 1970. S. 364
- 26 Adam Kuckhoff: Das neue Theater. Gedanken zum Theater, in: Adam Kuckhoff. Eine Auswahl a. a. O. S. 354
- 27 Adam Kuckhoff: Lebendiges Theater, in: Adam Kuckhoff. Eine Auswahl a. a. O. S. 350
- 28 a. a. O. S. 347
- 29 Adam Kuckhoff: Zum „Woyzeck“, in: Adam Kuckhoff. Eine Auswahl a. a. O. S. 288
- 30 vgl. das „Blüthenstaub“-Fragment von Novalis, in: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes. Erstes Stück. Berlin, 1798. S. 80. (Foto mechanischer Nachdruck. Darmstadt 1977)
- 31 Adam Kuckhoff: Schema einer dialektischen Ästhetik, a. a. O. S. 73

7. Berliner Volksuni Das kopflustige Lernfest zu Pfingsten 16. bis 19. Mai 1986

Vorträge, Workshops, Diskussionen,
Theater, Filme und Konzerte



Zu den Brennpunkten sozialer Auseinandersetzungen:

- Aushöhlung des Streikrechts: Angriff auf die Kampfkraft der Arbeiterbewegung
- Umstrittene Gewerkschaftsstrategie: Ordnungsmacht oder Gegenmacht
- Einwanderungsland Bundesrepublik: neuer Rassismus?
- Europa zwischen den Großmächten: Atomstreitmacht oder atomwaffenfreie Zone
- „Alternative“ Mythen: Zerstörung der politischen Handlungsfähigkeit?
- Aufbrüche in der Frauenbewegung
- Rechte Zukunftsbilder — linke Hilflosigkeit?
- Treffen der sozialen Bewegungen: Erneuerung der Solidarität

Konzert für ein freies Südafrika

Informationen und Programmbuch im Volksuni-Büro:
Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62, Telefon: 030/784 44 40

Irmela Brender Über die Verwilderung der Sitten

„Das Buch ist eine besondere Ware“, heißt ein Standardsatz der Verleger, der immer dann zu hören ist, wenn diese Ware fiskalisch oder marktwirtschaftlich so behandelt werden soll wie andere Waren auch – wenn zum Beispiel um Portogebühren und Mehrwertsteuersatz für das Buch oder um die Aufhebung seines festen Ladenpreises diskutiert wird.

Ich stimme den Verlegern von Herzen zu: Ein Buch ist mehr als ein Produkt von Papier und Pappe, Druckerschwärze und Leim. Es ist die Verpackung von Geist und Gedanke, von Witz und Wissenschaft, von Erfahrung und Erlebnis, und selbst wenn es von alledem nichts enthält, ist es immer noch, Brockhaus sei mein Zeuge, „eine graphische Materialisierung geistig-immaterieller Inhalte zum Zwecke ihrer Erhaltung, Überlieferung und Verbreitung in der Gesellschaft“ – und das ist anderes und mehr, als sich von einem Kragenknopf oder von einer eingelegten Gurke, zwei nützlichen Waren der gewöhnlichen Art, sagen läßt.

Wer mit besonderen Waren handelt, ist ein besonderer Händler, und darauf waren die Verleger lange stolz. Sie pflegten eine besondere Art des Umgangs mit den Lieferanten ihrer edlen Ware, den Autoren, und daraus entstanden dann wieder eigene Kapitel der Literaturgeschichte. Um daran zu erinnern, genügen ein paar Namenspaare: Goethe – Cotta etwa, Hermann Hesse – Peter Suhrkamp, Robert Musil – Ernst Rowohlt, Thomas Mann – Samuel Fischer. Sie stehen für oft schwierige, aber immer fruchtbare Beziehungen, häufig gestört durch den Streit ums Geld, wie das bei allem Handel üblich ist, aber wieder verbunden durch das gemeinsame, eindringliche und schöpferische Interesse am Buch. Gewiß gab es auch damals Abrechnungen, die nicht stimmten, Auflagenversprechen, die nicht eingehalten wurden, und mancher böse Spruch ist aus der nicht immer guten alten Zeit überliefert. Zum Beispiel, daß die Verleger ihren Champagner aus den Hirnschalen der Autoren tränken – schlimm genug; aber immerhin haben sie ihn nicht aus den Schädeldecken fremder Autoren geschlürft, deren Ideen aus abgelehnten Manuskripten sie an ihre Hausschreiber zur gefälligen Verwertung weitergaben. Und wenn es geheißen hat, ein Verleger halte sich einen Dichter wie andere reiche Leute ein Rennpferd, dann klingt das zwar menschenverachtend, aber es klingt doch auch an, daß der so gehaltene gepflegt, genährt und mit einer gewissen Aufmerksamkeit bedacht worden ist.

Das geschieht Autoren heutzutage selten, es sei denn, es handele sich um Bestsellergaranten. (Die allerdings, das nur nebenbei, genießen in manchen Verlagen den kompletten Starservice, vom morgendlichen Weckruf bis zur Chauffeuse und dem Terminkalenderführer, dabei brauchten sie eigentlich nur einen tüchtigen Lektor, der die grammatischen Fehler aus ihren Manuskripten tilgt. Aber zu den Lektoren komme ich gleich noch.) Nein, der Normalautor kann sich auch im Umgang mit befreundeten Verlagen glücklich schätzen, wenn man ihm die Aufmerksamkeit eines telefonischen oder postalischen Zwischenbescheides schenkt. Ein Beispiel, das sich durch viele

Variationen ergänzen ließe: Da schickt ein Autor einem ihm freundschaftlich verbundenen Verlag ein Manuskript. Er erhält weder eine Nachricht, daß die Sendung angekommen sei, noch nach ein, zwei, drei, sieben, neun Monaten eine Mitteilung etwa des Inhalts: Verzeihen Sie bitte, daß wir noch nichts von uns hören ließen, aber leider sind wir so überlastet, daß wir Ihr Manuskript noch nicht mit der nötigen Sorgfalt beurteilen konnten, bis dann und dann erhalten Sie einen endgültigen Bescheid – nein, nichts. Der Autor, der immerhin ein Arbeitsjahr, viel Wissen und Leidenschaft in sein Manuskript investiert hat, kann mutmaßen, der Verlag sei inzwischen verkauft, der Lektor gestorben, sein Manuskript verbrannt – alles scheint möglich. Aber auf seine Bitte, zwölf Monate nach Manuskripteinsendung geäußert, man möge ihm jetzt doch entweder eine Zusage oder das Manuskript schicken, erhält er sein Manuskript zurück mit einem ärgerlichen Schreiben des Lektors, zum Lesen dieser Arbeit sei er zwar noch nicht gekommen, doch wenn der Autor so ungeduldig sei, erhalte er sie eben hiermit zurück.

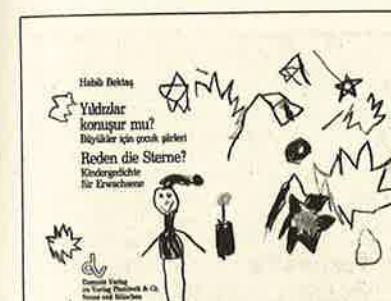
Das ist, wie gesagt, kein Einzelfall. Und er betrifft weder unbekannte Autoren noch neue, geschäftsungeübte Verlage – international anerkannte Schriftsteller und renommierte Firmen haben mit solchen Lehrbeispielen von der Verwilderung verlegerischer Sitten zu tun.

Doch apropos Lektoren – gepriesen sei der Verlag, der noch ein Lektorat unterhält. Viele werden da nicht zu preisen sein, denn die Zahl der Bücher nimmt zu, die Seite um Seite die kundig prüfende und korrigierende Hand eines Lektors vermissen lassen. Wenn eine von Exbundespräsident Karl Carstens bei Bertelsmann herausgegebene Anthologie wegen ihrer Vielzahl von Textfehlern eingestampft werden mußte, dann liegt das nicht nur an der falsch motivierten Wahl des Herausgebers – auf den populären Namen setzte der Verlag statt auf Sachverständ –, sondern noch mehr daran, daß offenbar kein guter Lektor die Möglichkeit hatte, das Manuskript auf editorische Mängel hin zu prüfen. Aber Lektorate sind teuer und werden immer häufiger eingespart – schlecht bezahlte Außenmitarbeiter übernehmen es dann, Gutachten zu schreiben, und für die Orthographie muß der Korrektor der Druckerei geradestehen. Daß bei solchem Verfahren die Stilblüten ins Kraut schießen, die Grammatik verschlampt und Übersetzungen zum Sprachpuzzle werden, ist nicht verwunderlich.

Auch mit der Herstellung nehmen es viele Verlage nicht mehr genau. Was schadet es schon, wenn eine Buchdeckelillustration nicht auf Mitte steht, wenn das Satzbild durch Hurenkinder und Schusterjungen verunstaltet wird – und wer weiß noch, was das ist? Doch ich denke, auch der Leser, der eine einzelne Ausgangszeile am Anfang einer neuen Seite nicht als Hurenkind zu benennen weiß oder die erste Zeile eines neuen Absatzes, die als letzte unten auf der Seite steht, nicht als Schusterjungen erkennt, wird, wenn er sensibel ist, durch solche Unarten in seiner Lesefreude und -konzentration gestört. Ein sauber redigiertes, sorgfältig gebundenes und nach allen Regeln der Schwarzen Kunst hergestelltes Buch wirbt zugleich für seinen Inhalt und das Lesen überhaupt. Es ist absurd, daß Verlage an so vielem sparen, was ein Buch auch lesenswert macht, und zugleich Geld investieren in Gemein-

schaftsaktionen, die uns durch Poster, Prospekte und andere Medien beibringen sollen: „Lesen macht Spaß.“

Während alte Großverlage in Multi-Media-Konzerne übergehen und nach Managementprinzipien geleitet werden, die für gewöhnliche Waren gelten, besinnen sich mittlere und kleine neue auf die Besonderheiten der besonderen Ware Buch. Ob sie stark genug sind, sich durchzusetzen und einen spürbaren Gegentrend einzuleiten, bleibt noch abzuwarten, obwohl, um wenigstens im Positiven Namen zu nennen, die Erfolge von Haffmans, Eichborn, Greno hoffen lassen. Bemerkenswert scheint mir, daß diese Unternehmen nicht von Branchenfremden gegründet wurden, sondern von Lektoren und Verlagsleuten, die ihr Handwerk und Gewerbe von Grund auf gelernt und dabei erfahren haben, daß die guten Sitten unter den „Handelsleuten ersten Ranges“, wie Klassiker-Verleger Göschen seine Kollegen nannte, ihre guten Gründe haben. Sie sind nicht Dekor, sondern Voraussetzung und Notwendigkeit für das Entstehen der besonderen Ware Buch.



**Habib Bektaş
Reden die Sterne?
Kindergedichte für Erwachsene**

türkisch – deutsch
mit Zeichnungen von Bektaş' Sohn Özcan
72 S. • frz. Broschur • 12,80 DM
ISBN 88501-054-2

Damnitz Verlag

Die Kindergedichte von Habib Bektaş sind Vorlesegedichte. Aber anders als üblich können und sollen hier auch mal die Kinder den Erwachsenen vorlesen. Die dialogische Form dieser Gedichte ermöglicht eine Fortsetzung als Gespräch zwischen Kindern und Eltern. Da ist das fragende Kind, das klare Antworten haben will. Indem es fragt und fragen muß, wird auch schon ein Stück Wirklichkeit deutlich: eine Wirklichkeit, in der andauernd Menschlichkeit verletzt wird. Und da ist das auf solche Verletzungen reagierende, antwortende Kind, dessen Feststellungen beim Erwachsenen Fragen auslösen. Die „Logik“ ist immer auf Seiten des Kindes. Sein „Warum“ stellt eine Gesellschaft bloß, in der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit zum Alltag gehören; es drückt zugleich den Anspruch aus auf ein Leben, in dem Zärtlichkeit, Liebe, Freude und ein tolerierendes Mitseinander das Selbstverständliche sein sollen.

Oliver Behnssen und das Finanzamt

Finanzamt München I

SG XI - StNr. 152/33378

Aktenzeichen bitte immer angeben

Finanzamt München I - Postfach 200905 - 8000 München 2

Herrn
Oliver Behnssen
Sedlmayrstr. 26

8000 München 19

8000 MÜNCHEN 2, 4.10.1985
Karlsstraße 9-11, Zimmer 1146

Telefon:
Durchwahl 5170/ 2622
Vermittlung 51701
Parteiverkehr: Montag mit Freitag 8-12 Uhr

Landeszentralbank München
70001506 (BLZ 70000000)
Bayerische Landesbank Girozentrale
24962 (BLZ 70050000)
Bayerische Vereinsbank München
80120 (BLZ 7002070)
Postcheckkonto München
682-804 (BLZ 70010080)
Stadtsparkasse München
175125 (BLZ 70150000)

Betrifft: Einspruch gegen den Einkommensteuerbescheid 1984

Sehr geehrter Herr Behnssen!

Zu Ihrem Einspruch vom 19. September 1985 nehme ich wie folgt Stellung:

1. Arbeitszimmer:

Nach § 4 Abs. 4 EStG sind Betriebsausgaben diejenigen Aufwendungen, die durch den Betrieb veranlaßt sind. Diese betrieblich bedingten Kosten sind aber streng von den nach § 12 EStG nichtabzugsfähigen Kosten der Lebensführung zu trennen. Zu diesen Kosten der Privatsphäre gehören grundsätzlich auch die Aufwendungen für die Wohnung eines Steuerpflichtigen. Die Rechtsprechung läßt jedoch ausnahmsweise die anteiligen Aufwendungen zum Abzug zu, wenn in der Wohnung noch genügend Wohnraum zur Befriedigung der persönlichen Wohnbedürfnisse verbleibt, Art und Umfang der Tätigkeit einen abgeschlossenen Raum in der Privatwohnung als objektiv notwendig erscheinen lassen und feststeht, daß das Arbeitszimmer so gut wie ausschließlich dem beruflichen bzw. betrieblichen Zweck dient. Es widerspricht jedoch der Lebenserfahrung, daß bei einer Größe der gesamten Wohnung von 48 qm und einer Größe des Arbeitszimmers von 16,50 qm noch genügend Raum zur Befriedigung der persönlichen Wohnbedürfnisse verbleibt. Außerdem erscheint es unglaublich, daß bei einer Zwei- bis Zweieinhalb-Zimmerwohnung ein sogenanntes „Arbeitszimmer“ so gut wie ausschließlich nur beruflich bzw. betrieblich genutzt wird. Die gesamten Aufwendungen für das Zimmer können daher aus den o.g. Gründen nicht zum Abzug zugelassen werden.

2. Fachliteratur

Bei den Ihrerseits geltend gemachten Aufwendungen für Fachbücher handelt es sich durchwegs um Aufwendungen für die Anschaffung von Büchern mit allgemeinbildendem bzw. sog. schöpferischem Inhalt. Eine leichte und einwandfreie Trennung zwischen beruflichem (betrieblichem) Anteil und privatem Anteil der Nutzung ist hierbei nicht möglich. Die gesamten Aufwendungen zählen somit zu den nichtabzugsfähigen Ausgaben der privaten Lebensführung (§ 12 EStG). Ein Abzug als Betriebsausgaben ist nur dann denkbar, wenn das jeweils betroffene Buch bereits schon einmal für private Zwecke erworben worden wäre.

3. Italienischkurs

Diese Aufwendungen gehören ebenfalls zu den steuerlich nichtabzugsfähigen Kosten der privaten Lebensführung.

Ich bitte um Ihre schriftliche Stellungnahme innerhalb von vier Wochen nach Erhalt dieses Schreibens. Auf die Möglichkeit, den Einspruch zurückzunehmen, weise ich hin.

Hochachtungsvoll
Im Auftrag
gez. Süß
Steuerassistent



Oliver Behnssen, Sedlmayrstraße 26, 8 München 19, den 6. 11. 1985

SG XI - StNr. 152/33378

Finanzamt München I
Herrn Steuerassistent Süß
Zimmer 1146
Karlstr. 9-11
8 München 2

Betrifft: Ihr Schreiben vom 4. 10. 1985

Zu Ihrem geschätzten Schreiben vom 4. 10. 1985 nehme ich wie folgt Stellung:

Zu 1: Entgegen Ihrer Auffassung verbleibt mir in meiner Wohnung, abgesehen vom Arbeitszimmer, zur Befriedigung meiner persönlichen Wohnbedürfnisse noch genügend Wohnraum, nämlich: eine große Wohn- und Schlafküche (mit Fenster zum Hof), ein Nebenraum (mit Fenster zum Hof) mit großem Kleider- bzw. Wäscheschrank und Sofa (zu einem Viertel als Abstellraum benutzt), ein Kleinraum (mit Fenster zum Hof) mit Eisschrank und Gemüse-Obst-Stellage, ein Entrée (Diele) mit Spiegel und Frisier- bzw. Kosmetiktischchen, eine Toilette mit Warmwasserwaschbecken und Duscheabteil, insgesamt etwa 32 qm. Sie werden ernsthaft nicht bestreiten können, daß es sich dabei für einen alleinstehenden Mann um eine ausreichende, alle persönlichen Wohnbedürfnisse befriedigende Wohnanlage handelt.

Um jedoch allen weiteren Argumentationen auf beiden Seiten zur Abkürzung zu verhelfen, bitte ich Sie, so bald als möglich dieselbe selbst in Augenschein zu nehmen, eine Besichtigung anzuordnen. Ich werde mir, soweit dieselbe in meine Arbeitszeit fallen sollte, eine stundenweise Dienstbefreiung von meinem Arbeitgeber, der Bayerischen Versicherungskammer, geben lassen. Außerdem: Aus der obigen Beschreibung können Sie ersehen, daß alle drei darin genannten Zimmer nur Fenster nach der Hofseite haben. Der Hof ist ein Großhof, in gleicher Weise offen für weitere sieben (also insgesamt acht) gleichartige Wohnblockhäuser mit je 14, also insgesamt 114 Mietparteien (Mie-

tern). Ergebnis: Gut ein knappes Dutzend Kinder zwischen drei und neun (oder mehr) Jahren veranstalten laufend Rollerwettfahrten, spielen Fangen, schreien, kreischen, rufen laut nach Mama und Papa, wenn es Streit gibt, kurz: lärmend für jemanden, der in Parterre wohnt und Ruhe zum Arbeiten, zum Schreiben bitter nötig hat, in einer kaum zumutbaren Weise. Das Arbeitszimmer dagegen hat als einziges in meiner Wohnung ein Fenster zur anderen, zur Straßenseite, zur Sedlmayrstraße, die als ruhige, verkehrsarme Straße (parallel zwischen Donnersberger- und Renatastraße liegend) bekannt ist.

Zu 2: Ihren zu diesem Punkt gemachten Ausführungen kann ich, was mich betrifft, keineswegs folgen. Ein Lyriker muß nicht nur Gedichte von Goethe, Schiller, Mörike, Rilke, um nur einige zu nennen, oder neuerdings von Heine oder Brecht gelesen haben, was noch zur Allgemeinbildung zu zählen wäre (aber solche Autoren stehen auf meinen Bücherkassenzetteln gar nicht drauf), sondern er muß sie auch sofort wieder (und das kostet auch ein Stück Arbeit) vergessen. Denn wenn mir ein Verlagsdirektor in meinen Gedichten Strukturen oder Anklänge aus Gedichten der beispielsweise vorhergenannten Autoren nachweisen könnte, würde ich sofort belächelt, als Epigone abgetan werden, man würde sofort sagen, der „rilkt“, der „heinelt“ ja, oder: das hört sich an wie Wilhelm Busch, und niemand würde mir für ein solches Gedicht je auch nur einen Pfennig bezahlen, und ich wäre sofort aus dem Markt, könnte mich bestenfalls noch auf Kaffee- oder Rentnerkränzchen versuchen.

Um aber im Markt bleiben zu können als moderner Lyriker, muß ich auch jedes Jahr die zehn oder fünfzehn Neuerscheinungen lesen, die in der Bundesrepublik in der Sparte Lyrik herauskommen, ja sogar neu herauskommende Gedichtveröffentlichungen von ausländischen Autoren. So ist fast jeder zweite oder dritte Nobelpreisträger der Literatur auch Lyriker. Nur so kann ich wissen, was andere schon so oder so geschrieben haben, und was ich deshalb anders schreiben muß, auf erfrischende Weise anders, wenn ich gedruckt werden will, oder wo der Trend langgeht, der sich ja auch in der modernen bundesrepublikanischen Lyrikauffassung etwa alle zwei bis drei Jahre verändert. Und um sich das alles zu erarbeiten, anzueignen, dazu gehört Konzentration, Geduld und ein ständig wachgehaltenes Interesse für dieses Metier. Und eben die oben zitierten laufenden Neuerscheinungen in Sparte Lyrik: Für mich sind das eben Fachbücher, die mir die überlebensnotwendigen Marktinformationen bringen.

Für einen Lyriker geht eben die Allgemeinbildung, will er im Markt bleiben, das heißt gedruckt werden, ziemlich schnell und äußerst streng in eine Spezialbildung über und diese wollen Sie mir, sehr geehrter Herr Süß, nach den vorangemachten Ausführungen wohl nicht ernsthaft absprechen. Und an dieser Stelle ist für Kenner, und einen solchen werden Sie in meinem Falle zur authentischen Beurteilung des Vorangesagten unbedingt zu Rate ziehen müssen, eine leichte und ein-

wandfreie Trennung zwischen beruflichem Anteil und privatem Anteil der Nutzung von neuerschienenen Lyrikbüchern (für einen Lyriker) möglich. Das Fach des Lyrikers ist Lyrik, und Lyrikbände (in der oben beschriebenen Weise) sind für einen Lyriker Fachbücher. Dieser Auffassung wird sich auch der Hohe Bundesfinanzgerichtshof nicht verschließen können. Wäre es anders, könnte jeder gute bis hervorragende Gedichte schreiben und beispielsweise Zeitungslektüre genüge bereits, um im Gespräch, im Markt zu bleiben und den ungeheueren Konkurrenzdruck der jährlichen Neuerscheinungen in dieser Sparte abzuwenden.

Außerdem ist nach telefonischer Auskunft der Erste Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der Bundesrepublik Deutschland, Herr Hans-Peter Bleuel, wohnhaft 8012 Ottobrunn, Amselweg 11, jederzeit bereit, mir eine Fachverbandsbestätigung darüber auszustellen, daß die oben von mir beschriebenen Lyrikbücher für mich Fachbücher sind, ebenso wie die Erste Vorsitzende des Bayerischen Schriftstellerverbandes, Frau Lore Schultz-Wild, wohnhaft München 40, Konradstraße 16.

Zu 3: Um meine Gedichte immer besser auch in die vokalreiche, melodische Sprache des Italienischen übersetzt zu bekommen, besuche ich in der Münchener Volkshochschule nach zwei Grundkursen inzwischen den vierten Kurs für Fortgeschrittene in Italienisch, um das gewisse, nur sehr schwer übersetzbare Etwas, das in jedem Gedicht enthalten ist, authentischer in Übersetzungen von Übersetzern wiederzufinden. Inzwischen sind von meinen Gedichten unter meiner persönlichen Hilfe, Absprache und Anwesenheit etwa 40 ins Italienische übersetzt worden.

Zum Beweis dafür lege ich Ihnen Fotokopien von etwa zehn Gedichten von mir bei, die schon vor Jahren in einem Mailänder Verlag in drei verschiedenen Anthologien auf Italienisch veröffentlicht worden sind.

Sollten Sie die dabei von mir eingebrachten Anstrengungen des weiteren zum Allgemeinbildungswillen statt zur Spezialausbildung zählen wollen und die Kursgebühren von jährlich zweimal 89,- DM zu steuerlich nicht absetzungsfähigen Kosten der privaten Lebensführung rechnen müssen, so will ich an dieser Stelle nur noch anführen, daß meiner Schulbildung entsprechend – erste Fremdsprache Englisch (sechs Jahre), zweite Fremdsprache Französisch (vier Jahre) – mein Ehrgeiz eher hätte dahin gehen müssen, mich in einer dieser beiden Sprachen zu vervollkommen, als mit einer dritten bei Null anzufangen.

4. Meinen Familiennamen gleich zweimal (einmal in der Anschrift, einmal in der Anrede) im letzten Buchstaben mit w statt mit n schreiben zu lassen, beruht wohl auf einem verzeihlichen Versehen Ihrer Schreibkraft.

Hochachtungsvoll
Oliver Behnssen

Wolf Stock

Phil Marlowes spanischer Bruder

Eine Begegnung mit dem Autor Manuel Vázquez Montalbán

Im Spanien der späten 70er Jahre ging es hoch her. Den General von Gottes Gnaden hatte man gerade glücklich unter die Erde gebracht, die Champagnerkorken knallten, Aufbruchstimmung. Besonders die Intellektuellen legten sich für die knospende Demokratie mächtig ins Zeug. Sie sangen, schrieben, malten gegen ein franquistisches System, das ohne seine Leitfigur in den letzten Zügen lag. Einer der fleißigsten Schreiber war ein kleiner, dicker und schnauzbärtiger Herr aus Barcelona. Jeden Tag konnte man Manuel Vázquez Montalbán von Redaktion zu Redaktion hetzen sehen: Bei *Triunfo* lieferte er eine bissige Satire ab, dem Chefredakteur des *El Periódico* knallte er eine Sportkolumne auf den Tisch, und in *Interviú* gab er Avantgardistisches zum Besten. Manolo, der Peter Pan des Journalismus, hieß es damals. Ein Geist, der überall und nirgends war. Ein Phantom. Gab es den Mann überhaupt?

Doch, es gab ihn schon. In der Redaktion von *La Calle* lernte ich ihn 1978 kennen. Andreu Claret, der Leiter des Büros Barcelona, stellte uns vor. Ich, Student in Barcelona und Reporter bei *La Calle*, hatte mir den spanischen Raymond Chandler eigentlich etwas anders vorgestellt. Doch dieser schüchterne und zurückhaltende Katalane mit dem Schmerbauch war wirklich der Vater von Pepe Carvalho. Pepe ist Phil Marlowes spanischer Bruder: Privatdetektiv, Galicier, Ex-Kommunist, Ex-CIA-Agent, Zyniker, Gourmet, passiver Liebhaber alles Schönen. Eine explosive Mischung.

Die bisher sechs erschienene Romane mit dem katalanischen „Private Eye“ sind weit mehr als bloße Krimis. Sie sind die literarische Chronik Spaniens, gesehen durch die Brille des Privatdetektivs Carvalho. „Carvalho und die tätwierte Leiche“ von 1974 (rororo thriller 2732) entlarvt die verlogene bürgerliche Scheinwelt der Franco-Jahre, „Carvalho und der tote Manager“ (roro thriller 2680) aus dem Jahr 1977 zeigt Spaniens moderne Seite, die Industrialisierung Kataloniens. 1979 erscheint der bisher beste Carvalho, „Tahiti liegt bei Barcelona“ (rororo thriller 2698). Es hat sich ausgeträumt: Das Ideal von Demokratie, Humanität und Gerechtigkeit ist zerplatzt wie eine Seifenblase. In „Carvalho und der Mord im Zentralkomitee“ (rororo thriller 2717) prophezeit Vázquez Montalbán schon 1981 die Selbstzerfleischung der kommunistischen Partei Spaniens. Er sollte recht behalten. „Los pájaros de Bangkok“ (1983) und „La rosa de Alejandria“ (1984) machen das erste halbe Dutzend Carvalho-Krimis voll.

Manuel Vázquez Montalbán, 1939 in Barcelona geboren, seit 1961 Mitglied der eurokommunistischen PSUC, hat mit Pepe Carvalho eine literarische Figur geschaffen, die Spaniens Gesellschaft mit einer gnadenlosen Beobachtungsgabe analysiert. Ein Sam Spade oder Philip Marlowe mögen im Vergleich dazu manchmal wie fromme Suppenmönche aussehen. Alt jedenfalls, ziemlich alt.

- Manolo, du bist einer der wenigen, sehr wenigen Kriminalautoren, die schon einmal im Gefängnis saßen...
- Das stimmt. Ich war im Gefängnis, 1962 kam ich da rein. Wir hatten an einer Studentendemonstration gegen das Franco-Regime teilgenommen. Wir haben damals den Bergarbeiterstreik in Asturien unterstützt. Die Polizei hat viele von uns festgenommen. Mich haben sie zu drei Jahren verknackt.
- Du hast drei Jahre abgesessen?
- Nein, Johannes XXIII. starb, es war 1963, und aus diesem Anlaß gab es eine Amnestie, unter die auch meine Verurteilung fiel. So kam es zur vorzeitigen Entlassung. Insgesamt war ich anderthalb Jahre drin.
- Welche Erinnerung hast du an Francos Gefängnis?
- Eine sehr zwiespältige. Auf der einen Seite war es eine ungemein schlimme, harte und traurige Zeit. Zumal meine Frau auch einsaß. Andererseits habe ich niemals so viel Zeit in meinem Leben für mich gehabt. Praktisch konnte ich ja den ganzen Tag mich mit mir beschäftigen. Ich habe sehr viel gelesen und geschrieben. Gedichte habe ich verfaßt, trotz aller Brutalität und Härte innerhalb dieser Gefängnismauern.
- Wie hast du Francos letzte Jahre erlebt? Die Agonie dieses Systems?
- Damals war dies ein sehr erwartungsvoller Prozeß. Die Diktatur zerbröckelte, und die zivile Macht bekam immer größeren Einfluß. Leider waren die politischen Kräfte nicht stark genug, einen eindeutigen Bruch mit der Diktatur zu schaffen. Die einzige wirklich schlagkräftige demokratische Kraft war die Kommunistische Partei, und die wollte man von den Entscheidungen fernhalten. Deshalb konnte es nach Francos Tod keine Stunde Null geben. Vielmehr gab es einen langsamem Wandel hin zur Demokratie mit all seinen bekannten Unzulänglichkeiten.
- Manolo, was fasziniert dich eigentlich am Kriminalroman?
- Der Kriminalroman ist der realistische Roman par excellence. Ich benutze meine Krimis, um mit ihnen die Geschichte Spaniens transparent zu machen. Da bietet sich ein Kriminalroman geradezu an. Wir kennen den Detektiv, den Schnüffler, den Spitzbuben, die Gewalt, den Tod, das Tabu. Das sind Elemente des Krimis, wie auch des Romans im allgemeinen. Technisch gesehen kann ich durch eine Detektivstory einen realistischen Roman schreiben.
- Fühlst du dich eher als Schriftsteller oder Journalist?
- Im Grunde genommen mehr als Schriftsteller. Der Schwerpunkt meiner Arbeit sind Romane, Essays und Gedichte. Daneben bin ich aber auch Kolumnist bei mehreren Zeitungen. Es hängt ganz vom Thema ab, welches Genre ich mir zur Darstellung meines Anliegens aussuche.
- Warum schreibst du eigentlich so viel? Von Poesie über Krimis bis hin zum Avantgarderoman. Hast du denn nichts Anständiges gelernt?
- Nein, nein, da hast du recht. Was Anständiges habe ich nicht gelernt. Ich kann nur schreiben. Aber es ist auch eine Art Verpflichtung für mich. Denn ich will etwas mitteilen. Mein Kopf ist so voll, daß ich noch Stoff für Jahre habe. Das muß alles raus. Da ist so eine Art Zwang, zu schreiben. Keine berufliche oder finanzielle Notwendigkeit, versteht mich bitte recht. Es ist

- erer ein ganz vitaler, lebensnotwendiger Zwang. Ich wüßte auch gar nicht, was ich sonst tun sollte, außer schreiben.
- Manche Autoren, die gerade drei Bücher auf den Markt geworfen haben, sind „ausgeschrieben“.
 - Das ist deren Problem. Ich habe noch eine Menge mitzuteilen.
 - Pepe Carvalho, das bist doch du. Oder?
 - Nein, um Himmels willen...
 - Wer dann?
 - Na: Pepe Carvalho ist Pepe Carvalho. Er besitzt seine eigene Identität. Wie jede Romanfigur trägt er Züge seines Erschaffers. Aber beim Schreiben entdecke ich manchmal voller Schrecken, daß mein Pepe Dinge sagt, die ich nie denken, geschweige denn kundtun würde.
 - Wie siehst du Pepe Carvalho? Als Steppenwolf?
 - Er ist ein Grenzgänger der Gesellschaft. Er kann die Wirklichkeit aus der Distanz der Kritik betrachten. Trotzdem ist er kein Egomane. Pepe läßt sich schon in die Pflicht nehmen. Er verpflichtet sich nämlich dem Opfer. Also kein typischer Einzelgänger.
 - Pepe erscheint mir als spanischer Bruder von Philip Marlowe...
 - Nicht unbedingt. Er ist nicht ganz so harmlos wie Marlowe. Phil Marlowe ist doch gänzlich unbeleckt in Sachen Politik und Kultur. Ein Mann ohne politische Vergangenheit und Gegenwart. Pepe Carvalho ist im Grunde genommen ein politischer Beobachter.
 - „Mord im Zentralkomitee“, hat dieser Carvalho-Krimi etwas zu tun mit der augenblicklichen Selbstzerstörung der Kommunistischen Partei Spaniens?
 - Ganz sicher. Dieser Roman war eine Vorhersage. Eine Vorhersage dessen, was später passieren würde. Ich schrieb diese Erzählung 1981, zwei, drei Jahre bevor die PCE von Krisen aufgerieben wurde. Aber schon damals konnte man die verschiedenen Tendenzen und die sich argwöhnisch belauernden Fraktionen innerhalb der Partei ausmachen.
 - Wieviel Carvalho-Romane hast du insgesamt geplant?
 - Zehn. Plus ein Finalroman. Der Carvalho-Zyklus beschreibt den Umbruch unserer spanischen Gesellschaft. 1995 wird die letzte Erzählung mit Carvalho erscheinen, und dann wird auch die Umwälzung, so wie ich sie sehe, beendet sein.
 - Was ist das für eine Umwälzung?
 - Der Umbruch Spaniens von einem bigotten Ständestaat, einem bis an die Zähne bewaffneten Faschismus hin zu einem modernen europäisierten Industriestaat.
 - Insofern ist Carvalho doch eine sehr spanische Figur. Wie erklärest du dir dann diesen riesigen Erfolg, den diese Romane im Ausland haben?
 - Natürlich ist er Spanier. Aber mit universellem Bewußtsein und länderübergreifender Bedeutung. Er hat auch den Franzosen, Deutschen, Italienern, Ungarn, Bulgaren, Engländern, Sowjetbürgern, Amerikanern oder Japanern etwas zu sagen. Weil Carvalho Konflikte beschreibt, die überall Gültigkeit besitzen. Carvalho beobachtet die Dekadenz einer Gesellschaft. Da ist der Frust, die Ellenbogenkonkurrenz. Da sind die verpaßten Chan-

- cen, die enttäuschten Gefühle. Alles Phänomene, die auf jede kapitalistische Gesellschaft zutreffen.
- Was Los Angeles für Phil Marlowe ist, ist Barcelona für Pepe Carvalho. Erzähl' mir etwas über diese Stadt?
 - Du kennst sie ja auch, du hast ja lange genug hier gelebt. Für mich besitzt diese Stadt, ihr Ambiente, eine wichtige erzählerische Ausstrahlung. Eigentlich ist Barcelona eine Stadt, die viele kleine Städte beinhaltet. Mit der Metro kann man in 20 Minuten von mondänen Stadtteilen hin zu den heruntergekommenen Quartiervierteln des Lumpenproletariats gelangen. Barcelona beheimatet den satten, schuldbeladenen Großbürger ebenso wie den bettelarmen Streuner. Das ist eine ideale Szenerie für meine Romanfiguren. Die Kulisse ist bereits aufgebaut. Joseph Losey, der Filmregisseur, wollte vor einiger Zeit „Tahiti liegt bei Barcelona“ verfilmen und war ganz begeistert von Barcelona. Prima, hat er gesagt, kein Studio. Das brauchen wir nicht. Alle Schriftsteller, die hier in Barcelona leben, benutzen diese Stadt als literarisches Mittel. Luis Goytisolo, Juan Marsé, Eduardo Mendoza, für sie ist diese Stadt die schriftstellerische Basis.
 - Trotz dieser Barcelona-Fixierung reist Pepe Carvalho viel...
 - Das stimmt. Hier zeigt sich ein immer wiederkehrendes Thema meiner Romane. Die Reise. Der Aufbruch und die Wiederkehr. Und Pepe reist oft. Nur in dem neuen Carvalho-Buch, an dem ich gerade schreibe, bleibt er an einem Ort. In einem Seebad, wo er zur Erholung ist und auf ein paar geruhsame Tage gehofft hat. Woraus natürlich mal wieder nichts wird.
 - Die Deutschen kommen in deinen Romanen nicht gerade gut weg. Sie sind bei dir groß, blond und brutal. Für was steht der Deutsche bei dir?
 - Du spielst auf den Deutschen im „Toten Manager“ an. Aber gerade der ist auch ein positiver Held. Den habe ich wirklich in Las Vegas getroffen. Ein sehr gebildeter und wacher Mann. Aber er hat mich sehr verärgert: Wie habt ihr 40 Jahre Franco aushalten können, hat er mich gefragt. Mit eurer Hilfe, habe ich geantwortet, mit eurer Hilfe.
 - Ich finde, daß du mit der Erotik in deinen Romanen so ein paar Schwierigkeiten hast. Es knistert wenig. Die Frauen besitzen wenig Konturen bei dir.
 - In dieser Art von Romanen erfüllen die Erotik und die Frauen eine Komplementärfunktion. Pepe Carvalho ist die zentrale Gestalt. Und er hat eine Art Familie um sich, in der jeder seine Rolle zu spielen hat. Biscuter ist der Handlanger, Charo das sexuelle Moment und Bromuro die Verbindung zur Unterwelt. In manchen Romanen ist Charo bzw. die sexuelle Komponente schwächer gezeichnet, in anderen, wie zum Beispiel „La Rosa de Alejandria“, spielt Charo eine gewichtigere Rolle.
 - Du steht in der Tradition der „Schwarzen Serie“: der prizipientreue Detektiv umgeben von einer korrupten Welt...
 - Nein, so interessiert mich das weniger. Denn der Detektiv ist ja stets Produkt dieser korrupten Umwelt. Ich sehe das anders: Der Detektiv schließt einen Pakt, einen Pakt mit dem Opfer. Mit dem Verlieren schlechthin.
 - Auch kulinarische Genüsse kommen bei Carvalho nicht zu kurz. Er ist Gourmet, Frauenkenner, bewandert in Geschichte und Philosophie. Er

- liebt ferne Länder, und vor allem ißt er viel und gerne. Lebte er wirklich, er wäre wohl so dick wie du...
- Nein, ich habe ihn mir immer ganz anders vorgestellt.
 - Welchen Schauspieler würdest du als Idealbesetzung für ihn auswählen?
 - Ich habe immer an Jean Luis Trintignant gedacht. Und der ist gernenschlank. Carvalho besitzt zum Essen ein neurotisches Verhältnis. Genauso wie Sherlock Holmes zu seiner Pfeife. Ziemlich neurotisch.
 - Mir ist das auch aufgefallen: Immer wenn Carvalho nicht mehr weiter weiß, haut er beim Essen voll rein.
 - Genau so. Doch noch lieber als essen zu gehen, kocht er.
 - Für was steht das Essen? Du hast gerade ein Buch gemacht, für das du Prominente beim Essen interviewt und eingeschätzt hast. Sage mir, was du ißt, und ich sage dir, wer du bist?
 - Nein, das würde nur auf Kannibalen zutreffen. Nun, es ist eher so, daß die Prozedur des Essens eine ungewöhnliche Stimmung schafft. Die Leute geben da die besten und geheimsten Sachen preis. Man kann sich frei machen. In diesem Buch habe ich ja Profis interviewt, Schauspieler, Politiker. Beim Essen sah ich die Möglichkeit, daß sie aus ihrem üblichen Rollenverhalten herausfallen.
 - Das mit den Primärbedürfnissen könnte man ja noch ausspinnen: Bedürfnis-Interviews mit Politikern, Orgien-Gespräche mit Blondinen...
 - Na ja, vielleicht. Was mich viel mehr interessiert ist, den Mächtigen mal über die Schulter zu schauen. Wir hier in Barcelona haben wenig Vertrauen in die Macht. Deshalb wäre es sehr aufschlußreich, einen wichtigen Unternehmer zu begleiten oder eine Zeitlang an der Seite des Premierministers zu verweilen. Ich würde gerne beobachten, wie diese Leute so sind, was sie denken und tun.
 - Manolo, laß uns ein Spiel machen. Ein Assoziationsspiel. Ich nenne dir ein Stichwort, und du antwortest mit einem kurzen Satz. Sag einfach, was dir dazu gerade einfällt. Bereit?
 - Schieß los!
 - Eurokommunismus.
 - Was hätte sein können und nicht war.
 - Ronald Reagan.
 - Der Schauspieler, der John Wayne die Hauptrolle abgenommen hat.
 - Juan Carlos, der König.
 - Ein ziemlich langer Bursche.
 - Die Königin.
 - Trägt immer zu lange Röcke.
 - Felipe González, der Premierminister.
 - Der ähnelt jeden Tag mehr Cantinflas (mexikanischer Komiker, W. S.)
 - Fidel Castro.
 - Wer mit Fidel in Havanna einzieht, wird nicht wieder gehen. Ein Mythos.
 - Julio Iglesias.
 - Immer das gleiche Lied.
 - Santiago Carillo (Ex-Generalsekretär der PCE, W. S.)
 - Ein großer Politiker und ein miserabler Generalsekretär.

- Phil Marlowe.
- Ein Romantiker.
- Carlos Marx.
- Die theoretische Achse, um die sich diese Welt dreht.
- Die Marx Brothers.
- Die drei kleinen Brüder von Carlos Marx.
- Schuster.
- Der Fußballer vom FC Barcelona?
- Ja.
- Ein Schauspiel, ihn spielen zu sehen. Doch früher hat er mir besser gefallen. Er ist zu einem konservativen Spieler geworden.
- Machismo?
- Hilft heute nicht mehr groß weiter.
- Die schönste Frau der Welt.
- Ava Gardner.
- Katholizismus.
- Ich respektiere den katholischen Glauben für die Menschen, die ihn brauchen. Unter Wojtyla allerdings zum Comic, zu Sprechblasen verkommen.
- Helmut Kohl.
- Nicht Fisch, nicht Fleisch.
- Zu dem fiel dir wohl nicht viel ein. War doch ganz lustig. Nun aber mal ernst. Manche Leute werden sagen, was erzählen die zwei Kerle da eigentlich. Wir wollen etwas Handfestes, etwas Verwertbares haben. Nun gut: du als katalanischer Gourmet – verrat uns deutschem Entwicklungsland ein Rezept, das wir nachkochen können.
- Sehr gern. Etwas Einfaches, ein Appetithäppchen. Man nehmen zwei Dosen Sardellen ohne Gräten, 200 Gramm schwarze Oliven. Die Oliven werden geschält, weil nur das Olivenfleisch Verwendung findet. Die Sardellen und die schwarzen Oliven kommen in einen Mixer, man gebe dazu etwas Knoblauch, etwas Öl, ein paar Tropfen Essig, zwei, drei Gürkchen. Das alles wird zu einem Teig im Mixer vermengt und auf geröstetem Weißbrot serviert. Dieses Gericht heißt Garum, eine alte lateinische Speise, die sich in Katalonien erhalten hat.
- Ab heute heißt Garum in Deutschland Toastada à la Manolo. Danke dir.
- Guten Appetit!

Renate Marschner

Gehört uns die . . . gehören wir der deutschen Sprache?

I

Am Anfang war das Licht.

Das kühle, bläulich-weiße eines Wintertages. Der Bodensee, Enten, ein paar Schwäne, Schiffe. Eine junge Schweizerin, die ihren Hund spazierenführt. Und wir: die Welt also.

Die Welt war da.

Nehmen wir an, es gäbe eine Unterhaltung. (Und es gab diese Unterhaltung!) Eine freundliche, zögernde (denn wir kannten die Schweizerin ja nicht, und sie nicht uns), eine Unterhaltung, die zufällig entsteht (Uli hatte den Hund bemerkt). Der Hund (eine Hündin) soll Junge haben. Es klappt nie, sagt die Schweizerin. Sie ist läufig jetzt. Sie muß jetzt huntern, das hilft. Wir sehen die Hündin an, erstaunt, die vor uns sitzt, einfach da ist, nichts ahnend da sitzt.

„Die arme“ sagt Uli.

„Warum hilft das?“ fragt Matthias.

„Ihr seid doch Deutsche“ sagt die Schweizerin. „Ihr kennt euch doch aus mit KZs.“

Was sie sagen WILL, ist: die Fruchtbarkeit der in den Konzentrationslagern festgehaltenen Frauen war, nachgewiesen (was für ärztliche Nachweise es gibt!), nicht trotz, sondern wegen der übermäßigen Anspannung außergewöhnlich hoch.

Die Schweizerin kennt – so wie wir – Konzentrationslager nur als gepflegte Parkanlagen, mit denen man den Toten ein letztes Mal auf den Kopf hau. Man kann sich das ausrechnen: objektiv kann sie uns nichts vorwerfen. Subjektiv? Aber sie will uns ja gar nichts vorwerfen! In ihrer Geschichte ist sie längst weitergegangen, im Schatten verschwunden. Was bleibt, wenn wir ihr nachsehen, irritiert? Was sie gesagt HAT, ist: Ihr seid Deutsche. Ihr kennt euch aus mit KZs.

„So ist das?“ dachte ich.

In diesem Licht also: Wie sieht die Welt aus? Zu was für einer Erkenntnis gelangen wir?

Zunächst zu einer Feststellung: wir sind Deutsche.

Wir standen am Bodensee. Ein wenig noch in der Schweiz, fast schon in der Bundesrepublik. (Uli wollte gerade nach Hause fahren.) In Arbon auf dem Weg nach Konstanz.

Kennen wir uns aus mit KZs?

„Was für eine Frage!“ sagt Uli.

„Aber es war ja keine Frage“ sage ich.

Es war eine Feststellung. Auch das war eine Feststellung: Die Behauptung einer Tatsache.

In diesem Käfig bleiben wir gefangen: im Niemandsland zwischen Sprache und Realität. „Der Tod“, sagt Matthias, sagt Celan, „ist ein Meister aus Deutschland“.

„Wie verständigen wir uns überhaupt?“ fragt Uli.

„Sie friert. Sie steht am Bodensee, dem winterlichen. Ich sehe auf die Wellen, die das Licht zurückwerfen. Irgendwann wird es Sommer werden. Das Licht wird sich ändern: blau-weiß, gelb-weiß. EIN Licht wird immer da sein. (Wir sehen sonst nichts!) Der See, den wir, wie immer, wann immer sehen werden? Der See bleibt.

„Die Sprache ist alles, was wir haben“ sagt Matthias.

„Und die Welt“ sage ich.

Wenn wir nun weitergehen, auf Konstanz zu, in die BRD zurück (um Uli dort zum Bahnhof zu bringen), weiter in diesem undurchsichtigen Gefängnis von Sprache und Welt: können wir ALLE Möglichkeiten festhalten, die so leicht hin und scheinbar zufällig mit jedem Wort, jedem Satz gesetzt werden; und die doch so unwiderruflich als EINE Wirklichkeit verankert sind in der Realität?

Wir kennen uns aus mit KZs. Wir sind Deutsche.

Diese Ambivalenz! denke ich. Wenn etwas objektiv nicht stimmt, und subjektiv nicht so gemeint ist: kann es wahr sein? Unabhängig von den Umständen, den ungewollten Verletzungen, dem zuwenig oder zuviel Gesagten: kann etwas immer und trotzdem wahr sein? Wie verständigen wir uns?

Uli fährt. Wir bleiben. Ihre Adresse haben wir behalten.

Wir gehen noch einmal auf die Grenze zu, zurück in die Schweiz. Vom Ausland her betrachtet, von außen:

„Das alte Problem der Kollektivschuld“ sagt Matthias.

„Das alte Problem der Schuld“ sage ich.

Erinnerst du dich an Heidelberg?

Wenn wir die Polizei in Aktion gesehen haben: wie sie den Demonstranten blutig geschlagen haben in der Mensa der Universität, den Betrunkenen, die Obdachlosen, immer wieder die Obdachlosen: was haben wir getan?

Wir haben dagestanden. Wir haben geschwiegen. So wie sich dieser Akt absoluter physischer Gewalt schweigend abspielt: Die Polizisten schlagen schweigend, die Zuschauer sehen schweigend; nur das Opfer schreit, manchmal nicht einmal das.

Geben wir einmal der Banalität keinen Raum (dem Katzenjammer, Mitgefühl, den falschen Schuldgefühlen, zu spät kommenden Rechtfertigungen, dem ganzen lächerlichen Aufwand des Versagens); der Banalität, die die Verbrechen gewinnen – die des Schlagens und des Zuschauens –; der Banalität, die sie gewinnen, sobald sie, noch in der Welt geborgen, mit der Fiktion einer möglichen Handlung also, in der Sprache mumifiziert werden, um dort vorzugeben: es war nicht so gemeint.

Wir haben nichts getan. Es war so gemeint. Das Verbrechen ist geschehen, die Vergangenheit da: das Entsetzen trifft auf kalte Erde und das Opfer, dem unser Mitgefühl gilt, ist durch unser Verschulden tot.

Geben wir für diesen Moment die Welt auf, die leerzuräumen wir mitgeholfen haben. Außerhalb der Geborgenheit hinter geschlossenen Augen, in der wir immer noch von einer möglichen Änderung unseres Verhaltens träumen, die es nicht gegeben hat, die es, wenn wir so weitermachen, auch beim nächsten Mal nicht geben wird; von den unwiderruflichen Tatsachen her betrachtet: Verlassen wir uns auf die Realität: der Sprache.

Extreme Handlungen werden schweigend vollzogen. Jemand, der ununterbrochen redet, handelt nicht. – Das Schweigen also? Das Schweigen ist das Extrem einer Handlung, die außerhalb der Sprache liegt. Vor und nach der Sprache: Es ist Konsequenz und Ursache zugleich.

Was heißt das?

Was das heißt? Stell es dir bildlich vor: irgendein See; irgendein Licht. Welt und Sprache getrennt.

Wir sind ja Deutsche. Wir kennen uns ja aus mit KZs.

Die Schweizerin hat uns nicht herausgelassen aus ihrem unpersönlichen, so verhängnisvollen Satzgefüge, das IN SICH wahr ist, das jeden Bezug verloren hat; das wahr ist, obwohl es jeden Bezug zur Realität verloren hat. Ganz weit weg, verschwommen trotz der doch so klaren Luft siehst du die Fakten: Jahre, Verhältnisse, Beweggründe, du haßt die Gewalt. Hilft das? Es hilft nichts.

Warum hilft es nicht? Dem zeitlosen Zusammenhang der Worte gegenüber, starr, liegt ja der andere, ebenso festgefügte der Welt. Zwei Inseln, denkst du, keine Verbindung.

Was könnte die Verbindung sein?

Wenn die Welt einem so fernergerückt ist, daß man nicht mehr an sie heranreicht; wenn man keine Sätze findet, die den Abgrund überbrücken, die etwas erklären, was unerklärbar geworden ist; Sätze nur, die eine Bedeutung vorgeben, die in Wirklichkeit der Zeit längst verfallen ist, in der sie entstand, kristallin eingeschlossen – und mit ihr vergeht; wenn man einer fremden Person (du und ich der Schweizerin, wie immer allen) die Unmöglichkeit des doch eben wirklich Gesagten und Getanen vor Augen halten will, als sei das scheinbar Unmögliche auch unwirklich gewesen, niemals ausgesprochen und niemals getan; wenn man in all diesen Versuchen jedesmal auf die Irreversibilität der Fakten zurückgeworfen wird, Mißverständnisse und Verletzungen akzeptieren muß: »Es ist so.« – Was bleibt?

Später? Nichts. Aber jetzt?

Eine Verbindung zwischen Sprache und Welt, die als Teil einer Handlung gefordert ist (von uns zum anderen), als Moment jener totgeredeten Interaktion, ist in einem besonderen Sinn an Gegenwart gebunden: es gibt sie nur, wenn irgendein Mensch, wenn du, wenn ich, sie zieht: jetzt.

Sprache ist eingebettet in Vernunft. In der Theorie, in Philosophie und Kunst, ist es diejenige des Gegenstandes, dessen scheinbare Ewigkeit auf die Zeit des Menschen zurückbezogen werden muß. Im Leben (und hier schon widersetzt sich exemplarisch der Begriff der »Sache«, die man sich unter ihn gezwängt nicht mehr vorstellen kann), im Leben ist man geneigt, eben diese

menschliche Zeit ins Ewige auszudehnen; etwas für wiedergutzumachend zu halten, für nicht geschehen: zur Besänftigung des Gewissens und als Freibrief für jede weitere Mißhandlung des anderen.

Sprache ist eingebettet in Vernunft. In diesem Fall ist es die Vernunft der Handlung: Moral. Die Welt real nur in dem Augenblick der Gegenwart. Jetzt, wann immer das Jetzt sei, jetzt und jetzt mußt du handeln. Anders fallen Sprache und Welt für immer auseinander.

Zwischen Sprache und Welt, zwischen diesen getrennten Wirklichkeiten: des verantwortungslosen Handelns und des inhaltslosen Redens –, zwischen diesen Extremen, die genau den Standort anzeigen der heutigen Welt, liegt unsere Möglichkeit, die präzise: Was, wenn beides unmittelbar verbunden wäre? Wenn sich die Polizisten hätten rechtfertigen müssen, vor uns, vor sich; wenn wir auf dem »Recht« bestanden hätten?

Wir stehen am Bodensee, der das Licht des Winters zurückwirft.

„Ist es ein Unterschied“ fragt Matthias, „Konzentrationslager zu bauen, und sie nicht zu verhindern?“

Wo niemand ist, der es verhindert, ist immer jemand, der baut. Wo es niemanden gibt, der das Opfer schützt, gibt es den Täter, der schlägt.

Wir gehen auf die Grenze zu.

„Heidelberg widert mich an“ sage ich.

„Wir wohnen nicht mehr dort, nie wieder“ sagt Matthias; objektiv.

„Aber dies Gefühl von Angst“ sage ich; subjektiv.

Nur, reicht es, davonzulaufen?

Wir sind nah an der Wahrheit, die wir doch nicht auszusprechen vermögen: weil die Welt fehlt, dazu, die andere, mögliche. Und der bessere Teil von uns. An der Grenze werden wir kontrolliert.

Obdachlose gehen, kehren zurück, gehen wieder. Ihre Situation ist unsicher. Ihre Erinnerungen dissoziieren. Nicht immer, fast nie, ist es dieser See in eben diesem Licht, den sie heute sehen, den sie gestern gesehen haben. Da sie nicht wissen, wohin sie gehen können, wissen sie nicht, wann sie zurückkehren dürfen.

Sie sind nichts. Sie haben nichts. Sie tun nichts, schaffen nichts, sie sind nicht verwertbar.

Sie sind da. Sie stören.

Anders als die legitimen Außenseiter, die das Bild einer Gesellschaft abrunden, zerstören sie sie. Anders als die netten jungen Leute, die wir auf der Straße treffen, die Musik machen –, und die Verwertbarkeit auch der Kunst in dieser Weise ausschöpfen bis zum Letzten, die der Welt etwas zu bieten haben, den tausend Passanten, die sich müde zur Arbeit oder müde von der Arbeit nach Hause schleppen, weil sie das Recht zu haben glauben, auch von anderen Arbeit verlangen zu dürfen, auch das der Arbeit entgegengesetzte, auch die Kunst, in ihren Wahnsinn hineinziehen zu dürfen, für das erarbeitete Geld: Anders als diesen gibt man den Obdachlosen nichts. Wofür auch? Es gibt kein Wofür: hier nicht. Die Zufälligkeit, die Unverwertbarkeit ihrer Existenz liefert sie der Welt aus, in der niemand mit ihnen redet, niemand ih-

nen zuhört: wen interessiert, was die Heidelberger Polizei den Obdachlosen antut? Wen?

Sie stehen für uns ein. Sie konzentrieren den Haß auf sich, den stummen, irrationalen; sie sind der letzte, der negative Halt eines als sinnlos empfundenen Lebens. Sie sind dieser Welt preisgegeben. (Während wir noch am Rand stehen, außerhalb der Polizeikette, froh, nicht selbst auf dem Boden zu liegen, unter den schlagenden Polizisten; schweigend.)

II

Als WIR keine Wohnung hatten und kein Geld: haben Uli und Michaela uns ein Zimmer gegeben.

Zurück in die BRD, von innen betrachtet: wie sieht die Wirklichkeit aus? Eine öde Gegend, dachten wir, als wir dort ankamen, mit zwei Kisten, einem Koffer, angespannt: wenige Kilometer von Freiburg entfernt in einer Straße mit Zweifamilienhäusern, Vorgärten, asphaltiert. Ein Haus, noch ein Haus, noch ein Haus. Lehrer, Angestellte, Geschäftsleute. Du siehst es, du sagst es. Es macht keinen Sinn. Wir haben die Sachen abgestellt, die Kisten, den Koffer.

Wenn Sprache und Welt zusammenfallen?

Wenn die Unterschiede der äußeren Realität, in der zu leben du gezwungen bist, dir gering erscheinen, so gering, daß du sie nicht mehr bestimmen kannst; so gering, daß du dich nicht mehr bestimmen kannst: hier: was willst du? Wenn du keine Urteile mehr aussprechen? Dich nicht mehr entscheiden kannst?

Aber die Welt ist doch da? Und gesprochen hast du doch soeben noch, auch in dieser Umgebung. Was also ist anders? Was ist anders, wenn du ihr zuhörst: diesem ununterbrochenen Raunen, das die Dinge über dich werfen, die nicht mehr schweigen können?

Das ist anders.

Die Welt ist da, denken wir. Wir sitzen in dem Zimmer, das Uli und Michaela uns gegeben haben, an der Wand hängen noch die Bilder der Vorbewohner. Wir sehen aus dem Fenster: aber es ist keine Welt, was wir da sehen, wenn wir in Gedanken noch einmal die Straße entlanggehen, an tausend Häusern vorbei, Vorgärten, die uns immer noch, auch in der vermeintlichen Sicherheit dieses Zimmers, die Stichworte ihrer Bestimmung zuflüstern: Einfamilienhäuser, Zweifamilienhäuser, Mehrfamilienhäuser, Blumengarten, Pflanzen-garten, Garagenplätze, Hofeinfahrten, Abstellplätze, halt.

Was ist anders?

Wir sitzen in diesem Zimmer, zurück in der bundesrepublikanischen Wirklichkeit. Den Bodensee haben wir hinter uns gelassen, aus dem Gefängnis der Sprache, in das die Schweizerin uns eingeschlossen hatte, abgeschlossen vor der Welt, haben wir uns befreit. Es ist Sommer, jetzt. Die Welt dort erschien fern und unerreichbar. Diese ist nah; zu nah.

Unsere Vorgänger waren Kunststudenten, an der Wand hängen noch ihre

Bilder: Menschen mit seltsam verzerrten Gliedmaßen, bei denen man nicht weiß, ob die Welt sie so geformt hat; oder ob es der Stempel ihrer Form ist, den die Welt da draußen trägt.

Wenn man ein Examen nicht zu dem festgesetzten Termin ablegt, in dieser bundesrepublikanischen Wirklichkeit, sagt Dorothee, wird man zum Gesundheitsamt geschickt, zu einer jungen, dummen, emanzipierten Ärztin. Sind Sie krank? fragt die Ärztin. Nein. Entkleiden Sie sich, sagt die Ärztin. Gehen Sie durch das Zimmer, gehen Sie! Gehen Sie auf mich zu, mit geschlossenen Augen. Hat Dorothee (die doch gesund ist) sich entkleidet? Ist sie vor ihr, auf sie zugegangen, mit geschlossenen Augen? – Oder hat sie Angst gehabt vor dieser Ärztin?

Wie viele Selbstmordversuche haben Sie unternommen? fragt die Ärztin. Wie viele Arbeitsstunden haben Sie festgelegt? Arbeiten Sie überhaupt? Arbeiten Sie überhaupt regelmäßig? Haben Sie überhaupt einen Arbeitsplan? – Hören Sie Stimmen.

Es dürfte einem schwerfallen, keine Stimmen zu hören, auch wenn die Dinge schwiegen. Vielleicht will die Ärztin, daß die Menschen nicht mehr reden? – Und: was ist das für eine Sprache? So schwer fällt es uns, sie zu verstehen! Wenn man ein Examen nicht zu dem festgesetzten Termin ablegt, in dieser bundesrepublikanischen Wirklichkeit, wird man aufgefordert, sich in psychiatrische Behandlung zu begeben; andernfalls wird das nicht stattgefunde Examen als nicht bestanden betrachtet. Dorothee hat ihr Examen als nicht bestanden betrachtet.

Was ist das für eine Welt, die wir sehen, die wir, und sei es in der Gestalt dieser emanzipierten Ärztin, reden hören? Es ist die immer schon in Sprache eingekleidete Welt, Sprache, nicht Welt. Die Menschen liegen am Boden. Die Dinge sind überwältigt von der Bestimmung, die ihnen anhängt, Sinn für Sinn, Bedeutung für Bedeutung, Kleid für Kleid; kein Körper. Urlaubsziel, Berufsziel, Freizeitziel, Lebensziel: welches Ziel?

Wenn wir die Kleider abreißen wollten: Kleid um Kleid, Hülle um Hülle, Sinn für Sinn? Wenn wir ein Ziel, unser eigenes festhalten wollten? Wie befreit gehen wir ein Stück, noch ein Stück auf die Welt zu, die wir plötzlich zu sehen, deren wir uns plötzlich sicher zu sein glauben. Noch ein Stück? An der nächsten Straßenecke schon zögern wir. Wir bleiben stehen. Belustigt erst, aber fasziniert schon, mehr und mehr hineingerissen, gefangengenommen: an der nächsten Straßenecke schon wird uns der nächste Sinn zugespielt, ein neues Ziel, von einem riesigen Werbeplakat herunter, grinsend: Bausparen. Familie/Haus/Glück/Garten/Kinder. Wir kratzen ein wenig. Das Plakat hält: Farbschicht auf Farbschicht, Sinn für Sinn. Wir sind schnell ermüdet. Wir lassen es stehen. Auch wir sind überwältigt.

Wir liegen am Boden. (Und es ist derjenige, auf dem die vielen Eigenheime gebaut werden, zur Stütze unserer Gesellschaft: die Bauherren tragen schwer. Sie sind große Arbeiter: sie machen Überstunden, um das Grundkapital zu verdienen. Sie sind große Konsumenten: sie brauchen soviel Baumaterial, die neue Einrichtung! Sie sind große Schuldner: um das Haus zu bezahlen, das sie trotz all ihrer Arbeit nicht bezahlen können, nehmen sie einen Kredit auf.

Sie arbeiten mehr als die Sklaven des 1., mehr als die Sklaven des 19. Jahrhunderts. Und wenn sie das Haus, endlich, in einer der nächsten Wirtschaftskrisen verlieren, wird es wichtig sein, daß sie am Hausausbau mitgearbeitet haben, in ihrer Freizeit: dann gehört, preisgünstig, die Wertsteigerung der Bank. Die gewinnt.)

Wir sitzen im Gefängnis der Welt; DIESER Welt.

Wir sind zurückgekehrt in die Bundesrepublik. Vorübergehend wohnen wir in dieser Straße der Eigenheime, zwischen Lehrern, Angestellten, Geschäftsleuten. Wir verschmelzen mit ihrem Inventar: Haus, Auto, Beruf, der Schule, dem Büro, Geschäft, den Einkaufsmöglichkeiten, Sonderangeboten. Eine fatale Symbiose: erschlägt sie uns doch die Sprache. Im gewöhnlichen Leben, in dem, was wir gewöhnlich Leben nennen, sind Sprache und Welt eins. Es ist keine reale Verbindung. Nicht die Verbindung von dir zur Realität, keine Verbindung von dir und der Realität. Warum nicht?

Versuchen wir, sie auseinanderzureißen. Wir stehen auf von unseren Umgangskisten, auf denen wir zu lange schon gesessen haben. Wir packen die Sachen aus: dort sind die Dinge. Hier stehen wir mit unserer Sprache. Was haben die Dinge uns zu sagen, die wir da auspacken?

Wir betrachten sie genau: die Gegenstände der Welt, dort, die, ohne uns, einfach da wären, einfach und nichts anderes als da.

Mit uns?

Mit all den Worten und Sätzen, die einen Sinn zu verheißen scheinen, der die Dinge aus ihrer Vereinzelung lösen könnte, sie für uns, für alle dasein ließe, sie für sich selbst dasein ließe in diesem besonderen Sinn: mehr als nur da zu sein? Für jeden einzelnen Gegenstand haben wir einen Satz parat: wir wissen etwas mit ihm anzufangen. Aber warum empfinden wir dieses Unbehagen? Warum machen wir nicht weiter? Warum scheint es, als widersetzen die Dinge sich uns, als widersetzen die Dinge sich unserer Sprache? Warum bleiben sie uns fremd?

Wir geben auf. Die Hälfte der mitgebrachten Dinge liegt im Raum herum, sinnlos. Wir staunen sie an mit der von Welt entleerten Allgemeinheit unserer Sprache: diesen tausendsachen Klischees, die wie Preisschilder der Realität anhaften und die selbst uns, in all unseren Handlungen uns einen Doppelgänger zur Seite stellen, der uns freundlich zunickt: kennen wir schon, kennen wir schon! von allen Plakaten, allen Fernsehschirmen herunter.

Warum läßt die Sprache, die doch einmal unsere Sprache war, keine Individuation mehr zu, keine Einzelheit mehr bestehen, uns nicht mehr bestehen? Warum haben wir manchmal das Gefühl, die Welt existiert gar nicht, wenn wir, zum tausendsten Mal, derselben Geste, derselben Antwort, derselben Konstellation, derselben Möglichkeit, nur keiner Wirklichkeit begegnen? Dieser Doppelgänger hat unsere Sprache an sich gerissen, damit wir schweigen. Mit ihr stellt er sich vor uns, vor die Welt. Er stellt sich zwischen uns und die Welt, so daß wir keinen Unterschied mehr festhalten können zwischen der Sprache und der Welt, so daß wir glauben, die Welt sei Sprache; und die Sprache schon alle Welt.

Aber es ist nicht unsere Sprache, wenn die Dinge reden. Wort für Wort souf-

fliert er ihnen eine falsche Bedeutung, die nicht die ihre ist. (Und manchmal wären wir wirklich schon froh, keine Stimmen zu hören: nicht diese Theaterstimmen! unter denen wir verstummen. Was sind wir denn, wo, wer: ohne Sprache?)

Was ist das für ein Doppelgänger? Woran krankt diese Sprache? An der Welt? An dieser Welt?

Die Bedeutung, die wir den Dingen zu geben glauben, weist nicht auf deren Sinn: es ist keine. Sie zielt auf etwas. Vor der Sonne stehend, denken wir an Energie (die wir oder auch nicht! aus ihr herausziehen könnten). Den Mond sehen wir als Fotounterlage des ersten Fußes des ersten Amerikaners, von der ersten xy-Kamera zum ersten Mal festgehalten, der zum ersten Mal auf ihn getreten ist. Schon lange denken wir nicht mehr in Ideen, sondern wir haben sie (und schnell, möglichst schnell! wie können wir ein Patent daraus entwickeln?). Aber so wie das Hinweisen der Bedeutung mit dem Wunsch nach Wissen verbunden war, mit der Sehnsucht nach Weisheit; so das Hinzielen mit Gewalt. Peng! schießen wir die Welt tot, und glauben, wir seien der Sieger.

Aber es ist dunkel um uns, nach diesem plötzlichen Aufblitzen der Gewalt, das uns mit vermeintlicher Klarheit den Sinn des Lebens vor Augen führt. Die Möglichkeit der Erfahrung ist uns verlorengegangen.

Dieser gesellschaftliche Doppelgänger, der da Wort um Wort unseres Vokabulars aufeinandersetzt, um die Welt zu bilden, seine Welt: eine Kulissenwelt auf den Trümmern der Realität – dieser Doppelgänger zielt ja auch auf uns, wie auf die Dinge.

Spätestens, wenn auch wir arbeiten; spätestens, wenn auch wir uns dem diktatorischen Wofür seines Zweckdenkens beugen; spätestens, wenn auch wir die letzte, und scheinbar haltbarste unserer Illusionen verloren haben: daß es unser Haus ist, was wir da einrichten, an dem wir bauen, im Achtstundentag und in der sogenannten Freizeit, Waschmittel konsumierend, Autos oder Naturprodukte, immer bereitgestellt von der allgegenwärtigen Industrie; – spätestens dann merken wir, WIE dunkel die Welt geworden ist; die uns nun auf uns selbst zurückwirft, hilflos, ferngehalten von allen Dingen, isoliert von allen Menschen. Der Schatten des Doppelgängers ist auf sie gefallen, und was wir hören, wenn wir durch die Straßen gehen, über Fußgängerzonen, an Geschäften vorbei, vorbei an schlagenden Polizisten: ist nur noch die unaufhaltbare Litanei seines Wozu-Wozu-Wozu. (Und es kommt darauf an, daß wir aufwachen nach diesem Schreckschuß der Gewalt, endlich aufwachen, jetzt: aufwachen. Wir befinden uns im Niemandsland der Welt, die Sprache ist.)

Tagsüber bauen wir die Welt auf, vorsichtig, von Schatten zu Menschen, Namen, Wort für Wort.

„Gegenüber wohnt der Popper“ sagt Michaela, die uns hilft, das Zimmer einzurichten, „Vater, Mutter, zwei Kinder“. Der Sohn gefällt ihr (ein toller Typ!).

„Neben uns wohnt der Petzer, Vater, Mutter, Kind“ sagt Uli, auf dem Boden liegend und die Rechnungen zerreißend, die sie für uns bezahlt, „ihr müßt

aufpassen". Worauf? Auch die Kunststudenten hat er angezeigt, die länger hier gewohnt haben.

Wir haben Gefallen gefunden am Popper. Wir haben uns nicht anzeigen lassen vom Petzer. Die Welt haben wir festgehalten. Draußen schiebt eine Frau den Kinderwagen vorbei: „die die schiebt“, täglich, herhiner, stündlich, täglich.

Nachts aber?

Nachts ist die Straße dunkel; bis auf das Licht der Straßenlampen, die nie- mals ausgehen (dieses künstliche Licht, mit dem die Welt den Schein auf- rechthält, SIE sei es nicht). Der Popper, der Petzer, Vater, Mutter, Kinder, die die schiebt: all die täglichen Gestalten fallen in ihre Schattenwelt zurück, verschwinden in der Dunkelheit, in der wir sie mit Namen fixiert halten, kör- perlos. Alles ist still (und nur noch die eintönigen Autogeräusche der nahen Fernverkehrsstraße hören wir, bis auch wir zu müde sind, dazu). Der Tag ist zu Ende.

Wenn wir aber hoffen, endlich schlafen zu können, mit all dieser Müdigkeit, nachts: dann erwacht die Stimme, die eine Stimme, die bloße Stimme (wir mit ihr). Wir kennen sie schon: es ist die Stimme des Mieters unter uns, der eine Eigentumswohnung bewohnt, mit großem Balkon, auf dem wir ihn Blumen gießen sehen am Nachmittag; der uns höflich grüßt, der uns die Tür auf- hält, wenn wir den Schlüssel vergessen haben. Tagsüber ist er unscheinbarer Teil der übrigen Welt. Wir registrieren ihn kaum.

Nachts aber, wenn die Gegenstände, die wir nun endlich aufgebaut haben um uns, die Bedeutung abwerfen, die wir über sie legen, wenn sie in eins fallen mit der Dunkelheit, und wir allein sind; Nacht für Nacht erhebt sich seine Stimme (als triumphiere sie, dem Gefängnis des Körpers entflohen zu sein, und als wolle sie beharren auf dem Recht bloßer Existenz). Die Stimme schreit.

JA ODER NEIN schreit sie, schreit der Nachbar, glauben wir schon zu schreien (unter Kissen vergraben und bereit, die Welt aufzugeben). JA ODER NEIN JA ODER NEIN all die Theaterstimmen des Tages von sich weisend und das Grauen dieser Kulissenwelt herausbrüllend: JA ODER NEIN!

Die Gegensätze, die tagsüber zusammenfallen, scheinhaft, offenbaren sich: Sprache und Welt. Die Sprache bleibt.

Sie richtet sich gegen die Welt, so wie sie sich gegen den fast immer unhörbaren Partner dieses Dialogs richtet, und stumm bleibt nur, wenn an ihre Stelle die Geräusche sinnlicher Gewalt treten: das Aufschlagen von Körpern und Stühlen, Türenzuhauen, die Zertrümmerung des Inventars. SAG DOCH EIN LIEBES WORT hören wir, stumm und entsetzt, ohne Möglichkeit, zu entkommen: SAG DOCH EIN LIEBES WORT und wieder die körperlichen Geräusche der Gewalt, die sich losgelöst haben von der Stimme, das Zerschlagen der Welt gegen die Sprache gesetzt, die mit gleicher Intensität dar- aus hervortaut, ungebrochen: SAG DOCH EIN LIEBES WORT SAG DOCH EIN LIEBES WORT. JA ODER NEIN.

Als gäbe es ein Ja. Und als gäbe es ein Nein. Es gibt nur die Gewalt dieser Stimme, die Gewalt der Sprache, in die der Schreiende sich selbst begeben hat, der durch keine Handlung des Partners aus diesem Gefängnis befreit werden kann, das keine Tür zur Welt mehr offenlässt, von ihm zugeschlagen: OHNE AUFFORDERUNG SAG DOCH EIN LIEBES WORT OHNE AUFFORDERUNG.

Manchmal schreit die Frau, der unsichtbare Partner, der dazu gehört; oft nicht einmal das. Die kennt das doch, sagen die Nachbarn, die kennt es nicht anders. Dieselben Nachbarn, die von uns eine Unterschrift verlangen, unter einen amtlichen Brief, dieser Mann, „der in unbekleidetem Zustand Liebe fordere“, von dieser Frau solle entfernt werden. Wir geben die Unterschrift nicht. Die Nachbarn, Lehrer, Angestellte, Geschäftsleute, all die anderen, die Nacht für Nacht vor dem Fenster stehen, schweigend, um das zu sehen, was wir hören, die die Realität, die für uns auseinandergefallen ist, wieder zusam- mensezen in Sprache UND Welt, fürchten um die Moral, die es in Wirklich- keit für sie nicht gibt.

Der Brief wird abgeschickt. ICH LASSE MICH NICHT EINSCHÜCH- TERN schreit das Opfer, das den Täter spielt in der folgenden Nacht, früher schon und länger und mit unvorstellbarer Gewalt, während die Nachbarn draußen stehen und warten und sehen, während er sie längst vergessen und sich längst der Frau zugewandt hat, ganz: OHNE AUFFORDERUNG schreit die Stimme SAG DOCH EIN LIEBES WORT OHNE AUFFORDE- RUNG OHNE AUFFORDERUNG. Ich verstehe das nicht, sagt Michaela, die nicht schlafen kann, so wie wir, die wie wir auf das Ende wartet, während die Stimme unter uns verzweifelt schreit. Ich verstehe es schon, sage ich. Ir- gendwie verstehe ich es schon.

OHNE AUFFORDERUNG schreit die Stimme, schreit der Mann, schreien wir schon: OHNE AUFFORDERUNG OHNE AUFFORDERUNG, alle Möglichkeiten der Intonation durchspielend mit äußerster Konzentration und mit äußerster Verzweiflung, und die Grenzen der Sprache vor der Welt, ihre letzliche Irrealität, für Unvollkommenheit haltend, sie dem Individuum zur Last legend, in äußerster Anstrengung sich selbst: als hätte er, der da wie- der und wieder schreit, nur das richtige Sprechen noch nicht gefunden, die einzigartige Wirklichkeit, die diese unfaßbare Grenze zur Welt niederreißen und das erzwungene LIEBE WORT frei, endlich frei geben lassen können wird: ein Geschenk.

Als könnte er, der einzelne, die Sinnlosigkeit der Sprache, die eine der Welt ist, überwinden, gäbe er sich nur ganz; als könnte er die Welt, die schlechte, die falsche, niederreißen und eine unmittelbare Sprache möglich werden las- sen – von mir zu dir, von dir zu mir –, während doch draußen die Nachbarn stehen, Lehrer, Angestellte, Geschäftsleute, die Gesichter eng an die Schei- ben gepreßt, Erpressung, Drohung, Verachtung, all die Spielzüge unseres ge- sellschaftlichen Doppelgängers vertretend; und doch selbst seine Opfer. Drinnen prallt die Stimme gegen die Mauer der Unvollkommenheit bis sie aufgibt, bis es still wird, endlich, und wir in ihrem letzten Aufbegehren noch

der utopischen Vollkommenheit nachlauschen, die sich in ihrer Gewalt verbirgt.

Was ist das für eine Vollkommenheit?

III

In der Alten Pinakothek in München hängt ein Bild von Tizian, unscheinbar, unbedeutend, und von der Tizianischen „Eitelkeit der Welt“ in die Ecke gedrängt. (Diese hält uns, stolz im prächtigen Grün, ihren Schmuck entgegen, gespiegelt. So, als nehme sie unsere Herausforderung, die Herausforderung der Welt an, und gebe sie zurück: ICH BIN DA, unberührt davon, nicht korrumpt und nicht korrumptierbar, aber doch dem Schwächeren, dem sie sich nicht zuwendet, der sich nicht zu behaupten weiß, den Raum nehmend, das Recht der Existenz.)

Auch diesem wenig beachteten Bild: „Maria und der Stifter“, von der Eitelkeit in die Ecke gedrängt und aus dem Namen Tizians, aus seinem Schutz mehr als aus der Anerkennung heraus lebend.

Von weitem schon erkennt man, wendet man sich diesem Bild zu, die vorgegebene Figurengruppe: Maria (im roten Kleid), Johannes und zwischen ihnen das Kind, das Erlöser genannt wird, das die Frau, die schon aus der Entfernung den schöneren Tizian-Frauen unähnlich scheint, unmittelbarer, naiiver, nicht sich, sondern etwas, irgend etwas, behauptend, das sie mit der Heftigkeit einer zwischen Handlung und Gedanke zerrissenen Bewegung dem Stifter entgegenhalten will. Will sie es?

Der Stifter kniet auf der anderen, der Eitelkeit zugewandten Seite des Bildes. Von der Gruppe kommend, sehen wir erst den leeren Raum, der diese beiden Wirklichkeiten trennt, dann den Stifter: getrennt von der Gruppe, aber doch durch die mögliche Geste der Frau, die noch nicht geschehen ist, utopisch mit ihr verbunden, kniend. Die Hände sind aneinandergelegt, der Körper gebeugt, passiv scheinbar, als würde er das Ereignis der Übergabe erwarten, bis es von sich aus geschähe, wartend, wann immer es geschieht.

Hoffnung würde aus seiner Haltung sprechen, gäbe es nicht die beim Nähertritt heftiger werdende Bewegung der Frau, die ihre Geste der Hingabe (oder des Schenkens) unwirklich sein lässt. Während sie den Stifter ja ansieht, scheu noch, und halb nach außen, halb dem Zuschauer zugekehrt, hält sie sich mit dem Körper Johannes zugewandt, von dem sie das Kind empfangen will (schon sind die Arme ausgestreckt), um es dem Stifter weiterzureichen; sie nimmt es nicht, sie gibt es nicht, so, als wolle sie es instinktiv schützen und unmittelbar gerade diesen Akt des Schenkens verweigern, dem das Bild doch zugeeignet ist, und dem es vom Bildaufbau, vom bloßen Hinsehen her auch folgt: die Situation ist ja da, Maria bereit, das Kind zu geben, der Stifter bereit, es anzunehmen; mit dem Kopf wendet sich die Frau dem Fremden zu.

Tritt man näher, dann wechselt der Ausdruck des Stifters: so, als habe man ihn, nur aus der Bildkonstellation heraus, selbst entworfen, ihn aus bloßer Gewohnheit nur zugeschrieben, und als sei in Wirklichkeit, sehen wir ab von unserem Vorwissen, unseren gewöhnlichen Reaktionen, von unserem Ver-

trauen in die letztliche Ordnung der Dinge und der Welt – als sei in Wirklichkeit alles ganz, ganz anders. – Was ist anders?

Das aus der bloßen Geste herrührende Devote, das wir mit Demut verbinden, erhält ja plötzlich etwas Lauerndes, sehr direkt auf diesen Akt des Gebens Fixiertes, der nicht freiwillig geschieht (wie weit, fragen wir uns, ist der Stifter wirklich an diesem Kind und der verheißenen Erlösung interessiert? Und wie weit nicht vielmehr an ihrer bloßen Möglichkeit, die ihn sagen lässt: dieses Kind gehört mir!). Sich unbeobachtet glaubend, zeigt der Ausdruck im Gesicht des Stifters die Vorwegnahme des Besitzergreifens (als wolle er das Kind wegtragen von den anderen Menschen, sobald er es nur in den Händen hielte); und in dieser Fixierung auf das Materielle (das nichts ist im Umkreis der Kunst) etwas Befehlendes, das auch von ihm aus diesen Akt des Schenkens negiert: ihn auf seine Wahrheit zurückführt (jemand, der nimmt, empfängt nicht), das Kunstwerk aber mit Unwahrheit belastet, es aus seiner ursprünglichen Intention (welcher nur, welcher?) verstößt.

Plötzlich konzentrieren wir uns auf diesen Mann: wer ist er? Was will er mit dem Kind, was von diesem Kind, was mit diesem Kunstwerk? Was läßt ihn knien? Was hat ihn diese Geste der Unterwerfung tun lassen, die nicht die seine, sondern vielmehr diejenige Tizians, diejenige der Maria ist, die ihm das Kind nur unwillig überlassen wird, die sich mit einem fast animalischen Mißtrauen vom Stifter weg und Johannes zugewandt hält, heftig fast, zu heftig für dieses Bild.

Was fürchtet sie? Oder besser (denn selbst ihr setzt der Stifter oberflächlich nichts als Hingabe entgegen, so daß sie, die ihm den Kopf zugewandt hält – aber doch nicht ganz! – keine rationalen Argumente zu entgegnen weiß): vor was hat sie Angst?

Ihr Geben ist keines, so wie die demütige Geste des Stifters keine Geste der Demut ist, und sein selbstbewußter Blick nichts, aber auch gar nichts mit Hingabe zu tun hat. Und dennoch sind beide Handlungsformen, die heftige der Maria, die aus der Ohnmacht heraus, und die ruhige des Stifters, die aus dem Bewußtsein von Macht entsteht, verbunden. Bei beiden scheint die Geste der Negation eine mögliche andere, positive, zu vertreten.

Führen wir das Bild heraus aus diesem Museum in die Realität seiner Entstehung: in das Zusammentreffen Tizians, der das Bild malt, mit dem Stifter, der es in Auftrag gibt – in diese Konstellation von Künstler und Gesellschaft mit dem Bindeglied der Kunst. Was könnte geschehen?

Tizian übernimmt den Auftrag, den der Stifter bezahlt. Diesem gehört das Bild, das ihn verewigt. Und während der Stifter sehr materiell darin enthalten ist: ein Teil des Inhalts, wesentlicher Teil der künstlichen Realität (was sagt ein Kunstwerk über die Gesellschaft aus, die es festhält?); während der Stifter $\frac{1}{3}$ vielleicht der Gesamtfläche des Bildes einnimmt (mehr ist es manchmal, manchmal weniger), gehören $\frac{2}{3}$ dennoch der imaginären Figurengruppe, und sie gehören ihr ganz: von ihnen geht die Handlung aus, die Farbgebung, die widerrufende Form des Bildes, die sie dem, der scheinbar nur demütig kniet, entgegenhalten, protestierend.

Was als Übergabe erscheint (als Verkauf des Kunstwerks an die Gesellschaft)

ist in Wirklichkeit Verweigerung (die Verweigerung des Ausverkaufs der Kunst). Während der Stifter also auf seiner Präsenz innerhalb des Bildes besteht (bestehen muß: anders gäbe es ihn ja gar nicht), hält Tizian sich und das Moment an Kunst, das sich nicht dem ersten Hinsehen, der unmittelbaren Vermarktung ergibt, bedeckt.

Der Raum, der sich zwischen dem Stifter und der in sich bewegten Figurengruppe auftut, dieser scheinbar leere Raum gewinnt so an Bedeutung: Es ist der Raum, der dieses „Produkt“ Kunst, das der Stifter als „seines“ irgendwann in den Händen halten wird, trotz aller Besitzansprüche von ihm trennt. Es ist der Raum, in dem das Kunstwerk den doch oberflächlich gegebenen Sinn seines Inhalts, seine Bedeutung, unausgesprochen, aber doch um so nachhaltiger (denn es gibt ja nichts in diesem Raum, an das man sich noch halten könnte) zurücknimmt. Es ist der Raum, in dem das Kunstwerk seine scheinbare Geste der Unterwerfung widerruft.

(Und wir erinnern uns, daß es ein anderes Bild Tizians gibt, mit gleichem Titel „Maria und der Stifter“, früher, viel früher gemalt. Johannes ist dort noch Randfigur. Maria aber, im Zentrum des Bildes, dem Stifter zugewandt, ganz. Das Kunstwerk der Gesellschaft zugeeignet. Warum hat Tizian, später, diese, seine eigene Möglichkeit negiert?)

Warum kann ein Kunstwerk diesen „anderen“ Sinn, der sich der Bedeutung entzieht, nicht aussprechen? Warum können auch wir oft nicht aussprechen, was wir eigentlich (was immer das heißt) sagen wollen.

IV

Was wollen wir sagen?

Wenn wir über das bloße Zeigen hinausgehen und absehen von den Namen, mit denen wir die Dinge – die Kisten, den Koffer, die Grenze, den See – an unsere Existenz binden; wenn wir Sätze bilden und in diesen Sätzen Zusammenhänge entstehen lassen, die für andere, in anderem Licht gesehen, so ganz anders erscheinen müssen (und manchmal auch für uns selbst); wenn wir, während wir noch auf den Umzugskisten sitzen und immer noch zögern, uns einzurichten in dieser Welt, uns lösen von den Dingen, die nur teilweise erst ausgepackt sind, mit halbem Sinn; wenn wir beginnen in abstrakten Bildern zu denken oder zu reden, von abstrakten Gegenständen, in einer immer konkreter werdenden Welt: unserer Welt; wenn wir davon reden, was die Dinge uns sagen könnten, wie die Verhältnisse werden könnten unter den utopischen Projektionen von Liebe, Glück, Freiheit, Vollkommenheit, Schönheit und Vollendung: Reden wir so, weil wir glauben, daß es diese Projektionen irgendwie, irgendwo und in welchem Licht auch immer gibt? Oder weil wir sie erschaffen wollen (weil wir fürchten also, daß es sie nicht gibt)?

Wenn wir vor diesem Bild Tizians stehen: Maria und der Stifter, und die unterbrochene, die widerrufene Geste des Gebens anstarren: warum gelingt die Geste nicht? Aus zufälligen Umständen heraus? Aus einer persönlichen Disposition der Maria, die sie dem Johannes eher und sehr eng verbunden sein läßt, dem Stifter aber aus gleicher und gleich zufälliger Disposition heraus

fremd? Das Widerrufen der Geste wäre dann mit Ungerechtigkeit verbunden und von der Wahrheit entfernt.

Oder liegt etwas in der falschen Hingabe des die Gesellschaft vertretenden Stifters, das über das zufällige Moment persönlichen Widerwillens hinaus objektive Gründe der Verweigerung angibt? Gehört diese Verweigerung in dieser Konstellation, mit dem Stifter als Vertreter dieser Gesellschaft zum Wesen des Kunstwerks – in dieser Gesellschaft? Vielleicht schlagen wir uns in der Rezeption allzu leicht auf die Seite des Produktes, des Bildes, der Komposition, des Gedichtes auch, des „Werks“; immer wollen wir etwas und etwas handfest Materielles „haben“ (für unser Geld), und vergessen dabei das, was dieses künstliche, von Menschen geschaffene Produkt auszeichnet, mit aller Kritik und aller Hoffnung: den Anspruch, die Welt zu verändern.

Wir glauben, die Worte trügen schon irgendwie und der Sinn, den wir ihnen mitgeben, sei „da“. Er ist nicht da (und oft merken wir, wie leicht wir mit unseren Sätzen fallen). Er wird von uns ausgesprochen, von mir, von dir empfangen, mit gleicher Intensität und Wahrheitsliebe, jetzt.

Was den Dingen und Menschen und menschlichen Verhältnissen anhaftet wie Preisschilder und uns den immer gleichen Aha-Effekt des „Kennen-wir-schon“ vorwirft, ist nicht Sprache, nicht in diesem Sinn Sprache. Es ist die Sprache unseres Doppelgängers, der Gesellschaft, die nicht spricht, weil die Gesellschaft krank ist, in der sie gesprochen werden könnte. Sie wird den Schwachen aufgezwungen, die sich nicht mehr zu wehren wissen.

Fein, hat Dorothee gedacht, als sie das Zimmer der Ärztin betrat, die über Gesundheit und Krankheit entscheiden sollte: diese Ärztin ist jung, sie scheint emanzipiert; sie wird mich verstehen. Es war ein Irrtum, ein grundlegender Irrtum: nicht ein Wort hat Dorothee von dieser Ärztin verstanden. „Emanzipiert“ heißt das Preisschild, das dieser Ärztin anhaftet, die die Vernunft einer vernunftlosen Gesellschaft vertritt, die alles Vernunft- und nicht sachgemäß bestimmte in die Psychiatrie verweisen will, mit dem Preisschild „krank“, die sich mit keinem Wort, keiner Geste aus den Gewaltzusammenhängen dieser Gesellschaft emanzipiert, die sich und uns nicht befreit. Wir sollten auf die Bedeutung der Worte hören und nie vergessen, wohin sie zielen.

Geflechte

1/84 Grenzen
2/84 Religiosität
1/85 Heimat
2/85 Von Hexen,
Feen + Frauen
3/85 Manege frei

Zeitgespräche
Poesie
Grafik

edition Geflechte
Postfach 26 · 8196 Eurasburg
Telefon 0 8179/85 59



Sepp Bierbichler Südafrika-Protest im Münchner Residenztheater – und die Reaktion

Persönliche Stellungnahme

Ich habe den Intendanten des Münchner Residenztheaters Frank Baumbauer um eine Ensemblevollversammlung gebeten, weil ich nicht nur per Vertrag Ensemblemitglied bin, sondern weil ich mich diesem Ensemble auch zugehörig fühle.

Die Resolution zur Inhaftierung von Pfarrer Kraatz ist durch mich ausgelöst worden. Als Auslöser für die Reaktionen gilt nicht der vom Theaterensemble angenommene Text, sondern die von mir gemachten privaten Anmerkungen. Deshalb habe ich gebeten, mich nach den Ereignissen der letzten Tage dem Ensemble erklären zu dürfen.

Ich war in meiner Schulzeit und den danach folgenden Halbstarkenjahren sehr intensiv mit einem Freund zusammen, der später Medizin studierte und vor etwa 15 Jahren mehrere Monate im Rahmen seiner Medizinerausbildung ein Praktikum in einem südafrikanischen Missionshospital machte. Als er von diesem Auslandsaufenthalt zurückkehrte, hatte er sich in meinen Augen stark verändert. Die Gespräche mit ihm reduzierten sich fast nur mehr auf seine Erlebnisse in Südafrika. Er trat kurz nach seiner Rückkehr in die Antiapartheidbewegung ein, ich war gerade im ersten Jahr in der Schauspielschule. Von diesem Freund, der bis dahin politisch so desinteressiert war wie ich, erfuhr ich zum ersten Mal den Begriff Apartheid und was damit verbunden ist. Vermutlich, weil ich gerade am Beginn meiner Theatertätigkeit war und weil Theater für mich überhaupt etwas ganz Neues war, wurde für mich der Begriff Theater damals u. a. sehr stark geprägt vom Einfluß dieses mittlerweile in seiner Freizeit fast nur mehr politisch aktiven Freundes.

Politik ist für mich die Organisation des gesellschaftlichen Zusammenlebens zur Verhinderung eines Chaos. Unter Chaos verstehe ich das enthemmte Zusammenprallen der Individuen zur Durchsetzung der eigenen Interessen. Das organisierte und bewußt kalkulierte Chaos aber ist der Krieg. Krieg ist für mich die Umdrehung, also die Perversion von Politik. Da die Kriege der Geschichte aber bisher immer von der herrschenden Politik und damit den jeweils Mächtigen ausgelöst wurden – auch den Bürgerkrieg betrachte ich letztendlich als das Produkt der im jeweiligen Lande *herrschenden* Politik –, begriff ich, daß Politik, wenn sie nur von einigen wenigen ausgeübt wird und nicht von allen, letztendlich zur Verwirklichung der Interessen dieser wenigen führt, auf Kosten aller anderen. Der Begriff Politik, so wie ich ihn verstehe, degeneriert zu einer Auffassung von Politik als „Maßnahme zur Führung und Erhaltung eines Gemeinwesens“ (Duden), selbst wenn dieses Gemeinwesen und seine Führung aufgrund der entstandenen Ungleichheit schon völlig verrottet sind. Politik dient nicht mehr zur Verhinderung des Chaos, sondern wird zum Vehikel des organisierten Chaos. Unsere eigene Geschichte hat es bewiesen durch den bisher schlimmsten aller Kriege.

Die Organisation des menschlichen Zusammenlebens beginnt im kleinsten Bereich, kann sich aber unmöglich auf diesen Bereich begrenzen. Wenn sie es aber aufgrund von Desinteresse und aus einem Gefühl von allgemeiner Zufriedenheit heraus trotzdem tut, dann ist das, gerade in einer Demokratie, der noch unsichtbare Beginn des Chaos.

Aus Angst vor dem Chaos und seiner kalkulierten Anwendung wurde ich, wie es heißt, ein politischer Mensch. Und weil Politik nicht nur im kleinsten, sondern in allen Bereichen des menschlichen Lebens auftaucht, kann sie auch vor dem Theater nicht haltmachen. Ich meine, Theater muß – so wie Heiner Müller das ausdrückt – subversiv sein gegen Desinteresse und das gefährliche Gefühl allgemeiner Zufriedenheit. Aus diesem Verständnis von Theater habe ich nie einen Hehl gemacht, auch nicht, als ich hierher engagiert wurde.

Vor fünf Jahren trat ich selbst in die Antiapartheidbewegung ein. In Südafrika hat eine weiße Minderheit von ca. 18 Prozent das alleinige Wahlrecht gegenüber der farbigen Mehrheitsbevölkerung. Die Aufteilung des Bruttosozialproduktes entspricht diesem Mißverhältnis wie der Unterschied der Farben schwarz und weiß. Weil die schwarze Bevölkerung seit Jahrzehnten erfolglos versucht hat, ihre mittlerweile haustierhaften Lebensumstände mit gewaltlosen Mitteln zu verbessern und immer wieder durch den gewaltigsten Militär- und Polizeiapparat ganz Afrikas gewaltsam daran gehindert wurde, hat sich bei den schwarzen Afrikanern eine Situation entwickelt, die ein südafrikanischer Geistlicher so beschrieb:

Sie haben vor nichts mehr Angst.

Die Folge sind sich täglich häufende, gewaltsame Demonstrationen mit immer mehr Toten und Inhaftierten. Die Polizei hat mittlerweile freie Hand, d. h. Polizeibeamte können für Übergriffe, die sie während ihres Dienstes begehen, gesetzlich nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Vereinten Nationen haben die Apartheidspolitik als Verbrechen gegen die Menschheit verurteilt und den Naziverbrechen gleichgesetzt. Sie haben jetzt zu einem wirtschaftlichen Totalboykott gegen Südafrika aufgerufen, als einzige Möglichkeit, ein furchtbares Blutbad zu verhindern. Die Regierung der Bundesrepublik verweigert nach wie vor diesen Boykott. Deshalb habe ich als Mitglied der Antiapartheidbewegung am Ende der letzten Spielzeit eine Unterschriftenaktion an den beiden großen Münchner Theatern organisiert, zusammen mit Hanspeter Egel, gegen ein nur noch zwischen Südafrika und der BRD existierendes Kulturabkommen. Die meisten von euch haben unterschrieben, und ich glaube, daß diese Haltung der beiden Theater auch ein Teil dazu beigetragen hat, daß das Kulturabkommen im Augenblick eingefroren ist.

Die Situation in Südafrika aber hat sich weiter verschärft. Die Boykottmaßnahmen der westlichen Industrieländer bleiben ganz aus oder werden nur zögernd verfolgt.

Weil es nötig ist, für einen gemeinsamen Protest zuerst einen gemeinsamen Nenner zu finden, habe ich euch im vergangenen Sommer die Unterschriftenaktion ans südafrikanische Konsulat und unser Außenministerium und vor einer Woche die Solidaritätserklärung mit Pastor Kraatz als unseren möglichen Beitrag vorgeschlagen, die Südafrikapolitik unserer Regierung zu beein-

flussen. Daß es dabei nicht um irgendeine parteipolitische Rechthaberei ging, sondern um die Frage: *Mensch oder Vieh*, die in unserer Geschichte schon einmal für zwölf Jahre offengehalten wurde, das war sicher allen klar. Das war die Vorgeschichte, und zu der stehe ich nach wie vor. Zum Modus der Durchführung gestehe ich ein, daß ich mich im Rahmen des Ensembles zumindest mißverständlich verhalten habe. Aber, ich glaube, nur als Mitglied eines Ensembles, das einen gemeinsamen Beschuß gefaßt hat, nicht als Beschäftigter irgendeines Theaters, in diesem Fall des bayerischen Staatsschauspiels, und schon gar nicht als Schauspieler. Denn was Theater darf und was es nicht darf, hängt für mich von der jeweiligen Situation ab, sonst kann ich meine Ansicht von Theater, daß es subversiv zu sein hat gegen die Wirklichkeit, vergessen. Die Wirklichkeit aber verändert sich laufend. Niemand würde es wagen, einem von uns vorzuwerfen, er dürfe das nicht, wenn er während der Vorstellung seinen Monolog unterbricht, weil die Ablehnung des Publikums tumultartig geworden ist und ein Weitersprechen unmöglich, der Regisseur des Stücks aber den Monolog als ein durchgehendes Ganzes inszeniert hat. Das als Beispiel.

Ebenso gibt es den Tumult der Gefühle, wenn die Augen außerhalb des Theatergebäudes, in dem Bereich, aus dem wir unsere Informationen holen, um überhaupt spielen zu können, Schweinereien ausmachen, die derartig schlimm sind, daß es nicht mehr zu ertragen ist. Natürlich hängt das, was die Augen sehen, davon ab, ob man es sehen will und wie es gesehen wird.

Hanspeter Egel hat mir am Abend des 19. November 1985, an dem ihr nachmittags die Resolution beschlossen habt, davon Kenntnis gegeben, ich solle bei der „Gust“-Vorstellung mit Robert Spitz zusammen die Resolution und den Antigone-Text verlesen.

Wir standen zusammen mit etwa 80 anderen vor dem Hotel „Vier Jahreszeiten“ in einer genehmigten Demonstration gegen die Hanns-Seidel-Stiftung, die mit einer Delegation südafrikanischer Regierungsmitglieder dort tagte. Die Demonstration war beantragt worden von der Antiapartheidbewegung und den evangelischen Frauen gegen Apartheid. Diese Frauen stehen seit etlichen Monaten einmal wöchentlich vor dem südafrikanischen Konsulat in München, um gegen die Apartheid zu demonstrieren. Seither haben sie vergeblich versucht, die Presse auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen. Was schlechte Presse für uns bedeutet, weiß jeder. Was eine ausbleibende Presse bei der Behandlung eines öffentlichen Ärgernisses bedeutet, müßten wir uns vorstellen können. Wir standen dort etwa zwei Stunden und sahen die Betroffenen aus- und eingehen als wäre nichts, oder besser: als befänden sie sich in Pretoria.

Am Donnerstag vor der betreffenden „Gust“-Vorstellung las ich in der *Frankfurter Rundschau* einige Bemerkungen von Mitgliedern der Hanns-Seidel-Stiftung, die während der Sitzung gemacht wurden:

„... Hans Graf Huyn erläuterte die CSU-Position zu Südafrika, wo es zu keinem Zeitpunkt mehr Reformansätze gegeben habe als unter der Regierung Botha: „Nicht Boykott üben, sondern die Hand reichen und helfen.“ Huyn lehnte erneut die Luxemburger EG-Beschlüsse ab und zeigte „kein Verständnis“ dafür, daß EG-Außenminister mit der Forderung nach Südafrika gefahren seien,

zuerst mit Inhaftierten wie Nelson Mandela, dem Führer der verbotenen Befreiungsbewegung Afrikanischer Nationalkongress (ANC), sprechen zu können. „Wie würden wir reagieren“, fragte der CSU-Politiker, „wenn der Außenminister bei uns verlangen würde, zunächst mit inhaftierten Mitgliedern der Baader-Meinhof-Bande zu sprechen?“

Der ANC wurde 1912 gegründet zur Verteidigung der Rechte des afrikanischen Volkes, die durch das Südafrikagesetz von 1909 stark eingeschränkt waren. Die Organisation kämpfte 37 Jahre lang mit strikt verfassungsmäßigen Mitteln. Ich zitiere den Friedensnobelpreisträger Häuptling Luthuli, ehemaliger Präsident des ANC: „Wer kann leugnen, daß ich 30 Jahre meines Lebens damit verbrachte, vergebens, geduldig, gemäßigt und bescheiden an eine verschlossene und verriegelte Tür zu pochen? Welche Früchte hat diese Mäßigung getragen? Während der letzten 30 Jahre sind immer wieder Gesetze erlassen worden, die unsere Rechte und unseren Fortschritt mehr und mehr einschränkten, bis heute ein Stadium erreicht worden ist, in dem wir fast überhaupt keine Rechte mehr besitzen.“

In seiner Verteidigungsrede vor dem Hochverratsprozeß zitiert Nelson Mandela aus dem 1961 beschlossenen Manifest des ANC: „Im Leben einer jeden Nation gibt es einen Punkt, an dem nur noch zwei Möglichkeiten zur Wahl stehen, nämlich entweder sich zu unterwerfen oder aber zu kämpfen. Südafrika ist an diesem Punkt angelangt. Wir werden uns nicht unterwerfen und haben daher keine andere Wahl, als mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln zu kämpfen, um unser Volk, unsere Zukunft und unsere Freiheit zu verteidigen.“

Die politische Willensäußerung einer kleinen Gruppe in unserem Land wird vermutlich von weit über 90 Prozent der Bevölkerung nicht angehört und schon gar nicht unterstützt. Wenn diese Gruppierung aus Überzeugung oder Verzweiflung darüber Gewalt gegen Sachen und Menschen anwendet, dann ist das eine Methode, die wohl zu Recht mit dem Wort Terror beschrieben wird. Ich persönlich halte es für den falschen Weg zur Durchsetzung des eigenen Willens. Das ändert aber nichts daran, daß die Ursachen dieser Handlungsweise nicht nur bei den einzelnen Terroristen zu suchen sind, sondern vor allen Dingen auch in der gesellschaftlichen Verfassung des jeweiligen Landes. Das Recht, darüber laut nachzudenken, lasse ich mir nicht nehmen. Die Regierung aber will diesen Gedanken tabuisieren, sobald er nicht in der von ihr vorgegebenen Weise gedacht wird.

Wenn aber die letztmöglichen Mittel von 80 Prozent schwarzer Bevölkerung zur Erhaltung der eigenen Würde als Terror bezeichnet werden, dann ist das freislerische Demagogie, bewußt verwendet, um die Wahrheit zu verdecken. Derart beeinflußt, traf ich mich dann am Abend, eine Stunde vor der „Gust“-Vorstellung, mit Hanspeter Egel, der mich bat, ich möge die Resolution vor der Vorstellung verlesen, weil es für die folgenden Vorstellungen leichter sei, nachzuziehen. Ich sagte Hanspeter, wenn es keinen Beschuß gäbe, den Text unbedingt vor der Vorstellung verlesen zu müssen, dann würde ich ihn lieber während der Vorstellung einfügen, weil ich mir davon mehr Wirkung versprach. Und um jemand derart helfen zu können, wie wir es vor-

hatten, war es wichtig, Wirkung zu erzielen. Alles schien mir im Sinne meiner Theaterauffassung, denn was soll Theater anderes tun als wirken? Sei es im Hirn oder im Bauch.

Hanspeter sagte mir, einen derartigen Beschuß gäbe es nicht. Wenn, dann gäbe es nur die Annahme, daß so etwas nur vor der Vorstellung passieren könne. Das war von Hanspeter nicht spitzfindig gesagt, und so ist es auch jetzt nicht von mir gemeint. Einige Leute vom Ensemble haben das später bestätigt, während Frank Baumbauer der Ansicht war, es handle sich um einen Beschuß. Ich war für die Verlesung des Textes während der Vorstellung, weil ich eine entsprechende Erfahrung in den Kammerspielen gemacht hatte, wo wir vor einem Jahr während einer Kroetz-Vorstellung ebenfalls unterbrochen, um gegen ein anderes öffentliches Ärgernis zu protestieren, die Stationierung amerikanischer Raketen in unserem Land. Die Zustimmung des Publikums war einhellig, wogegen zur gleichen Zeit eine ähnliche Aktion von Erich Hallhuber im Cuvilliés-Theater zu Beginn einer „Don Juan“-Aufführung zu erheblichen Protesten führte. Das ist keine Kritik an Erich, im Gegenteil. Da ich mittlerweile weiß, wieviel Angst es zu überwinden gilt, so etwas zu machen, fühle ich mich Erich sehr nah.

Das ist nur eine Beschreibung von Wirkungen. Jetzt zu der Stelle, an der ich den „Gust“ unterbrach. Ich hatte mir ursprünglich eine andere Stelle ausgedacht, nämlich nach dem Schuß, der während des Stückes einmal abgegeben wird, der aber zu nichts führt. Hier hätte er endlich einmal zu etwas führen können. Ich hatte aber noch die Worte des Grafen Huyn im Ohr und sie bereits transzendent, und dadurch entstand jene Situation, die bestimmt, was Theater darf und was nicht. Ich war so in Fahrt, daß ich die Vorstellung auch unterbrochen hätte, wenn es noch keinen Gedanken an eine gemeinsame Unterstützung der Opfer der südafrikanischen Mörderregierung gegeben hätte. Die Stelle für die Unterbrechung war durch die Behandlung des Wortes „Terrorist“ aus dem Munde des Grafen Huyn vorgegeben.

Der Satz in Achternbuschs Stück heißt: „Der letzte Terrorist ist mir lieber als der Erste von der CSU.“ Um Theater begreifen zu können und es zu verteidigen gegen die nie endenden Angriffe seiner Zensoren, muß dieser Satz im Zusammenhang mit dem Stück als auch außerhalb dieses Zusammenhangs untersucht werden.

Frank Baumbauer hat mir vor allen Dingen zum Vorwurf gemacht, daß ich durch Unterbrechung an dieser Stelle den Angriffen der Zensoren Vorschub geleistet und seine Bemühungen, diesen Satz als Teil eines künstlerischen Gesamtproduktes gegen die Zensoren zu verteidigen, unterlaufen hätte.

Die Argumente von Frank, warum dieser Satz als zugehöriger Teil des Ganzen gesehen werden muß, sind auch die meinigen. Wenn ein achtzigjähriger Bauer, nach einem entbehrungsreichen und von hitlerstaatlichen Würgemälen gezeichneten Leben, über Politik räsoniert und dabei tagespolitisch gesteuert zu diesem Satz findet, so ist daran nichts Besonderes, weil es der Logik des zuvor zwei Stunden lang geschilderten Lebens entspricht. „Gust“ ist ein Tonbandprotokoll mit dem Original, das zu fast drei Viertel wörtlich wiedergegeben ist. Ich habe mir einige Tage vor der Premiere das Band angehört und erinnere mich noch genau, wie ich diesen Satz vom Original gehört habe:

Als einen nebensächlichen Zusatz, als ob er sagen würde, das schöne Wetter hat der Bauer lieber als Regenwetter. Als ich das Stück zum ersten Mal gelesen habe, ist mir der Satz, das mag man mir glauben oder nicht, überhaupt nicht aufgefallen. Wer das Stück gesehen hat, und wer bei den Proben dabei war, der weiß, daß wir diesen Satz immer so behandelt haben, wie er im Stück steht: ohne besondere Aufmerksamkeit, als einen Ausschnaufer. Von dem Interesse an diesem Satz erfuhren wir erst nach der Begegnung mit dem Publikum und den nachfolgenden Reaktionen aus der Staatskanzlei.

Die Zensoren haben aus diesem Satz ein Plakat gefertigt, nachdem sie eine außerordentliche Wachsamkeit des Publikums registriert hatten. Der Skandal wurde nicht von uns gemacht. Der Skandal ist das gezielt auf den Markt geworfene Produkt der Getroffenen. Spricht heute noch jemand von den Inhalten der Flick-Geschichte? Man kennt doch nur noch die Namen Brauchitsch und Lambsdorff.

Weiß heute noch einer, wer Langemann ist? Der Name ist noch geläufig. Aber was war? Schwarz-Schilling? Kennt jeder. Und jeder denkt sofort an Sonnenschein. Und schon ist er bei seinem nächsten Urlaub. „Der Durchschnittsbürger verliert schlagartig sein Interesse, ohne daß die Schweinereien aufgehört haben. Ihm reicht es nach kurzer Zeit, wenn sie bekannt geworden sind, wenn es einen Skandal gab und er sich aufregen konnte. Das erscheint ihm als die wahre Freiheit.“ Das weiß die Staatskanzlei, und ich weiß es auch, von meinem Freund Dario Fo aus Italien.

Aber muß ich mit dem zurückhalten, was ich weiß? Glaubt ihr, ich war blöd und wollte am Donnerstag einen Skandal? Im Theater ist nichts dergleichen passiert. Wo ist der Skandal entstanden? Doch erst in den folgenden Tagen. Und durch wen? Stoiber hat uns als verrückt bezeichnet.

Jetzt zum Satz aus dem Zusammenhang genommen: „Der letzte Terrorist ist mir lieber als der Erste von der CSU.“ Der letzte Requisiteur ist mir lieber als der erste Intendant. Der Requisiteur wird mich vielleicht als Freund betrachten. Aber habe ich dadurch den Intendanten beleidigt? Wenn sich der Intendant aber beleidigt fühlt, dann hat es doch etwas mit seiner Anschauung vom Requisiteur zu tun.

Der Oberste von der CSU ist offizielle Politik. Der letzte Terrorist wird von ihm nicht als einer anerkannt, der auch an der Organisation des menschlichen Zusammenlebens teilnehmen will. Wenn auch auf äußerst verzweifelte und zweifelhafte Weise. Er ist für ihn nichts anderes, als der Satz sagt: Das Letzte. Warum regt er sich aber auf? Weil für ihn das Letzte nichts Menschliches mehr ist. Deshalb hat er auch vor Jahren gesagt: „Sie haben sich nicht benommen wie Menschen, sie haben sich benommen wie Tiere. Deshalb dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie wie Tiere behandelt werden.“

Für den „Gust“ scheint die Sache anders zu liegen. Für ihn als Bauern läge es nahe, den Vergleich aus seinem naheliegenden Stall zu ziehen, wenn er wirklich, um noch markanter zu vergleichen, Tierisches herbeidenken wollte. Er tut es nicht. Also muß er doch an einen Menschen gedacht haben. Das ist der Unterschied zwischen dem Künstler und jenen Politikern, die nicht mehr kontrolliert werden können, weil sich schon zu lange zu viele an der Organisation des menschlichen Zusammenlebens nicht mehr beteiligt haben.

Die Kunst hat sich mit dem Phänomen Terrorismus so befaßt, wie es das Phänomen „menschliche Vielfalt“ erfordert. Die offizielle Politik hat das nie gemacht. Sie unterscheidet zwischen Freunden und Gegnern. Und wenn es sich um Gegner handelt, die bereits in der Verzweiflung leben, weil sich die offizielle Politik bereits auf dem Wege zur *Organisation* des aufkommenden Chaos befindet, dann hat sie das Wort „Terrorist“ parat, und sie weiß, daß die Propaganda funktioniert hat und alle das Wort so verstehen, wie es von ihr, der offiziellen Politik, gemeint ist. Deshalb heißen die Baader-Meinhofs genauso wie die ANCler, die Palästinenser heißen genauso wie die ETA und die IRA.

In Afghanistan aber heißen sie Freiheitskämpfer, in Angola heißen sie prowestliche Befreiungsorganisation, weil sie mit unserem Geld das machen, wofür sie das Geld erhalten, und in Nicaragua heißen sie Konterrevolutionäre, kurz Contras, weil in unserem Land im Jahre 1919 die Konterrevolution siegreich war und bis heute siegreich ist. Deshalb wurden Achternbusch und ich von Stoiber für verrückt erklärt – vorerst –, und in Rußland sitzen sie – bereits – in psychiatrischen Anstalten.

Ich will nicht werten, und ich will nicht sympathisieren.

Ich will nur sagen: Die Machtverhältnisse entscheiden über den Begriff, und wie man ihn zu verstehen hat. Nur zur Erinnerung, Graf Stauffenberg war damals auch ein Terrorist.

Und weil ich noch etwas Menschliches retten wollte, weil ich dieser nazihaf-ten Demagogie, die Vertreter der 80 Prozent schwarzen Bevölkerung in Südafrika seien Terroristen, an die Gurgel gehen wollte, deshalb habe ich an diesem Abend den umstrittenen Satz aus dem Zusammenhang genommen und ihn frei wiederholt: „Der letzte Terrorist ist mir lieber als der Erste von der CSU.“ Daß ich dazu einen Mißbrauch des Theaters betrieben hätte, mag ich nicht einsehen. Mit Tragelahn zusammen, bei unserer ersten Arbeit in Stuttgart, haben wir mehrmals einen Shakespeare-Text, dem Ort entsprechend, an dem wir gerade spielen, aktualisiert. Natürlich mit dem Regisseur zusammen. Im Fall des „Gust“ hocke ich täglich zu Hause mit dem Regisseur beim Mittagessen. Generalintendant Everding sorgt sich plötzlich um das künstlerische Seelenheil von Achternbusch. Wenn ich wirklich falsch war an diesem Abend, dann ist das schon manische Verlogenheit.

Es gab das Argument, wenn so etwas durchginge, dann könnte das morgen jeder machen. Wenn das so wäre, dann würde es mich auch nicht stören. Aber es wird sowieso nicht passieren. Einer, der in der allgemeinen Zufriedenheit lebt, der hat ja gar nicht den Grund, soviel Mut aufzubringen, um so was zu machen. Ich habe ja keine Werbung betrieben. Ich habe nur auf für mich unerträgliche Zusammenhänge hingewiesen.

Daß ich mich mit diesem Gefühl der Unerträglichkeit in der Minderheit befinde, war in diesem Fall mein grundgesetzlich gesicherter Vorteil.

Die Minderheit wird immer zu radikaleren Darstellungsformen finden, weil sie die Wirklichkeit radikaler erfährt. Ihr Protest wird lauter sein, um überhaupt gehört zu werden, und er wird sich logischerweise immer gegen die Mehrheitsverhältnisse richten. Die Verfassung aber gewährt ein Recht für Minderheiten.

Robert Spitz und ich haben an diesem Abend einen Fehler gemacht, und den gestehe ich ein. Wir haben den Beschuß des Ensembles eigenmächtig erweitert. Wir hätten vermutlich an diesem Abend auf den Beginn der allabendlichen Verlesung verzichten sollen. Gut.

Aber ich garantiere euch: Das Verbot des Ministeriums wäre immer gekommen, weil die die Sache als solche nicht brauchen können, und nicht nur die von uns gewählte Form.

Wenn wir aber den Vorgaben der Zensoren nachgeben, dann sind wir als Theater tot. Wer aber will schon an einem toten Theater spielen? Das ist doch erst für den nächsten Herbst angesagt.

In Brechts Stück sagt am Schluß der Galilei:

„Ich hatte als Wissenschaftler eine einzigartige Möglichkeit. In meiner Zeit erreichte die Astronomie die Marktplätze. Unter diesen ganz besonderen Umständen hätte die Standhaftigkeit eines Mannes große Erschütterungen hervorrufen können.“

Die Kenntnis von den Verbrechen in Südafrika hat mittlerweile wirklich buchstäblich die Marktplätze erreicht. In England haben 100 000 Menschen demonstriert, in Amerika lassen sich Künstler vom südafrikanischen Konsulat weg einsperren, Musiker auf der ganzen Welt verweigern mittlerweile ihre hochdotierten Auftritte in Sun City und überweisen ihre Gagen an den ANC. Unter diesen ganz besonderen Umständen ist die Zusammenrottung von Politikern, Militärs, Banken und Rüstungsindustrie unterm Dach der Hanns-Seidel-Stiftung zu sehen (es dreht euch die Zehennägel um, wenn ihr die Namensliste durchleest). Und diese ganz besonderen Umstände diktieren auch die Reaktion aus dem Ministerium, um ja keine Standhaftigkeit aufkommen zu lassen, die auch in unserem Land ansteckend wirken könnte.

In der *Abendzeitung* vom 24./25. November 1985 ist der bayerische Kultusminister als Präsident der deutschen Katholiken zitiert. Dort muß er nämlich schon etwas anders reden, weil die sogenannte Basis schon etwas anders denkt. Die Berichte der katholischen Missionare sind nicht mehr zu ignorieren: „... Hans Maier (CSU) forderte die ‚wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Kräfte‘ der Bundesrepublik auf, sich mit Nachdruck für Reformen in Südafrika einzusetzen.“



Was macht eine Fettecke, eine Autofahrt, ein Nichts zur Kunst? Wie konnte es kommen, daß Kunst nur noch Gegenstand der >Übereinkunft< von selbsternann-ten Sachwaltern des Kunstbetriebs sein soll? Wie wirkt jenes Machtkartell, das die Künstler entmündigt hat? Antwort darauf gibt

Jürgen Weber • Entmündigung der Künstler

Geschichte und Funktionsweise der bürgerlichen Kunsteinrichtungen

2. Auflage • 316 Seiten • 16,- DM

ISBN 3-88112-135-8 • Damitz Verlag • Auslieferung: Brücken Verlag

>Läßt sich auch nur die Hälfte der Statistiken, Analysen und Thesen Webers nicht widerlegen – und damit ist kaum zu rechnen –, dann sollte die Revolution der Künstler unmittelbar stattfinden.< *Stuttgarter Nachrichten*

E. Field Horine

Die Mittelamerika-Politik der USA

Obwohl ich recht gut spanisch kann, hatte ich bis vor wenigen Tagen das Wort „salsa“ nie gehört als eine besondere Gattung von Musik. Aber, da ich gelegentlich Zeitungen und Zeitschriften aus verschiedenen Ländern lese, weiß ich heute, daß es einen sowohl in USA als auch in anderen Teilen Amerikas weithin bekannten 37jährigen Rechtsanwalt gibt, der „Salsa“-Musik macht – und Politik dazu. Dieser junge Mann stammt aus der Republik Panama. Sein Name: Rubén Blades.

Rubén Blades singt unter anderem ein Lied mit dem Titel „Tiburón“. Das spanische Wort *tiburón* bedeutet Haifisch. Und das Lied handelt von der Einmischung fremder Großmächte in die Angelegenheiten Lateinamerikas. Ich möchte ein paar Worte frei übersetzen aus dem Lied „Tiburón“. „Der Mond ruht schweigend“, so heißt es dort, „über den Wassern der weiten, weiten Karibik. Nur der Haifisch wacht; nur der Haifisch lauert; nur der Haifisch ruht nicht.“

Nun, Rubén Blades äußert sich (sogar auch in USA, wo er an der Harvard University im Juni 1985 sein Jurastudium hat abschließen dürfen) sehr kritisch gegenüber der US-Politik etwa in bezug auf Nicaragua. Andererseits sagt er (ich zitiere wieder in meiner Übersetzung): „Wenn ich von der Kolonialisierung Lateinamerikas spreche, dann kann das genausogut ein Finger sein, der auf die UdSSR zeigt. Aber, historisch gesehen, waren es doch vor allem immer wieder die USA, die sich in die Angelegenheiten unserer Länder einmischten.“ „Außerdem“, so fährt Blades fort, „ist Terrorismus eben Terrorismus. Und Terrorismus ist immer unannehmbar. Ich singe also von Freiheit und von der Notwendigkeit, Diktatoren das Handwerk zu legen.“

Somit bin ich schon mitten in meinem Thema angelangt:

„Die Mittelamerika-Politik der USA“. Den Schwerpunkt im ganzen ersten Teil meiner Ausführungen soll zwar Nicaragua bilden, und von Nicaragua wird im Verlauf dieses Vortrags, direkt oder indirekt, immer wieder die Rede sein. Allerdings, ich selber kenne Nicaragua aus eigenen Erfahrungen nicht. Schon aus diesem Grund werde ich, so weit ich dazu in der Lage bin, nicht nur über Nicaragua sprechen, sondern auch über einige Sachverhalte berichten, die ich in anderen Ländern Mittelamerikas sowie in der Karibik mit eigenen Augen gesehen habe und daher aus erster Hand bezeugen kann. Nach meiner Ansicht wäre es ohnehin kurzsichtig und verfehlt – ja, es würde sogar in hohem Maße irreführend sein, wollte ich mich auf die gegenwärtige Situation in und um Nicaragua beschränken, ohne im gleichen Atemzug und im selben Zusammenhang auch Costa Rica, Kuba, die Dominikanische Republik, El Salvador, Grenada, Guatemala, Honduras oder Panama als weitere Beispiele des US-amerikanischen Interventionismus wenigstens erwähnt zu haben.

Denn die Politik der Regierung meines Landes gegenüber bzw. gegen Nicaragua ist lediglich ein neueres, wenn auch meines Erachtens besonders verwerf-

liches Beispiel für das, was die USA seit mehr als 150 Jahren in Lateinamerika betreiben. Angefangen hat dies allen Ernstes, wenn ich mich recht entsinne, mit einem gewissen unerklärten Krieg, den unser damaliger Präsident James Knox Polk, der 11. Präsident der Vereinigten Staaten, 1846 gegen den Willen unseres Kongresses – wohlberichtet! – vom Zaun gebrochen hat. (Schon längst vorher, sogar ab 1798, hatte es in etwas kleinerem Maßstab ähnliches gegeben.) Mit diesem Krieg, der gegen Mexiko geführt wurde, sind sowohl der weitaus größte Teil Kaliforniens als auch das riesige Gebiet, das heute als US-Bundesstaat New Mexico heißt, den Mexikanern entrissen und den USA einverlebt worden. Danach, in Abständen von jeweils nur wenigen Jahren und mit großer Regelmäßigkeit, folgten nicht nur einander seit Mitte des vorigen Jahrhunderts immer neue militärische Interventionen des zu Recht sogenannten „Dollar-Imperialismus“ in verschiedenen anderen Ländern Lateinamerikas, sondern sie dienten zur Erlangung der wirtschaftlich-politischen Vorherrschaft zum Beispiel in den Philippinen, auf Puerto Rico, auf Hawaii, auf der westpazifischen Insel Guam und so weiter – um von dem 1975 wohl endgültig gescheiterten Versuch, in Vietnam, Laos und Kampuchea das gleiche zu erreichen, vorläufig ganz zu schweigen.

Jedoch, Fehleinschätzungen und unnötigem Argwohn vorbeugend, darf ich an dieser Stelle einige Sätze einfügen, um einen Sachverhalt klarzustellen, an dessen Unverständlichkeit mir sehr gelegen ist. Als gebürtiger US-Amerikaner bin ich, wenngleich als politischer Spätzünder, nur langsam zur Reife gekommen, zum Teil auf einer großen Farm in dem landschaftlich damals noch bezaubernd schönen Bundesstaat Kentucky aufgewachsen. Seit meiner Kindheit und Jugend fühle ich mich sowohl geistig als auch moralisch den freiheitlichen Grundwerten und Idealen verpflichtet, die zu Beginn unserer Revolution und bei der Ausrufung unserer Rechte als freie Menschen anno 1776 in der Unabhängigkeitserklärung sowie auf dem Verfassungskonvent zu Philadelphia 1787 feierlich verkündet wurden. Also rede ich nur zögernd und immer sehr ungern davon, wie oft und auf welch gräßliche Weise wir US-Amerikaner in der Praxis gegen eben diese Ideale verstoßen haben, beziehungsweise uns dies heute noch verstärkt zuschulden kommen lassen.

Dennoch meine ich öffentlich Stellung nehmen zu müssen – ja, sogar auch im Ausland – zu den seit mehr als anderthalb Jahrhunderten immer wieder begangenen Verletzungen unserer eigenen, vorgeblichen demokratisch-freiheitlichen Prinzipien. Dies tue ich, obschon widerwillig, weil ich zum mindesten mein Scherlein dazu beigetragen haben möchte, daß in unserer allseits umdrohten einen Welt jenen Idealen vielleicht endlich zur Verwirklichung geholfen werden kann, bevor es für uns alle zu spät wird.

Leiste ich mit dieser Einstellung dem heute von rechts-konservativer Seite her so häufig angeprangerten „Antiamerikanismus“ etwa unbewußt Vorschub? Oder bin ich ein „nützlicher Idiot Moskaus“? Dies wird ja den einheimischen Verfechtern und den ausländischen Freunden eines anderen Amerika immer wieder zum Vorwurf gemacht. Aber trifft es wirklich zu?

Es möge jedem selber überlassen bleiben, diese Fragen nach eigenem Gutdünken zu beantworten und sich im weiteren Verlauf meiner Ausführungen ein eigenes Urteil zu bilden. Allerdings bekenne ich mich offen dazu, ein

ganz entschiedener Dissident und in dem Sinn längst „subversiv“ zu sein, daß ich mich seit Jahrzehnten bemühe, einer US-amerikanischen Politik entgegenzuwirken, die nach meiner Überzeugung sowohl für unser eigenes Volk als auch für die übrige Menschheitsfamilie verderblich und letzten Endes verhängnisvoll ist.

Andererseits kann ich in keiner Weise den Anspruch erheben, ein Experte in den Angelegenheiten Lateinamerikas zu sein. Zwar habe ich als Mitarbeiter und Fachberater bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO), einer meines Erachtens zu wenig bekannten Spezialorganisation der UNO, fünf Jahre lang in verschiedenen Ländern Lateinamerikas gelebt und gearbeitet. Insgesamt war ich fast 20 Jahre in verschiedenen Weltteilen für die UNO tätig. Aber seither ist bald ein Vierteljahrhundert vergangen, und ich übe längst einen anderen Beruf aus. Ich bin also, um es nochmals zu betonen, schon aus diesem Grund keineswegs Experte in Sachen Lateinamerika. Allerdings glaube ich, daß man heute, um über diese Dinge reden zu dürfen und auch reden zu müssen, kein Experte im eigentlichen Sinn zu sein braucht.

Daher will ich einen anderen „Nicht-Experten“ zitieren, dessen Worte unmißverständlich verdeutlichen, um was es sich bei der US-Politik gegenüber Nicaragua handelt. Einer der großen Alten in der deutschen bzw. internationalen Friedensbewegung, der weltweit bekannte, in Berlin lebende Theologe Professor Helmut Gollwitzer, sagte vor genau einem Jahr in Bonn anlässlich einer Solidaritätskundgebung für Nicaragua folgendes (ich gebe seine eigenen Worte ziemlich ausführlich wieder, da sie von ganz besonderer Eindringlichkeit sind):

„Wollen wir die bodenlose Gemeinheit dessen, was heute um Nicaragua im Gange ist, voll erfassen, so müssen wir uns vorstellen, es sei 1945, also vor 40 Jahren, bei uns ähnliches geschehen. Stellt euch vor: 1945 – Deutschland ist befreit vom Hitler-Terror (leider nicht aus eigener Kraft, wie Nicaragua, sondern durch fremde Armeen). Nun stellt euch weiter vor: Bei der US-Regierung bestünde Mißtrauen, wohin sich das freie Deutschland orientieren werde: westlich, östlich oder blockfrei. Einige sozialistische Experimente schüren dieses Mißtrauen in Washington: Bildung und Gesundheit für alle, Grundeinkommen für alle, Landreform, Verstaatlichung der Großkonzerne. Nun stellt euch vor, die US-Regierung hätte daraufhin folgendes gemacht: sie hätte einige tausend SS-Leute, die sich nach Holland geflüchtet haben, neu bewaffnet, dazu noch einige tausend Unzufriedene aus Westdeutschland, und sie hätte mit diesen Restfaschisten einen Grenzkrieg gegen die deutsche Regierung begonnen, dazu auch noch den Kardinal von Köln animiert, die neue deutsche Linksregierung als atheistisch zu denunzieren und sich zum Wortführer der Reaktion aufzuschwingen. Sie hätte damit den Wiederaufbau des zerstörten Deutschland nachhaltig gestört und das alles zu dem Zweck, ein neues diktatorisches Regime, diesmal aber amerikahörig, zu installieren.

Wie würden wir, wie würden die Völker der Welt das ansehen?“ fragte Professor Gollwitzer. „Doch wohl als die größte Schande für den Westen, als einen Hohn auf die angeblichen Ideale des Westens, Freiheit und Demokratie, und als eine Selbstentlarvung des amerikanischen Kapitalismus, der für die Freiheit seiner Geschäfte stets bereit ist, Demokratie mit Faschismus auszutauschen. Damals, 1945, ist das bei uns nicht geschehen. Die Amerikaner haben zwar einige Nazi-Kriegsverbrecher mit Handkuß in ihre Dienste übernommen; sie haben

aber nicht die Reste der Hitler-SS gegen die neue deutsche Freiheit mobilisiert. Was bei uns damals nicht geschehen ist, das geschieht heute dem kleinen Volk von Nicaragua. Das Volk, das sich selbst befreit hat, soll unterworfen werden der alten Ausbeutung, damit es keine Gelegenheit hat, seine Freiheit demokratisch und sozialistisch zu gestalten . . .“

Jawohl, so ist es! Professor Gollwitzer hat die gegenwärtige Situation Nicaraguas unvergleichlich viel besser geschildert, als ich es zu tun vermocht hätte. Und wenn, wie am 15. Oktober 1985 geschehen, im Hinblick auf die Auswirkungen des von den USA verhängten Wirtschaftsboykotts und auf die ständig wachsende Bedrohung des Landes durch die von der CIA ausgebildeten, bewaffneten und in jeder Weise unterstützten „Contras“ gewisse Grundrechte in Nicaragua als Ausnahmezustand wieder drastisch eingeschränkt werden, so will man in Washington und anderswo einen neuen „Beweis“ erkennen von Verrat an den Zielen der sandinistischen Revolution! Ist nicht übrigens die Regierung der Bundesrepublik Deutschland vielleicht doch nur „amerikahörig“, oder sollte man sie als eine ideologisch verbrämte, heimliche Kolonialmacht (vgl. hierzu das neue Buch von Rainer Falk) betrachten, wenn sie beispielsweise, wie ebenfalls vor einiger Zeit berichtet, dem nicaraguischen Botschafter mitteilt, daß Bonn auf der sofortigen Rückzahlung aller Schulden besteht, fünf bereits ausgearbeitete Projekte der Zusammenarbeit streichen und die Abkommen zwischen dem Deutschen Entwicklungsdienst und Nicaragua noch einmal überprüfen will?

Nun, ich denke, daß mit dem, was Professor Gollwitzer letztes Jahr in Bonn gesagt hat, und mit der Meldung von Ende Mai 1985 aus Bonner Regierungskreisen die Lage ziemlich klar zutage tritt. Damit ist fast alles Notwendige zur Kennzeichnung der Situation Nicaraguas, zumindest andeutungsweise, schon gesagt. Das heißt natürlich, es wäre im positiven Sinn noch bedeutend mehr zu sagen, könnte ich hier die seit der sandinistischen Revolution erzielten erstaunlichen sozialen und wirtschaftlichen Fortschritte in allen Details schildern. Dies müßte beispielsweise die schon zum größten Teil durchgeführte weitreichende Bodenreform mit einbeziehen sowie die radikale Senkung des Pachtzinses für arme Bauern, die Gewährung staatlicher Kredite zu günstigen Bedingungen für kleinere bis mittlere Produzenten, welche als Hauptstütze der Nahrungsmittelproduktion dienen; und die Gründung zahlreicher landwirtschaftlicher Genossenschaften. Eine solche detaillierte Schilderung müßte dann auch den Bereich der enorm schnell fortschreitenden Alphabetisierung berücksichtigen sowie die außergewöhnlich rasche Verbesserung der Gesundheitsfürsorge, die Inangriffnahme systematischer Maßnahmen zur Bekämpfung der Malaria, das umfassende Programm zur Senkung der Kindersterblichkeit und dergleichen mehr.

Bekanntlich arbeiten zahlreiche Freiwillige aus der Bundesrepublik und vielen anderen Ländern in Nicaragua mit. Aber ich bin glücklich, ja richtig stolz, mitteilen zu können, daß bisher über 25 000 US-Amerikaner als Freiwillige auch ihren Beitrag dazu leisten. Und mehr als 125 000 Menschen in den USA haben eine weitreichende „Selbstverpflichtung zum Widerstand“ („Pledge of Resistance“) gegen die US-Intervention bisher unterzeichnet.

Auf der negativen Seite der Bilanz, die ja in allererster Linie mit groß-

zügiger US-Hilfe von Honduras und Costa Rica aus operierenden „Contras“ zuzuschreiben ist, müßte man hingegen unendlich viele, oft herzerreißende Einzelheiten wiedergeben. Zu einem sehr großen Teil werden diese Dinge mittlerweile selbst von ehemaligen Anhängern bzw. Anführern der Somozisten zugegeben. Als Beispiele seien die Aussagen eines Edgar Chamorro oder eines José Efrain Martinez Mandragon erwähnt. Beide zählten bis vor kurzem zu den höchsten Kommandeuren der sogenannten „Fuerza Democrática Nicaraguense“. Wer sich über all diese Dinge informieren wollte, konnte seit etwa 1982 – sogar zum Teil in konservativen Presseorganen der Bundesrepublik – von unzähligen Greuelaten verschiedenster Art lesen; von Folterungen, Vergewaltigung von Frauen, Ermordungen wehrloser Kinder und Jugendlicher; von Meuchelmord an unbewaffneten Bauern; von Zerstörungen neuer Gesundheitszentren, Kooperativen, Schulen, Gemeindeeinrichtungen, Industrieanlagen; von Behinderungen der existenziell notwendigen Kaffee-Ernte; von dem Einsatz der CIA zur Verminierung nicaraguanischer Häfen; von Washingtons Torpedierung der als „Contadora“ bekannten Friedensbemühungen; von der Weigerung jeglicher Anerkennung des Internationalen Gerichtshofes durch die USA in Sachen Nicaragua. „Terrorismus ist eben Terrorismus ... und ist unannehmbar“, stellt doch Rubén Blades fest. Nun, wie gesagt, Nicaragua kenne ich persönlich nicht. Aber in Kuba, beispielsweise, war ich oft während der ersten zwei bei drei Jahre, nachdem Fidel Castro und seine Leute 1959 den korrupten, im ganzen Land verhafteten Diktator Fulgencio Batista y Saldivar zur Flucht außer Landes gezwungen hatten. Batista hatte ja bedenklich enge Beziehungen (um es milde auszudrücken) zum US-amerikanischen Großkapital gehabt. In dieser Hinsicht, wie in manch anderer auch, war Batista ähnlich dem von den USA schon 1934 in Nicaragua an die Macht gebrachten und 1979 abgesetzten Somoza-Clan.

Erst kurze Zeit vor meinem ersten Aufenthalt in Kuba hatte die „Bewegung des 26. Juli“ unter Castros Führung nach fast sechs Jahren harten Kampfes endlich den Sieg über das verrückte Batista-Regime errungen – und zwar, wie ich überall feststellen konnte, mit der begeisterten Unterstützung und Zustimmung der Bevölkerung. Also auch in diesem Sinn liegt eine Parallele vor zu dem Erfolg der Sandinistas in Nicaragua.

In Kuba habe ich, anfangs noch, mit eigenen Augen einige der verheerenden Spätfolgen davon sehen können, daß dieses kleine Land seit Beendigung des spanisch-amerikanischen Kriegs im Jahre 1898 zwar dem Namen nach „unabhängig“ geworden war, aber weiterhin bloßes Objekt fremder, jetzt nordamerikanischer Ausbeutung blieb. Noch mindestens zweimal nach 1898, nämlich 1906 und 1917 – also lange Zeit, bevor der Bürgerschreck einer kommunistischen Weltverschwörung den Vorwand zu neuen Interventionen lieferte –, hatten die USA bei populären Aufständen in Kuba militärisch aufs Neue eingegriffen.

Und indessen hatten sich US-amerikanische Geschäftsinteressen den Besitzsäger Teile der kubanischen Wirtschaft und des kubanischen Außenhandels gesichert. Dies war ja übrigens auf ganz ähnliche Weise zwischen 1855 und 1909 und nochmals ab 1919 in Nicaragua geschehen, wo die Familie So-

moza mit ihren engen Verbindungen zur US-Geschäftswelt schließlich bis 1978 beispielsweise 83 Prozent der gesamten Wirtschaftsproduktion und 60 Prozent des urbaren Bodens kontrollierte oder in ihren Besitz genommen hatte. Von Kubas Rohstoffen befanden sich noch 1959 volle 90 Prozent in den Händen von US-amerikanischen Konzernen; desgleichen 40 Prozent der Zuckerproduktion des Landes, 90 Prozent der gesamten Dienstleistungen usw.

Dies, mit einem Wort, war die Lage gewesen, als eine zu Beginn nur kleine Gruppe von Männern um Fidel Castro sich 1953 anschickte, Kuba für das kubanische Volk zurückzuerobern. Nach dem Sieg der „Bewegung des 26. Juli“ im Guerillakrieg habe ich dann selber miterlebt, wie verblüffend schnell die Verhältnisse sich zum Besseren zu ändern begannen. Ich war Zeuge davon, daß sowohl in den Städten als auch überall auf dem Land (ähnlich, wieder, den Errungenschaften Nicaraguas seit 1979) zahlreiche dringend notwendige neue Schulen und Kindergärten, medizinische Vorsorge- und Gesundheitseinrichtungen, öffentlich zugängliche Naherholungsbereiche für die unterprivilegierten Bewohner der größeren Städte, weitreichende Wohnungs- und landwirtschaftliche Reformen u. ä. in atemberaubend kurzer Zeit gleichsam aus dem Boden gestampft wurden.

Was seither auf all diesen Gebieten in Kuba erreicht wurde, muß man als geradezu sensationell bezeichnen. Ohne auf Details einzugehen, die den Rahmen meines heutigen Vortrags vollends sprengen würden, darf ich vielleicht lediglich ein paar Sätze aus einem umfangreichen Bericht vorlesen, der in dem von Horst Stern gegründeten Umweltmagazin *Natur* (Septemberheft 1985) erschienen ist. Dort heißt es:

„Nach über 400jähriger Kolonialherrschaft ernährt Kubas Landwirtschaft erstmals wieder die eigene Bevölkerung, und Erträge über der Norm dürfen im ganzen Land frei verkauft werden. 26 Jahre, eine Revolution und zwei Agrarreformen waren notwendig, um dieses Ziel zu erreichen... Aber bereits zuvor lag der Inselstaat nach Statistiken der Weltgesundheitsorganisation und der UNESCO mit der Versorgung seiner Bevölkerung an der Spitze aller Entwicklungsländer. Hunger und Unterernährung sind beseitigt... Seitdem stieg die durchschnittliche Lebenserwartung der Bevölkerung von 50 auf 73 Jahre an... Damit wurde das Land zum Modell für die Dritte Welt. Trotz der Bedrohung durch die USA... gibt der Staatshaushalt das Doppelte der Verteidigungskosten für Kultur, Bildung und Gesundheitswesen aus. Das ist wohl die gravierendste Unterschied zu den von westlichen Industrienationen geförderten Entwicklungsländern.“

1960 hatte ich noch nicht den Eindruck eines repressiven Systems, obwohl unter den Umständen der äußeren und zu jener Zeit noch vorhandenen inneren Bedrohung Anzeichen dafür schon vorhanden waren. Vielmehr konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren (und viele gute Kenner Kubas meinten genau das Gleiche wie ich), daß Castro zunächst einen durchaus demokratisch-freiheitlichen Sozialismus gewollt hatte und anstrebte. Aber gerade dies oder ein wirklich unabhängiges Kuba wollte Washington offenkundig nicht! Es war völlig klar, daß unsere Regierung beispielsweise durch das schon Ende 1960 gegen Kuba verhängte Handelsembargo das um seine Selb-

ständigkeit ringende Volk in die Knie zwingen wollte – und wenn dies nicht gelänge, Kuba den Ostblockstaaten förmlich in die Arme zu treiben beabsichtigte, um auf diese Weise den Vorwand zu einem neuen militärischen Interventionsversuch zu haben. Nichts anderes als dies geschah dann auch, als im Jahre 1961 exilkubanische Söldner, mit Hilfe der CIA organisiert und ausgerüstet, an der Schweinebucht landeten, wo sie allerdings (und mit ihnen zusammen auch die USA) eine klägliche Niederlage einstecken mußten. Solche militärischen und sonstigen Maßnahmen, die unter dem Deckmantel einer angeblichen Sorge um die Freiheit des kubanischen Volkes durchgeführt wurden, waren ja Ausdruck einer Politik, die in allererster Linie den Wirtschaftsinteressen bzw. der bisherigen wirtschaftlichen Vormachtstellung der USA in Kuba dienen sollte. Und die damalige Situation ist, wieder ideo-logisch verbrämmt, genau das, was seit dem Amtsantritt Ronald Reagans zunehmend – und, wie gesagt, zum wiederholten Mal schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts – auch gegenüber Nicaragua praktiziert wird.

So wurde 1960/61 und so wird heute noch lediglich sozusagen ein Buhmann geschaffen, um propagandistisch möglichst wirksam alle reformerischen Maßnahmen in solchen Ländern, die den Belangen des „Big Business“ in USA zuwiderlaufen, als „kommunistische Gefahr“, als „Machenschaft kommunistischer Weltverschwörer“ usw. zu diffamieren und sie dann politisch, wirtschaftlich sowie notfalls immer wieder auch militärisch zu befehlen.

Nun, einen zugleich bedrückenden und besonders extremen Kontrast zu dem revolutionären Kuba der frühen 60er Jahre und dem revolutionären Nicaragua von heute bildet das ebenfalls sehr verarmte und noch kleinere Land Haiti, das ich ab Mitte 1958 kennen- und liebenlernte. Haiti liegt im Karibischen Meer direkt nördlich von Nicaragua und nur wenige Kilometer südöstlich von Kuba. Sehr früh den Spaniern entrissen, durch Frankreich in Besitz genommen und sodann mit vielen Zehntausenden von aus Afrika unter grausamen Umständen hergeschleppten Sklaven versehen, war auch Haiti eine typische Kolonie. Schon im frühen 18. Jahrhundert hatte Haiti dank der tropischen Fruchtbarkeit seines Bodens und dank den billigen importierten Arbeitskräften sich zu einer sehr ergiebigen Einnahmequelle für seine kolonialen Herrscher entwickeln lassen. Sie schmückten die Insel dementsprechend mit dem Beinamen „Perle der Antillen“. 1804 jedoch, als in Frankreich selbst wegen der Napoleonischen Kriege politisch nicht alles zum Besten bestellt war, nahmen die Schwarzen und die Mulatten auf dem eine Teil der kleinen Insel, die zusammen mit Santo Domingo Hispaniola hieß, ihr Schicksal in die eigenen Hände.

Als eine der ersten Kolonien der europäischen Großmächte in der sogenannten „Neuen Welt“ wurde Haiti, dies nur wenige Jahre nach den USA selbst, zu einer unabhängigen Republik erklärt. Allerdings sollte die Unabhängigkeit Haitis nicht lange dauern. 1806 spaltete sich das ohnehin winzige Land schon in zwei Teile, einen im Norden um das Städtchen Cap Haitien und den anderen im Süden um die heutige Hauptstadt Port-au-Prince.

Seither ist die Geschichte Haitis vor allem die eines langsamen Verfalls, die Geschichte einer Verödung und Erosion größer Teile seiner einst so üppig bepflanzten und ertragreichen Böden, die Geschichte einer schonungslosen

Abholzung seiner Wälder – kurzum, Haiti war Opfer einer skrupellosen Ausbeutung des Landes und seiner Bevölkerung durch die jeweiligen aus- und inländischen Machthaber. Dabei intervenierten die USA militärisch, auch hier aus eigennützigem wirtschaftlichem Interesse, im Jahre 1915 und besetzten das Land. Die im Verlauf der darauffolgenden Jahre allmählich wachsende Opposition der Bevölkerung gegen die US-Besatzungsmacht sorgte jedoch dafür, daß Washington ein Vierteljahrhundert später sich endlich entschließen mußte, zumindest seine Streitkräfte zurückzuziehen, wobei das Land allerdings bis zum Jahre 1941 unter nordamerikanischer Finanzkontrolle verblieb!

Fast ein halbes Jahr lang, von Juli 1958 bis Januar 1959, habe ich nun in Haiti als Fachberater für Gesundheitspädagogik und angewandte Lernpsychologie an einem im Anlauf befindlichen Programm zur Bekämpfung der Malaria aktiv teilgenommen. Unter für europäische Verhältnisse geradezu unvorstellbar schwierigen Bedingungen war es die Absicht der WHO gewesen, durch Eindämmung der auf der Insel seit jeher endemischen Malaria u.a. einen Beitrag auch zur wirtschaftlichen Sanierung des Landes zu leisten. Aus welchen Gründen dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt war, werde ich nachher ganz kurz schildern.

In Haiti (ich muß es mit traurigem Nachdruck betonen) habe ich aus allernächster Nähe statt nur aus den Berichten anderer Leute, viele gravierende, untereinander auf das engste verflochtene soziale und wirtschaftliche Mißstände zur Kenntnis nehmen müssen. Zu deren Behebung ließ sich, wohl bemerk, unter der allenthalben spürbaren Tyrannie des selbsternannten „Präsidenten auf Lebenszeit“, der beschönigend als „Papa Doc“ Duvalier hochstilisiert wurde, keinerlei ernsthafter Ansatz zu erkennen. Ob und wann so etwas in Haiti überhaupt je unternommen werden wird, läßt sich meines Erachtens noch nicht voraussehen. Es gab und es gibt unter dem allergrößten Teil der Bevölkerung eine demütigende, grenzenlose Armut und Ignoranz, die längst zu einer Art schicksalsergebener Apathie geführt haben. Es gab und es gibt Ausbeutung, Unterdrückung und Verfolgung Andersdenkender, die jeder Beschreibung spotten.

Nun, fast überall in den Ländern der sogenannten „Dritten Welt“ (warum wird dieser zumindest in meinen Ohren etwas herablassend klingende Ausdruck verwendet?) haben ja vergleichbare, wenn auch vielerorts wohl nicht ganz so schlimme Verhältnisse, die als mittelbare oder unmittelbare Folgen von Kolonialismus und Imperialismus zu erkennen sind, den Boden bereitet für die zunehmend laut vernehmbare Forderung nach grundlegendem, revolutionärem Wandel und nach mehr Gerechtigkeit für die große unterdrückte Mehrheit der Bevölkerung.

Aber in Haiti schien eine allgemeine Lethargie, verbunden mit einem Analphabetismus von nahezu 85 Prozent, nur noch vereinzelt Stimmen des Protests aufkommen zu lassen. Diese wurden dann durch den von Duvaliers Schergen verübten Terror schnell wieder ersticken oder deren Urheber mußten, wenn sie es konnten, ins Ausland fliehen. Beispiele für die maßlose Korruption, die viele Millionen Dollars auf Duvaliers schweizerische Nummernkonten fließen ließ, Beispiele für die erbärmliche Gleichgültigkeit einiger wenigen

ger wohlhabender in- oder ausländischer Zuckerfabrik- und Sisal- sowie Kaffeefeeplantagenbesitzer gegenüber dem schier unbeschreiblich beklagenswerten Los der überwältigenden Mehrheit der Stadt- und Landbevölkerung könnten in großer Fülle aufgeführt werden. Aber dies würde hier viel zu weit führen...

Ein einziges besonders frappierendes Beispiel möge für die vielen stehen, die jetzt unerwähnt bleiben müssen. Ich will nun schildern, weshalb das von der WHO vorgesehene und mit geeigneten internationalen Fachkräften unterstützte Programm zur Bekämpfung der Malaria in Haiti scheitern mußte. Die Planung dieses Programms war Mitte 1958 praktisch schon abgeschlossen. Die zur Teilfinanzierung der Antimalariakampagne in Aussicht gestellten Fremdgelder standen bereits zur Verfügung. Alle für das in den meisten Teilen des Landes äußerst unwegsame Gelände benötigten Fahrzeuge sowie sämtliche technischen Geräte waren längst eingetroffen, und die Ausbildung einheimischer Einsatztrupps war sehr weit fortgeschritten.

Aber im Spätherbst jenes Jahres stellte sich alledem plötzlich ein Hindernis in den Weg, das – wie sich noch erweisen sollte – unüberwindlich war. Mit einem vom Finanzministerium in Port-au-Prince ausgestellten Bankscheck, der die Auszahlung der Monatsgehälter für die schon täglich ausrückenden Mannschaften decken sollte, bin ich eines schönen Morgens ahnungslos zur Filiale der Barclays Bank of Canada gegangen. Dort wurde mir, der ich dieses Mal ausnahmsweise mit der Überbringung des notwendigen Bargeldes betraut worden war, zu meiner grenzenlosen Verblüffung mitgeteilt, daß der Scheck nicht eingelöst werden könne. Das entsprechende Regierungskonto, so erklärte mir der Filialleiter der Bank, sei längst überzogen. Sofort eingeholte Erkundigungen bei den zuständigen Amtsstellen bestätigten den bedauerlichen Tatbestand, für den jedoch keinerlei überzeugende Erklärung abgegeben wurde... Und dies alles geschah, obwohl bzw. weil Präsident Duvalier, die von ihm eingesetzten Minister, der berüchtigte Polizeichef, die Leute der Geheimdienste usw. allesamt in Saus und Braus lebten, sich weithin sichtbar in großen US-amerikanischen Straßenkreuzern herumchauffieren ließen, enorme Geldbeträge aus den Staatskassen zur Aufstockung ihrer persönlichen Auslandskonten abzweigten.

Der Vorfall, den ich soeben schilderte und der für die trostlosen Verhältnisse in Haiti typisch war, bedeutete natürlich sehr bald das zwangsläufige Ende der noch kaum in Angriff genommenen Antimalariakampagne. Ich will nun nicht behaupten, daß auch hierbei US-amerikanische Geschäftsinteressen den unmittelbaren Ausschlag gegeben hätten. Aber ich kann nicht umhin zu vermuten, daß die damaligen sowie die heutigen gernegroßen Machthaber Haitis, ebenso wie ihre Vorgänger während vieler Jahrzehnte, wohl keinen Grund erkennen konnten, weshalb sie etwa anders hätten handeln sollen als beispielsweise nach dem Vorbild der Eigentümer der *Haitian-American Sugar Company*, die auf Kosten der in schlimmster Armut darbenden Bauern in den Zuckerrohranbaugebieten Haitis jahrein, jahraus ihre Profite außer Landes zu schaffen gewohnt waren... Wie dem auch sein mag, ich selber wurde Ende Januar 1959 wegen der aussichtslos gewordenen Situation auf Haiti in puncto Malariabekämpfung nach Mexiko City versetzt, wo ich einen Posten

im Regionalbüro der WHO erhielt und nunmehr von dort aus als Fachberater in vier Ländern – Dominikanische Republik, Kuba, Mexiko und, trotz allem, noch Haiti – arbeitete.

Außer in diesen vier Ländern war ich übrigens auch ein paarmal in Guatemala. Dort hatte ich immer wieder ebenfalls beruflich zu tun – und zwar nur wenige Jahre, nachdem dort 1954 (wiederum mit der aktiven Hilfe der CIA) die bauernfreundliche Regierung des Jacobo Arbenz Guzman gestürzt worden war. Er hatte nämlich die ausbeuterischen, ausschließlich profitorientierten Geschäftspraktiken der bis dahin (und wohl heute wieder) außergewöhnlich steuerbegünstigten *United Fruit Company* zu durchkreuzen versucht. Dieser eine US-amerikanische Großkonzern besaß den allergrößten Teil des urbar gemachten Bodens in ganz Guatemala. Ihm gehörten ferner die meisten Eisenbahnstrecken sowie der einzige Atlantikhafen, über den Guatemala verfügt hätte... Arbenz wurde bekanntlich auf Betreiben unseres damaligen Außenministers John Foster Dulles unter dem sattsam bekannten Vorwand besiegelt, daß die neue Regierung, die u.a. eine längst überfällige, großangelegte Bodenreform durchzusetzen bemüht war – ähnlich denen in Nicaragua und Kuba – die Vorhut einer kommunistischen Verschwörung bilde als Gefahr für den gesamten amerikanischen Kontinent. Mutet dies nicht dem wieder verdächtig ähnlich an wie das, was in den letzten fünf Jahren von neuem aus Washington zu vernehmen ist?

Man wird mich sicher fragen wollen – völlig zu Recht! –, weshalb ich, außer dem Namen, über El Salvador bisher nichts gesagt habe. Dies hat zweierlei gute Gründe. Zum einen kenne ich auch El Salvador selber nicht; zum anderen wäre es in mancher Hinsicht eine bloß betrübliche Wiederholung dessen, was man in bezug auf andere US-Interventionen schon weiß. Dennoch gibt es Unterschiede, sogar wesentliche Unterschiede. Um dies zu verdeutlichen, werde ich mir jetzt erlauben (wie schon im Fall meines Gollwitzer-Zitats), einige Ausführungen ziemlich detailliert wiederzugeben, die einem im *TAZ-Magazin* vom 17. 9. 85 erschienenen Interview mit einem wirklichen Experten entnommen sind. Es handelt sich um Professor Noam Chomsky vom Massachusetts Institute of Technology, den ich hier wörtlich zitiere:

„Was heute im Zusammenhang mit El Salvador und Nicaragua passiert – auch bezüglich der Friedensbewegung – erinnert sehr an die Ereignisse der 60er Jahre in Verbindung mit Süd- und Nordvietnam. Das Hauptziel der amerikanischen Angriffe war stets Südvietsnam; dort fanden die größten Zerstörungen, die meisten Todesopfer und die scheußlichsten Greuelaten statt. Dennoch war das Augenmerk der Weltöffentlichkeit – einschließlich der Friedensbewegung – immer auf Nordvietnam gerichtet. Der Grund dafür lag einfach darin, daß in Südvietsnam die USA wehrlose Menschen massenweise umbrachten, ohne dabei sich selbst oder sonst jemandem schaden zu müssen. In Nordvietnam hingegen bestand immer die Gefahr internationaler Verstrickungen... Das entspricht ungefähr der heutigen Situation in Mittelamerika. Das Hauptziel der amerikanischen Angriffe richtet sich gegen El Salvador; dort befinden sich die schußfreien Zonen, dort finden die Bombenangriffe statt, dort wird am meisten gefoltert und gemordet, etc. ... Das Augenmerk der Öffentlichkeit richtet sich aber auf die Angriffe der „Contra“-Kräfte (oder besser: der „US-Contra“-Kräfte) auf Nicaragua. Die Gründe dafür sind meines Erachtens wieder die gleichen: In El Sal-

vador verhalten sich die USA wie gewohnt... ohne allzu hohe Kosten. In Nicaragua hingegen lauern möglicherweise internationale Verstrickungen. Also richtet sich das Augenmerk der Weltöffentlichkeit – einschließlich der Friedensbewegung – auf Nicaragua. Das ist ein schwerer Fehler, ein sehr schwerer Fehler.“

Wie dem auch sein mag, eines ist klar: Die Liste der Beispiele der US-Interventionspolitik, die seit dem frühen 19. Jahrhundert von Mexiko im Norden über El Salvador, Costa Rica, die Dominikanische Republik, Guatemala, Haiti, Honduras, Nicaragua, Panama und bis hin zu Chile oder Kolumbien sowie fast allen anderen Ländern Südamerikas und in vielen anderen Teilen der Welt immer wieder zur Anwendung gekommen ist, ließe sich beliebig lang fortsetzen. Jedoch, anstatt mich nun auf weitere Fakten einzulassen, die ich vielleicht weder aus eigenen Kenntnissen noch aus eigenen Erfahrungen hinlänglich untermauern könnte, möchte ich abschließend einfach einen Mann zu Worte kommen lassen, der sozusagen als Zeuge für die Anklage wohl kaum in Verdacht geraten wird, er wäre zuungunsten der USA voreingenommen oder in diesem Sinne befangen gewesen. Ich denke dabei an keinen geringeren als General Smedley D. Butler, einstigen Oberstkommandierenden des stolzen *US Marine Corps*, der Marineinfanteristen, die bei uns in USA seit Generationen als besonderes loyal, heldenhaft, stets einsatzbereit und traditionsbewußt gelten.

Nach vielen Jahren hervorragender Dienstertfüllung beim *US Marine Corps* in verschiedenen Weltteilen entschloß sich General Butler anlässlich seiner Pensionierung im Jahre 1935 (warum ähnliches so oft erst bei der Pensionierung?) einige Gedanken und Erinnerungen niederzuschreiben im Zusammenhang mit seiner soldatischen Berufstätigkeit in Lateinamerika. Für meine Begriffe sind diese Aufzeichnungen auch heute so ganz ohne Belang nicht! Ich finde sie sogar nicht wenig aktuell und relevant. General a. D. Butler sagte 1935 wörtlich: „Ich übte meistens die Funktion eines Gangsters erster Klasse aus für die große Geschäftswelt, für Wall Street und für die Banken. Mit einem Wort, ich war ein Gangster des Kapitalismus. Ich habe mitgeholfen, dafür zu sorgen, daß Haiti, Kuba und Nicaragua Plätze wurden zum Kassieren der Profite der National City Bank und des Bankhauses Brown Brothers.“

Damit ist in ganzen drei Sätzen eigentlich fast schon alles ausgedrückt, was ich darlegen zu müssen glaube – obgleich, wie gesagt, aus der Geschichte praktisch sämtlicher Länder ganz Lateinamerikas sich zahllose weitere Belege für die Wahrheit dieser Aussagen noch hätten aufzählen lassen...

„Der Mond ruht schweigend über den Wassern der weiten, weiten Karibik. Nur der Haifisch wacht; nur der Haifisch lauert; nur der Haifisch ruht nicht.“ Aber was wir wollen und wofür wir kämpfen – wir beispielsweise, die wir uns zur Unterstützung der europäischen und der weltweiten Friedensbewegung im „US American Peace Network in Europe“ zusammengeschlossen haben –, ist doch das andere Amerika, das endlich vor der Welt seine wahren Werte und seine besten Traditionen verfechten könnte und müßte... und verfechten wird!

Verteidigung der Kultur 1935–1985

In der Berliner Stadtbibliothek tagte am 6. und 7. Dezember 1985 auf Einladung der Akademie der Wissenschaften und des Kulturbundes der DDR eine internationale Konferenz: „Verteidigung der Kultur. Der Internationale Schriftstellerkongreß Paris 1935/Standortbestimmungen und Kunstleistungen im Kampf gegen Faschismus, Imperialismus und Krieg 1933–1939“. Die Veranstalter konnten davon ausgehen, daß der 50. Jahrestag des Pariser Kongresses bereits Gegenstand zahlreicher Veröffentlichungen und Debatten in der DDR war. Die Fragestellung, wie die Kunst jener Jahre vor dem 2. Weltkrieg auf ihre Weise in die Kämpfe eingriff, wurde weitergeführt unter dem aktuellen Aspekt, „daß die DDR und ihre Schriftsteller sich seit einiger Zeit mit besonderer Intensität um Bündnisse und Koalitionen im Friedenskampf unserer Tage bemühen“ (Wolfgang Klein). Wir veröffentlichten aus der Ansprache von Wolfgang Klein, Zentralinstitut für Literaturgeschichte bei der Akademie der Wissenschaften der DDR, Herausgeber der Reden und Dokumente „Paris 1935“ (Berlin 1982), den Schwerpunkt seiner Ausführungen zu dem von 1910 bis 1940 geführten Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Stefan Zweig, sowie den Diskussionsbeitrag von Oskar Neumann, München, zum Friedensengagement der Autoren in der BRD.

Wolfgang Klein

Ich möchte eine These einbringen, die eine zusammenfassende Sicht auf die Spezifität und die Gründe für den einmaligen Erfolg des Pariser Kongresses vorschlägt und von der ich meine, daß über sie auch nach diesem Jubiläumsjahr nachgedacht werden kann. Sie lautet: Spezifität und Erfolg des Pariser Kongresses gründen in dem zeitweiligen Zusammenfallen sozialer und politischer Beweggründe seiner Teilnehmer. Gemeint ist damit, daß es für diese im Jahr 1935 keinen Gegensatz von perspektivischen und aktuellen, im Ideal und in der Realität begründeten, auf Menschheitsfragen und Tageskämpfe gerichteten Motiven der Aktion gab. Der Antifaschismus, der – speziell aus deutscher Sicht – als erstes und unmittelbar Wichtigstes an diesem Kongreß auffällt, bezog seine Argumente und seine einigende Kraft wesentlich aus einem übergreifenden positiven Programm des Kampfes für eine menschliche Gesellschaft, dessen Erfolgssäusichten hoch angesetzt wurden.

In der komplizierten Vorbereitung des Kongresses war es gelungen – und zwar für die Schriftstellerbewegung erstmalig –, Gegensätze aufzuheben, die im Bewußtsein der kommunistischen wie der nichtkommunistischen Teilnehmer lange andere Gedanken überlagert hatten: Entweder Unterstützung des politischen Tageskampfes der kommunistischen Parteien (der als Kampf um die Weltrevolution geführt wurde) oder Unterstützung der imperialistischen und faschistischen Reaktion, hatte es bei den Kommunisten geheißen. Entweder Eintreten für staatlich nicht reglementierte Entfaltung geistiger Individualität oder Eintreten für Gewalt und Unterdrückung, hatten ihre künftigen Partner alternativ formuliert. Für das Zustandekommen des Kongresses war es wichtig, daß angesichts des neuen Ausmaßes von Barbarei, das der Faschismus brachte, von beiden Partnern neu nachgedacht wurde. Von den Kommunisten wurde das ursprüngliche politische Programm der Internatio-

nalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller mit seiner Aufforderung an die Schriftsteller, sich im Kampf für Sowjetdeutschland, Sowjetfrankreich usw. zu engagieren, nicht mehr zur Vorbedingung von Bündnissen gemacht. Man erkannte in einer antisekterierischen Wende, daß nicht von Bündnis gesprochen werden kann, wenn der eine bloß die Auffassungen des anderen übernehmen, also bestimmte politische Lösungen der kommunistischen Parteien für sich akzeptieren soll; man begriff, daß Bündnisse zweiseitig sind – oder nicht sind. Vielen Nichtkommunisten wurde klarer, daß kraftvolle antifaschistische Aktion nur gemeinsam mit den Kommunisten und der Sowjetunion denkbar war, daß sie – dies das Wichtigste – Kampf um die Möglichkeiten einer allseitigen Entfaltung menschlicher Individualität war und daß hinter diese Gemeinsamkeit alle sonstigen Bedenken und Vorbehalte zurücktreten konnten. Johannes R. Becher nannte im März 1935 in einem Brief nach Moskau den Grund des Erfolges der Kongressvorbereitung: „Nicht durch Vorlagen irgendwelcher Dokumente, bei denen die Freunde nur als Objekte zu unterschreiben haben, können wir sie gewinnen, sondern nur dadurch, daß wir ihr Arbeitsinteresse entfachen und daß sie auch an dem Text der Dokumente maßgeblich beteiligt sind.“ Das beschrieb die anregende Funktion der Kommunisten für das Bündnis und zugleich die notwendige Gleichberechtigung der Partner.

Aber das war nicht alles. In diesem Umdenken wurde ein größeres Ziel, ein Ziel auf der menschheitlichen Ebene der Geschichte formuliert, das einigen die Kraft über politische Meinungsverschiedenheiten hinweg entfaltete, das gemeinsame Ideale unter der Schicht der politischen Differenzen aufdeckte, ans Licht holte und für die politische Aktion wirksam machte. Verteidigung des kulturellen Erbes, so erläuterte schon einer der ersten Entwürfe für das Einladungsmanifest, sei die „Verwirklichung der sozialen Bedingungen, die der nationalen Kultur jedes Landes ihre freie Entwicklung zu sichern und der Weltkultur die Garantien einer Ausstrahlung und eines Fortschritts zu geben vermögen, die den wirklichen, tiefen Bedürfnissen der Menschheit entsprechen“. Es ging um die Entfaltungsmöglichkeiten der Menschen in einer ihnen günstigen gesellschaftlichen Ordnung, um das „Glück des Menschen“, wie André Gide formulierte, von dem, wie wir jetzt wissen, Programm und Lösung des Kongresses wesentlich ausgearbeitet worden sind. Der Erfolg des Kongresses resultierte aus der intensiven Hoffnung, daß politisches, antifaschistisches Engagement dieses weitere, soziale Ziel – den großen Frieden, um ein Wort von heute zu zitieren – Wirklichkeit werden lassen könnte. Dies beides, das Politische und Soziale, waren die vom Kongress mit ganz wenigen Ausnahmen als ein Verbundenes akzeptierten Verbindlichkeiten. Auf dieser Ebene wirkte der kommunistische Humanismus. Humanismus heißt ja nicht – zumindest nicht notwendig – Rückzug auf ein unverbindlich Allgemeines; er kann ein konkretes Aktionsprogramm nach vorne begründen, wenn Gegenwart und Zukunft nicht auseinandergerissen, wenn sie in grundlegenden sozialen Gesetzmäßigkeiten als verbunden begriffen und in eine Beziehung des Handelns gesetzt werden. In Paris 1935 wurde Humanismus in dieser Weise konkret. Diesem Zugewinn werden wir nicht voll gerecht, wenn wir über Humanismus in der politischen Opposition von Kontemplation oder

Militanz nachdenken und dann bisweilen an dem Pariser Kongress zu großer Allgemeinheit monieren. Auch die Reden des Kongresses sind bisher zu wenig auf den Platz sozialer Zielvorstellungen in den hinter ihnen stehenden Denksystemen hin gelesen worden. Es ist doch kein Zufall, daß z. B. bei Anna Seghers, Heinrich Mann und Johannes R. Becher die Worte „Faschismus“ und „Antifaschismus“ überhaupt nicht fallen. Natürlich dachten auch diese Redner über den antifaschistischen Kampf nach; das Fehlen der Benennung, die Umschreibung zeugen aber davon, daß sie ihn in größere soziale Zusammenhänge einordneten: „Vaterland“, „Freiheit und Unterdrückung des Denkens“, „die Sicherung einer des Menschen würdigen Zukunft“.

Woher diese Akzente? Wir sollten uns vielleicht genauer die historische Situation vergegenwärtigen, in der der Kongress stattfand. Der Blick auf das Jahr 1935 darf nicht durch das Wissen über die Jahre 1937–1939 getrübt werden. Im Jahr des Kongresses bildete die Sowjetunion mit ihren ersten Erfolgen des sozialistischen Aufbaus für fast alle Antikapitalisten ein konkretes Ideal gesellschaftlicher Entwicklung. In Frankreich war es gelungen, den Faschismus zurückzuschlagen; die Volksfront formierte sich. Viele Kongressteilnehmer waren dabei, als am 14. Juli 1935 eine Million Menschen in Paris unter der Losung der Volksfront „Für Brot, Frieden und Freiheit“ demonstrierten. Auf der anderen Seite war die innere Stabilisierung des Faschismus nicht abgeschlossen; die Röhm-Affäre lag nur ein knappes Jahr zurück, die außenpolitische Offensive begann erst, ebenso die Appeasement-Politik der Westmächte; trotz der Niederlage an der Saar waren die großen Kämpfe der deutschen Arbeiterbewegung vor 1933 nicht vergessen. Es war nicht nur Weiterwirken einer Unterschätzung des Faschismus, es hatte zu tun mit den geschichtlich vorhandenen Verallgemeinerungsmöglichkeiten, daß 1935 die Hoffnung so hochgehalten wurde. Der Wille zu handeln erwuchs aus Motiven, die im Tag wurzelten und zugleich weit über ihn hinausreichten. Die Wege der Kongressredner nach Paris, ihre Reden dort und ihre zum Teil stark divergierenden Entwicklungen später bleiben letztlich nur partiell verstanden, wenn wir allein die Größe der in der Mutualité erreichten antifaschistischen Gemeinsamkeit ermessen oder gar feiern.

Die zeitweilige Einheit von politischen und sozialen Beweggründen läßt sich im Kongress immer wieder zeigen. Jene Reden, in denen Entwicklungen der künstlerischen Avantgarde reflektiert wurden, machten das sehr direkt deutlich. Aber auch bei einer Reihe der – häufig in unangemessener Verkürzung so genannten – „bürgerlichen Humanisten“ war diese Einheit handlungskonstituierend. Dazu jetzt ein außerhalb des Kongresses liegendes Beispiel.

Romain Rolland traf am Tag nach Kongressbeginn in Moskau ein, und das hatte durchaus mit beträchtlicher Distanz gegenüber der Abhaltung solcher Großveranstaltungen zu tun; Stefan Zweig, der 1932 noch fast am Amsterdamer Antikriegskongress teilgenommen hätte, hatte sich inzwischen immer weiter von jeder politischen Öffentlichkeit zurückgezogen. Dennoch treffen sich ihre Briefe, die ich schon lesen konnte und auf die ich Sie neugierig machen will, genau ins Zentrum des von beiden geschnittenen Kongresses. Mit einer Deutlichkeit, die aus ihren Büchern nirgends so ans Licht tritt, dokumentiert diese Korrespondenz ein in Grundgedanken stabiles und zugleich

zeitgeschichtlich sensibles Nachdenken über Humanismus und Revolution. Es schloß, wie der Kongreß, den Antifaschismus ein und griff zugleich weit darüber hinaus. Mir scheint es höchst aufschlußreich, um weltanschauliche Grundlagen jener Bündnisse gegen Faschismus, Imperialismus und Krieg zu erfassen, um die es uns auch heute geht.

Die Angemessenheit des Begriffs „bürgerlicher Humanismus“ war eben in Zweifel gezogen worden. Humanisten waren beide. Aber in diesem Fall (nicht generell) scheint es mir falsch, von *bürgerlichen* Positionen zu sprechen. Das könnten ja nur solche der, bei mancher Kritik, grundsätzlichen Unterstützung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, des Kapitalismus, sein. Den Positionen Rollands und Zweigs aber war, schaut man genauer hin, nicht nur Unbehagen in ihrer Zeit und Gesellschaft immanent; sie erhoben revolutionären Anspruch. Man muß diesen Anspruch ernst nehmen – was nicht heißt, daß nicht zugleich nach seinen Grenzen gefragt werden soll.

Im Zentrum des Konzepts stand – das ist nicht neu – das Individuum. Nicht darin bereits liegt jedoch Begrenztheit, auch wenn viele Diskussionen sich seit Jahrzehnten auf Art und Folgen eines Gegensatzes von Marxismus und bürgerlichem Individualismus in der Weise konzentrierten, daß von letzterem die Gesellschaftlichkeit des Individuums verkannt und daher soziale Produktivität nur im Sinne von humaner Sensibilisierung und hochherziger Forderung erreicht werde, während ein Vordringen zu gesellschaftsverändernder Tat das Verlassen dieser Reflexionsebene, den militärischen Humanismus als Engagement an der Seite der Partei der Arbeiterklasse, erfordere. Bei einer solchen Entgegensetzung wird zweierlei vergessen. Zum einen sahen Leute wie Rolland und Zweig das Individuum nicht als Gegensatz zur Gesellschaft, sondern als deren Perspektive. Mit allem, was sie taten, suchten sie Individuen zu bestärken, sich zu bilden für ein außerhalb ihrer selbst liegendes Ziel – in Rollands Worten für „die menschliche Gemeinschaft ohne Grenzen und ohne Klassen“. Zum anderen suchen die kommunistischen Revolutionäre seit den Zeiten ihres Manifests gesellschaftliche Verhältnisse zu schaffen, in denen die Menschen ihre Fähigkeiten allseitig entwickeln könnten. Humanismus als Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen zum Zwecke der Produktivitätsentfaltung der (nicht „des“) Menschen ist unverzichtbarer Bestandteil des Denkens und Handelns der Arbeiterbewegung, bestimmt deren Ziele auch heute. Auf dieser Ebene der Zielvorstellungen sehe ich keine Differenzen zwischen dem Humanismus von Marx und Lenin und dem von Rolland und Zweig. Kritik hier ist Kritik, Zurückhaltung ängstlich. Hier sind Ansprüche, denen wir uns zu stellen haben.

Das Individuum bestimmte für Rolland und Zweig aber nicht nur die Ziele, es regelte in einer bestimmten Weise auch die Art der sozialen Aktion. „Jeder muß trachten, dem Ruf seiner inneren Stimme zu folgen“, hieß es bei Rolland 1929; und: „Bewahren Sie Ihre Unabhängigkeit“, beschwore er seinen Briefpartner. Ähnlich Zweig: „Des geistigen Menschen höchste Leistung ist immer Freiheit, Freiheit von den Menschen, von den Meinungen, von den Dingen, Freiheit zu sich selbst.“ Dieses Ideal der Bindungslosigkeit, der geistigen Autonomie, wurde als Abgrenzung von einer menschenfeindlichen Gesellschaftsordnung aufgerichtet. Daher ist es – das wissen wir heute – nicht

an sich schon abzuwerten. Aber es hat zu tun mit der Differenz des Marx/Leinischen und des Rolland/Zweigischen Humanismus. Marx und Lenin zogen aus einer materialistischen Analyse der kapitalistischen Gesellschaft die Schlußfolgerung, daß die Umwälzung dieser Gesellschaft in der materiellen Produktion ansetzen mußte; sie fanden in der produzierenden Klasse die Revolutionäre und griffen zu politischen Kampfmethoden, um die Produktionsverhältnisse zu ändern. Für Rolland und Zweig bestimmte der Einfluß von Persönlichkeiten das gesellschaftliche Leben. Voraussetzung einer sozialen Umgestaltung war es ihnen daher, Menschen mit neuen, humanistischen Gedanken bestimmenden Einfluß auf das gesellschaftliche Leben zu schaffen. Den Weg dahin sahen sie in Aufklärung und Erziehung, einen Schwerpunkt im Begreifen von Psychologie und Irrationalem. Über dieser Betonung der geistigen Aktion unterschätzten Rolland und Zweig unseres Wissens, wieviel an sozialer Realität analysiert und organisiert werden muß, um soziale Veränderung zu erreichen. Sie unterschätzten den Rang der politischen Aktion, ohne die, ja ohne deren zeitweilig absoluten Vorrang nach allen historischen Erfahrungen soziale Veränderung nicht möglich ist. Das heißt aber nur, daß sie im philosophischen Sinn Idealisten waren; Bürgerliche im Sinne von Anhängern der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, in der sie lebten, wurden sie dadurch nicht. Sie kritisierten nicht im Rahmen der gegebenen Verhältnisse, sie forderten neue. Immer wieder fragten ihre Briefe nach den Möglichkeiten gesellschaftsverändernden Wirkens. So wenig Abstinenz im Drängen auf Praktisches wie bei Zweig und Rolland ist selten. Zerreißendes Mühen um die Aktion prägte ihren Humanismus. Vielleicht kann man, um eine solche Haltung formelhaft zu charakterisieren, statt von bürgerlichem Humanismus von revolutionärem Idealismus sprechen.

Wenn das angemessen wäre, müßte zum einen wohl gefragt werden, ob der Eindruck des Kontemplativen, nur Beschauenden einer Haltung, die das Bestehende bisweilen im Rückzug zu billigen scheint, vielleicht täuscht. Ob ihm mit dem Hinweis auf die Tragik zu begegnen ist, die aus der Wahl von Wegen der inneren Aktion resultieren kann, wenn diese an äußeren Verhältnissen nicht zu röhren vermag. Ich will dem hier nicht weiter nachgehen.

Zum anderen wäre bei einer Wertung von revolutionärem Idealismus nicht zu vergessen, welchen Platz der vorausgreifende geistige Entwurf des Angestrebten (so der von Künstlern) in der Gesellschaftsanalyse wie in der Revolutionsstrategie auch des Marxismus – und ebenso in dessen täglichem Kampf – beanspruchen kann. Am Ende eines seiner großen Aufsätze der dreißiger Jahre formulierte Rolland eine lakonische Umkehrung geläufiger Denkschemata: „Man muß träumen“, sagte Lenin. „Man muß handeln“, sagte Goethe.“ Goethe war nicht immer Handelnder. Lenin war nicht nur Träumer; er organisierte eine Partei neuen Typus als Avantgarde der Arbeiterklasse, und diese übte politische Macht aus, als die Geschichte ihr dazu die Möglichkeit bot und die Notwendigkeit aufzwang. Trotzdem verwies Rolland auf Lenin mit vollem Recht. Der hatte schon 1902 in „Was tun“ Pisarew zitiert: „Der Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit ist nicht schädlich, wenn nur der Träumende ernstlich an seinen Traum glaubt, wenn er das Leben aufmerksam beobachtet, seine Beobachtungen mit seinen Luftschlössern ver-

gleicht und überhaupt gewissenhaft an der Realisierung seines Traumgebildes arbeitet.“ Lenins Kommentar dazu: „Träume solcher Art gibt es leider in unserer Bewegung allzuwenig. Und schuld daran sind hauptsächlich diejenigen, die sich damit brüsten, wie nüchtern sie seien und wie ‚nahe‘ sie dem ‚Konkreten‘ stünden.“

Zwischenresümee: Mir scheint, daß revolutionärer Idealismus der skizzierten Art – mit durchaus verschiedenen politischen Haltungen und Folgerungen im einzelnen – ein wesentlicher Antrieb für viele nichtkommunistische Schriftsteller auf dem 35er Kongreß war. Sowohl in dem Revolutionären als in dem Idealistischen ihrer Positionen fanden sich Felder der Übereinstimmung mit Kommunisten, die politische Gemeinsamkeit einschlossen, aber über sie hinausgingen.

Ein letzter Gedankengang ist anzufügen. Er entspringt aus der eben erwähnten Tragik des Nichtgelingens. Der Pariser Kongreß konnte nicht wiederholt werden. Erneut ist in diesem Zusammenhang mehr zu bedenken als die politische Meinungsverschiedenheit, etwa um die Unterstützung der spanischen Republik oder um die Prozesse in Moskau. Auch das zeigen die Briefe von Rolland und Zweig. In ihnen wurde in den dreißiger Jahren ein Unterschied von Grundhaltungen immer sichtbarer: die stille Defensive bei Zweig, das öffentliche Sprechen bei Rolland. Zugleich und zum Teil damit verbunden wuchsen politische Differenzen – bis hin zu einem Satz, mit dem Zweig im März 1938 erstmals ausdrücklich ein Problem aus dem Gedankenaustausch der Freunde auschloß: „Sprechen wir nicht von Rußland.“ Wie aber sind diese Differenzen zu werten? Das Verständnis für historische Prozesse und Widersprüche, die Teilnahme an deren Gestaltung bei Rolland; mangelndes Begreifen und schließlich Versagen bei Zweig? Das Bekenntnis zur realen Revolution als überwindende Aufhebung des Humanismus, das Unverständnis als Rückfall? Es ist nicht ganz so einfach. Ein Blick auf das Geschichtsverständnis der beiden Freunde wird hier notwendig.

Rolland formulierte das seine in seiner Autobiographie: „Über die Zusammenpralle der Nationen, die Gemetzel, die rasenden Wahnsinnsanfälle hinweg führen die erhabene Hand des Schicksals und seine großen Gesetze die Menschheit ihrem Ziele zu. Durch welche Wirrnis! Durch welche Hindernisse! Aber die Wagenachsen halten; und zwischen den Wolken folgt der Sonnenwagen seiner Bahn, der Ordnung gemäß, die das Weltall lenkt.“ Zu den Zeitaläufen heißt es: „Es gibt solche Minuten der Zeitenwoge, da der Wille der Schicksalsachse eine andere Richtung geben kann. Aber ist die Minute verstrichen, ist's aus damit für Jahrhunderte... In einem oder in zehn Jahrhunderten? Ich weiß nicht.“ Wer auf solcher Höhe denkt, vermag seine Geduld zu zügeln. Er kann Männern der Aktion in bestimmten Situationen zur Seite treten – so Rolland der Sowjetunion in den dreißiger Jahren – und noch durch „nahezu unvermeidliche“ Irrtümer hindurch in neuen Menschen die Hoffnung eines neuen Zeitalters erblicken. Er kann handeln, kann seine Minute ersehen und muß doch nicht verzweifeln, wenn sie nicht kommt. Stefan Zweigs Drängen auf die neue Welt war nicht, wie sein öffentliches Schweigen vermuten lassen könnte, zurückhaltender, sondern – die Briefe zeigen es – direkter, begehrender, innerlich ungezügelter. Größer als bei Rol-

land waren die Schwankungen, weiter auseinander lagen die Extreme des Fühlens. Kein Gleichmut. Am „Abgrund zwischen Hoffnung und Enttäuschungen“. Immer lebendig die Gefahr der Verstörtheit. 1917 hieß es in einem Brief: „Wer jetzt nicht leidet, wer sich nicht quält, der lebt nicht, er ist nur ein Zuschauer, er steht außerhalb der Menschheit.“ Kurzfristiger wurde hier über die Revolution gedacht, und konkreter, immer ausdrücklich und sofort auf das eigene Ich bezogen. Hoch spannten sich die Erwartungen. Zweig forderte glückhafte Zustände schon für sich ein, sofort und ungeteilt. Auf diesem Wege geriet das konkrete Wollen außerhalb der Geschichte, führte das Unpolitische in machtlose Einsamkeit. „Wir überstehen noch diese kurze, kurze Spanne“, hatte er 1917 dem Soldaten Paul Zech geschrieben, „und wir wollen wieder Willen haben und Kraft, raffen Sie alles in sich zusammen, was Sie sind, damit Sie uns bleiben, denn mehr als je – wir brauchen Sie!“ Ein zweites Mal vermochte er selbst – wir wissen es – die Spanne eines Weltkrieges nicht zu überstehen. Ist da von nichts anderem zu reden als von Schwäche?

Viele Zeugnisse gibt es, die von der Schwere der vertagten Erfüllung sprechen, bis in die Gegenwart. Noch eines der größten. „Die Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss, bleibt im Suchen nach den Gründen für die Vertragung und läßt doch nicht ab von der Forderung an „die Söhne und Töchter der Erde“, selber mächtig zu werden „dieser weit ausholenden und schwungenden Bewegung, mit der sie den furchtbaren Druck, der auf ihnen lastete, endlich hinwegfegen könnten“. Daß Rolland und Zweig diese Bewegung als Idealisten sahen, daß sie mit ihr auf Widerstände trafen, die sie nicht zu brechen vermochten – darf es uns hindern, sie in dieser Bewegung zu erkennen? Mehr noch: Geben sie unserer Aktion ein (nicht „das“) Maß? Die Antworten sollten keinem Zweifel unterliegen.

Zurück zum Pariser Kongreß und den Dimensionen für Bündnisse, die er eröffnete: Darf die Tatsache, daß die besondere Einheit sozialer Zielvorstellungen und politischen Engagements bald nach 1935 zerbrach, daß Erfahrungen von Langfristigkeit und Kompliziertheit sozialer Veränderungen zunehmend an die Stelle eines großen Optimismus traten, daß die politische Auseinandersetzung, der Kampf gegen Faschismus und Kriegsgefahr, nun alle Kräfte forderte und zu wenige bekam – darf dies alles uns hindern zu fragen, wie die den Kongreß tragende Einheit von Politischem und Sozialem möglich wurde, warum und für wie lange sie auseinandergeriet und ob sie für unsere Aktion im Friedenskampf heute bedeutsam sein könnte?

Hinter der Beschäftigung mit dem Pariser Kongreß wird so die Frage sichtbar: Reichen – im Gegensatz zu den dreißiger Jahren – unsere Kräfte, um die Einheit von Tagesbewältigung und Zukunftsvorbereitung praktisch zu behaupten? Können wir Nüchternheit und Utopie in unserer Aktion und dauerhaft so vereinen, wie es die Kongreßteilnehmer damals in Gedanken und für eine kurze Zeit vermochten?

Oskar Neumann

In seiner Dankrede für den Geschwister-Scholl-Literaturpreis 1985 ging Jürgen Habermas von der vielleicht manchem erstaunlichen Tatsache aus, daß für die junge Generation der Bundesrepublik „das Nazi-Regime unmittelbar in die Gegenwart hineinragt... Es ist, als wenn sich jene zwölf Jahre unter dem Druck immer erneuter Aktualisierungen ausdehnten“. Das geschieht zum einen so, daß der Kauf politischer Macht durch Unternehmermillionen des Flick-Konzerns oder der Deutschen Bank den Machtkauf für die NSDAP vor und im Jahr 1933, dazu die Spenden der Rüstungsfirmen, der großen Kriegsgewinner, für den Reichsführer SS noch zu Weihnachten 1944 sich fortsetzt. Zum andern wollten in der Informationswoche der Friedensbewegung Studenten der Münchner Universität von Franz Müller, Überlebender der „Weißen Rose“ und Landesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten, und von mir genau wissen, was unsere Widerstandserfahrungen von damals nun hergeben für den aktuellen Widerstand gegen diese heute wiederum treibenden Kräfte der Weltraumrüstung, Raketenstationierung und Rechtswende in der Bundesrepublik. Ich habe daraufhin keine Handlungsanweisungen aus den dreißiger Jahren zu rekonstruieren versucht, sondern mit der Praxis der Volksfront geantwortet – als einer Bewegung ohne Alleinvertretungsanspruch der einen Gruppe und ohne Ausgrenzung von anderen, in der ich als junger Naturwissenschaftler, zunächst noch durchaus kenntnislos in Sachen Paris 1935, VII. Weltkongreß oder Brüsseler Konferenz, unter der Anleitung proletarischer Kampfgefährten im Land Widerstandsarbeit gelernt habe. Und schon bin ich wieder bei der anderen Seite bundesdeutscher Aktualität, wo ja „Volksfront“ noch und wieder als Geist umgeht in Verfassungschutzdossiers, Berufsverbotsbegründungen und eben auch in Kampagnen gegen die in der Friedensbewegung exponierten Schriftsteller.

Das hat Rückschläge gegeben, auch Resignation. Einmal mehr hat sich bestätigt, daß wir „feurig und geduldig“ – so Klaus Mann in Paris – unser Werk tun müssen. Inzwischen ist die Bereitschaft zum Engagement, vor allem gegen die Militarisierung des Kosmos, wieder im Zunehmen, auch bei weiterhin unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Haltungen und Auffassungen etwa über Ursachen und Verursacher des Wettrüstens, die für manchen verschwimmen hinter der Gleichsetzung von USA und Sowjetunion als „Supermächten“. Wenn es vergleichbare Probleme in Paris gab – blieben sie mehr hinter den Kulissen, als es in unserem Schriftstellerverband der Fall war, oder beeinträchtigten sie weniger die Gewißheit der eigenen Rolle, des eigenen Wegs? Franz Xaver Kroetz hat mir gesagt, den Anspruch des Schriftstellers als „Gewissen der Nation“, ein Auftreten als ihr berufener Sprecher und Wegweiser empfinde er eher als fremd, beinahe schon als elitär. Wohl die meisten Schriftsteller kommen heute in der Tat so zur Friedensbewegung, als Sorgenvolle, wie andere als Fragende, um erst mit ihr einen Weg zu suchen aus der Angst vor dem Versaften und Verdunsten des Prinzips Mensch/Liebe/Hoffnung/Kultur im Atomfeuer, hin zur Wut und schließlich zu dem Mut, sich mit einzubringen in veränderndes Handeln.

Das muß für den Schriftsteller auch und vor allem Schreiben heißen, und so richtet sich sein Fragen auf das Was, das Wie und vorher schon auf den Sinn des Schreibens, noch dazu in unserer von zunehmendem Analphabetismus, von Kapitalkonzentration, Verkabelung und Kommerzialisierung beherrschten Kultur- und Medienlandschaft.

Da kann einer schon, wie Hildesheimer, am Sinn seiner Arbeit verzweifeln und zu schreiben aufhören. Martin Walser hat ihm erwider, selbst wissend, er fahre auf der Titanic, mache er weiter und melde sich zur Bordkapelle. Dagmar Scherf, eine von den Jüngeren, die sich jetzt entschieden zu Wort melden, hat den beiden Prominenten im *kürbiskern* 4/85 geantwortet: „Nein, ich will nicht zu hoffen aufhören, ich kann es nicht. Es muß einen Weg geben, einen Seiltanzweg zwischen Hurra und Verzweiflung.“ Sie prüft, ob dafür ihr Schreibtisch schmal und breit genug ist, und schließt: „Undine geht nicht – Undine kommt... Sanft wie eine Katze ihr Junges trägt sie ein Wort zwischen den Zähnen, es ist noch feucht, wie neugeboren und heißt: Mitsammen.“

Dieses Mitsammen umfaßt nun weit mehr an Kräften des Friedens als je zuvor bei uns: „Den Literaten in ihrer Rolle des allgemeinen Intellektuellen“ – so nochmals Habermas – erwachse „eine nützliche Konkurrenz durch Physiker, Ärzte, Militärs, Wirtschaftswissenschaftler, Psychologen, durch Spezialisten aller Art“ bis hin zu den tausend Spezialisten aus den Münchner Siemens-Betrieben, die sich in Übereinstimmung mit ihrer Friedensinitiative und mit den Beschlüssen der IG Metall unterschriftlich gegen Weltraumrüstungsaufträge erklären. So steht dann eben bei der Initiative von Inge Aicher-Scholl zum Genfer Gipfel die sozial begründete Forderung nach dem Ende des Wettrüstens seitens des Vorstandsmitglieds der IG Metall, Horst Klaus, neben dem Protest des Plasmaphysikers Professor Dürr gegen Vergeudung und Mißbrauch menschlicher und geistiger Ressourcen; die Warnung des Mediziners, Professor Begemann, den Menschen wäre nicht zu helfen, fiele auch nur eine Atombombe auf eine Großstadt der Bundesrepublik, neben dem Appell Ilse Aichingers an Reagan und Gorbatschow: „Wenn wir durch Sie dem Frieden um einen Schritt näher kommen, in einer Stunde, die der letzten ähnlich sieht, können wir den Heranwachsenden wieder in die Augen schauen und miteinander bauen, was gegeneinander nicht möglich ist.“

Das Mitsammen verstehe ich in keiner Weise als verminderte Verantwortung, als reduzierte Rolle und Aufgabe des Schriftstellers. Liegt sie – auch das wurde bei uns diskutiert – im Darstellen des Nicht-Denkbares, im Sinnlichmachen der Untergangsvision eines atomaren Infernos? Das kann, auch wenn bisherige Versuche nicht sonderlich überzeugen, von Bedeutung werden. Dringlicher erschien dem Forum des Schriftstellerverbands in München-Gasteig derzeit jedenfalls die Auseinandersetzung der Literaten mit den Regierungs- und medienoffiziellen Bagatellisierungswörtern, den Lügen- und Sterbenswörtern von den „Megatoten“, der „Nachrüstung“, von „SDI“ und „Vorsorgemaßnahmen“ – Aufklärungsarbeit also, die mit Martin Gregor-Dellin davon ausgeht, daß Schwächen der Aufklärung nur durch eine bessere Aufklärung zu überwinden sind. Das gilt um so mehr, als ja alles Aufklärerische

von Rechtswendern jeglicher Schattierung bedroht wird mit Ertränken im Irrationalismus, im alt-neuen Urschleim des Mystizismus.

Was kann dagegen nun der Schriftsteller besser, wirksamer leisten als andere, als die Spezialisten? Ihm steht die Dimension des Erinnerns zur Verfügung, des Lebendigerhaltens und Fortführens gerade auch der Widerstandserfahrungen, eingeschlossen ihre Träume, die heute gebraucht werden, um ein Morgen möglich und lebenswert zu machen.

Die Beziehung zu dem, was in Paris gefragt und geantwortet wurde in Programmen und Utopien, drängt sich auf, und es ist so gewiß kein Zufall, daß das Jahr 1985, das 50. seither und das 40. nach unserer Befreiung von Krieg und Faschismus, eine Fülle von Büchern erbracht hat, in denen der Wille zum Frieden und die antifaschistische Thematik einander durchdringen. Und das gerade jetzt, da die Rechtswender die Antifaschisten als Totengräber deutschen Geschichtsbewußtseins verteufeln und die überkommenen Feindbilder teils in hergebrachter, teils in aktualisierter Form noch und wieder dem Massenbewußtsein einprägen möchten. Es ist wahr: Sie haben dafür keinen Dwinger, Kolbenheyer oder Grimm. Aber sie haben deren Neuauflagen schon seit Gründung der BRD, und sie haben seither zum Beispiel ihren Konsalik, mit seinem letzten, wüst antisowjetischen Machtwerk „Das Kreuz in Sibirien“, bei Bertelsmann mit 100 000 gestartet, dann in die Buchklubausgabe übernommen und als Quartalsband 315 000 mal ausgeliefert, schließlich bei der Konzerntochter Goldmann als Taschenbuch ediert und im Startmonat bereits in weiteren 200 000 Exemplaren an den Mann und an die Frau gebracht.

Es wird also was getan dafür, daß bei jungen Menschen ohne Lehrstelle, ohne Arbeitsplatz, ohne Perspektive der Krieg nicht nur drohen, sondern auch locken, ihr Gebrauchtwerden dafür als „Wert“ erscheinen könnte – so, wie es Anna Seghers vor 50 Jahren gesehen hat. Und so, wie es Heinrich Böll durch Erika Wubler, eine der „Frauen vor Flußlandschaft“, in die heutige Bonner Szene als Menetekel hineinstellt: „Und mein Bruder ging zum Militär, weil er da endlich satt zu essen bekam. Er hörte nicht auf das, was mein Vater über Hitler sagte – das Politische war ihm egal... Er war lustig, mein Bruder, beim Militär wurde er lustig: Rotwein, Hühnchen und hoffentlich ein Mädchen. Und dann war er tot... Tot – gefallen bei Avranches – was ist das... gefallen.“ Genau da hat Klaus Mann in Paris weiter gefragt: „Warum konnten wir ihn denn nicht gewinnen?“ Und wiederum stehen wir damit inmitten der Auseinandersetzung, welcher Tradition, welchen Wertvorstellungen denn nun unsere Jugend folgen soll: der Tradition des Giftgasschluckens zum Vorteil einiger Industrieller und einiger politischer Abenteurer, eines Heroismus, zum Selbstzweck erhoben und verkommen, jenseits des Fragens nach den Zielen, oder der Tradition des Neins zu Krieg und Faschismus, das ein Ja ist für das Leben, fürs Überleben zuerst und dann fürs ganze Leben in allen seinen Möglichkeiten?

Die Frage macht deutlich, daß die Antwort nicht einem Autor, einem Werk abzuverlangen ist, daß wir sie alle brauchen, die Klassiker gegen Faschismus und Krieg in der Vorbereitung, in der Durchführung und in der Folge von Paris, die Internationale heutiger Autoren für den Frieden auf allen Konti-

nenten, und dazu den Beitrag gerade auch der bundesdeutschen Schriftsteller, gewiß bisher noch nicht mit der großen Vision, aber zunehmend stark im Aufklärerischen:

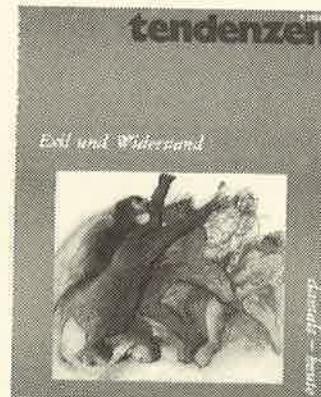
Bernt Engelmann mit seinen dokumentarischen und fiktionalen Arbeiten und die Tagebücher der Luise Rinser, die den Bogen schlagen vom Widerstand gegen Hitler und seinen Krieg zur Bewegung gegen Raketenstationierung und Weltraumrüstung; Michael Schneider mit „Wiedergutmachung“, diesem Enthüllungsbuch, wie die deutsche Rüstungsindustrie ihren verlorenen Krieg gewonnen hat, und Lothar Buchheim mit seiner Wut auf die Großadmiral-Dönitz-Typen und die Pfleger ihrer Tradition; Hochhuths Prossasammlung „Atlantik-Novelle“, dabei endlich auch wieder „Die Berliner Antigone“ mit ihrer großartigen Menschlichkeit und ihrem humanen Heroismus, und August Kühn mit „Wir kehren langsam zur Natur zurück“, in seiner fragmentarischen Form ein adäquater Ausdruck der Betroffenheit vom Rassismus damals und von den neofaschistischen Nachtretern heute; den „Eulenruf“ von Irina Korschunow, die ihre Helden aus Demut und Unterwerfung sich befreien läßt zu Zivilcourage und wagemutigem Widerstand gegen SS-Terroristen; und Dieter Lattmann, nach Jahren des gewerkschaftlichen und politischen Arbeitens mit seinem ersten großangelegten belletristischen Werk, mit dem Roman „Die Brüder“ – der eine die Kontinuität des deutschen Militarismus und Revanchismus bis heute verkörpernd, der andere seit Stalingrad zu einem neuen Pflichtverständnis findend: zusammen mit der jungen Generation alles zu tun, damit nie wieder von deutschem Boden der Krieg ausgeht. Eine unerlässliche Voraussetzung dafür sieht der Autor, Sozialdemokrat und Christ, in der Überwindung des über lange Zeit auch bei ihm wirksamen „Feindbilds Kommunismus“, von der Grundtorheit inzwischen fortentwickelt zur Grundgefahr unserer Epoche.

Daß in diese Reihe des antifaschistischen Engagements auch Günter Wallraffs Enthüllungsbuch gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit – „Ganz unten“ – gehört, wurde inzwischen schon vom Gegner mit wütenden Ausfällen im Fernsehen bestätigt; für Leser der Stadtbücherei Oelde gab's zunächst überhaupt keinen Wallraff: Er sei, so der Stadtdirektor, unzumutbar für „ohnehin schon staatsverdrossene und zum Teil auch lebensverdrossene junge Menschen“.

Ähnlichen Motiven mag der ministerielle Maulkorb für das Ensemble des Münchner Residenztheaters entstammen; zur Kundgabe des kollektiven Protests gegen den südafrikanischen Regierungsterrorismus und dessen Unterstützung durch die CSU-nahe Hanns-Seidel-Stiftung hatte der Hauptdarsteller in Achternbuschs Bühnenstück „Gust“, Sepp Bierbichler, seine Rolle an der Stelle unterbrochen, wo der achtzigjährige Gust seine Lebenserfahrung aus der Nazizeit und den bundesdeutschen Verhältnissen zusammenfaßt: „Mir ist der letzte Terrorist lieber als der Erste von der CSU.“ Gehört das noch zu meinem Thema? Ich meine, ja. Denn die Verteidigung der Kultur erfordert heute in unserem Land genau dieses Engagement gegen Weltraumrüster und Rassismusförderer, für die Atomwaffenfreiheit und die Nazifreiheit unserer Städte und Gemeinden. Das würde auch das geistige Klima gegen die Feindbilder vom „räffenden jüdischen Kapital“ und von kri-

tischer Kunst als einer wegzusäubernden „Entartung“ dahin verändern, daß in Frankfurt am Main Fassbinders Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ aufgeführt werden könnte, und das mit der Chance, gegen kapitalistische Bodenspekulation und gegen Antisemitismus wirksam zu werden.

Politische Kultur als Form menschlichen Miteinanderumgehens, dafür ist Literatur, ist Kunst unverzichtbar und unersetzlich wie eh und je. Und es ist eben nicht wenig, wenn einer aus Angst und Zweifel dahin kommt, daß er wie Franz Xaver Kroetz sagen kann: „Ich hatte nur eine Möglichkeit des Widerstands, das war mein Schreiben, und ich habe immer gedacht: Ich muß das Menschliche aufrechterhalten mit dem Schreiben.“



tendenzen

– die Zeitschrift für engagierte Kunst – erscheint seit einem Vierteljahrhundert. Mit brandaktueller Tradition: sie entstand aus der Initiative „Künstler gegen den Atomtod“ der fünfziger Jahre. Dem Engagement für Frieden ist die Zeitschrift treu geblieben, ebenso ihren Themenschwerpunkten: Information und Diskussion über progressive Kunst aus alter Welt, kritische Durchleuchtung des Kunstbetriebes, Kunstgeschichte, Berichte und Kommentare zu Fotografie, Architektur, Kulturarbeit und -politik.

Nr. 153: Exil und Widerstand • damals – heute

Aus dem Inhalt:

Richard Hiepe: Geheime Nachricht! Felix Nussbaum, Dore und Walter Meyer-Vax

Günter Dünkel: „Sie sind ja gelb und grün vor Haß.“ Der Künstler Gerd Arntz

Ulrich Krempel: Erinnerungsarbeit. Zu einigen Bildern Jankel Adlers in England

Christine Fischer-Defoy: Leben oder Theater? Über die Malerin Charlotte Salomon

Manfred Chobot: Die Antwort ist die Frage. Über André Verlon

Wolfgang Grape: Nur eine fromme Tat? Heinrich der Löwe und sein Evangeliar

Gespräche mit dem chilenischen Maler Pato Madera und dem kurdischen Künstler Kurday

Bilder und Plastiken von: Hugo Riveros, Cecilia Boisier, Roxana Maass, Carlos de la Vega, Azade Köker, Ismail Coban, Burhan Karkutli, Mehmet Aksoy, Hanefi Yeter, Bilge Alkor, Riza Topal, Mehmet Güler, Akbar Behkalam, Miguel Yaulema, Aysanoa

tendenzen
Zeitschrift für engagierte Kunst
erscheint viermal im Jahr
Einzelheft DM 8,50.
Jahresabonnement DM 32,-;
Studenten DM 27,-;
Doppelabonnement
mit der Literaturzeitschrift
kürbiskern DM 54,-
ISSN: 0495-0887

Fordern Sie ein kostenloses
Probeheft an!
Bestellungen über den
Buchhandel oder direkt bei:

damnitz verlag
Hohenzollernstraße 146
8000 München 40

Friedrich Hitler
O-Ton *Litgaseta*

Exemplarisches zum Erneuerungsprozeß in der Sowjetunion

Sie fordern mich in letzter Zeit unentwegt auf, in die Geschehnisse einzugreifen, kühn und ungeschminkt die Mängel beim Namen zu nennen, die mir auffallen, mich in meiner persönlichen Kritik nicht zurückzuhalten; glauben Sie denn nicht, wie gern ich das täte? Fast jeder hätte da etwas beizutragen, aber Sie, sehr verehrter Arkadi Waksberg, Sie haben gut reden, Ihr Rat kann mich teuer zu stehen kommen. Haben Sie denn einmal darüber nachgedacht, was Sie uns zumuten? Ihnen kann ja nichts passieren, hinter einem Journalisten wie Ihnen steht doch die Autorität der Zeitung, Sie können sofort Öffentlichkeit herstellen, aber wie steht es um eine gewöhnliche Bürgerin wie mich? Ja, nehmen Sie mich als Beispiel für namenlose Menschen, die Ihren Aufforderungen zur Kritik sehr gerne folgten, die jedoch weit weg sind von der Redaktion einer Zeitung mit Millionenauflage. Wie wird unsereins fertig mit einem, der über eine mächtige Stellung und über Beziehungen verfügt? Welche Garantien gibt es denn, daß jemand, der Ihren Ratschlägen, geehrter Arkadi Waksberg, tatsächlich folgt, nicht das Opfer seiner Naivität wird?

★

Geehrte, liebe Valentina Iwanowna, solche Garantien gibt es nicht, und sie wird es meines Erachtens auch nie geben. Und die Bedingungen, unter denen der Mensch, der im Recht ist, auch recht behält, während der andere, der im Unrecht ist, sofort bloßgestellt wird, sind ebenfalls ein frommer Wunschtraum. Denken Sie etwa, es würde sich irgendwann die sanfte Idylle einstellen, die den Kampf ausschließt zwischen Verstand und Beschränktheit, Talent und Dummheit, Energie und Apathie, Neuerertum und Routine, Kühnheit und Vorsicht, Liebe und Gleichgültigkeit, Edelmut und Niedertracht, Ehrlichkeit und Verlogenheit? Kann denn graue Eintönigkeit die herausragende Persönlichkeit ohne Neid ertragen, Gier sich mit Selbstlosigkeit zufriedengeben, mit Gewissenhaftigkeit und Ordentlichkeit? O ja, Karrieremachern und Zynikern sind diese Eigenschaften ein Dorn im Auge, und ohne Kampf kann man diese Laster nicht zügeln, und wer nicht kämpft, hat schon verloren. Wer aber wird den Kampf führen, liebe Valentina Iwanowna? Das ist die Frage. Ein guter Ukas? Oder ein furchterregender Erlaß? Was ist ein Erlaß ohne Menschen, die ihn verwirklichen? Wir können helfen, können Beispiele veröffentlichen über die strafrechtlichen Folgen für Personen mit Einfluß, die öffentliche und begründete Kritik bestrafen – ja, wir werden das verbreiten – öffentlich! Und mehr denn je. Daß aber das neue Gesetz wirksam werde, setzt Menschen voraus, die zur Kritik bereit sind: Wer sich aufregt und schweigt, wird von diesem Gesetz nicht geschützt. Und ohne Kritik werden die Unterdrücker der Kritik nicht getroffen.

„Polemik mit dem Leser“ nennt sich die Rubrik der *Literaturnaja gazeta*, die am 15. Januar 1986 den Briefwechsel zwischen der Leserin V. I. und dem

Journalisten A. W. veröffentlichte. Es ist nur ein Beispiel aus der ungewöhnlichen öffentlichen Diskussion, die Millionen Menschen in der Sowjetunion einbezieht. Was erfahren wir darüber?

Beim Lesen sowjetischer Zeitungen und Zeitschriften der letzten Monate empfand ich einen immer schärferen Gegensatz zu dem, was in Medien der Bundesrepublik über diesen öffentlichen Streit der Meinungen erscheint. Daß sich die verschiedenen Schulen der Sowjetologie mit den Widersprüchen in der UdSSR schon seit Jahren schwer tun, läßt sich leicht nachprüfen: Prophezeiungen des Zusammenbruchs – die letzte: „Überlebt die Sowjetunion das Jahr 1984?“ – werden meist stillschweigend aus dem Verkehr gezogen, damit es nicht allzu sehr auffällt, wie absurd diese Art Prognostik ist. In gleichem Maß vermehren sich faustdicke Lügen, und sicher dürfte die *UZ* die einzige Tageszeitung der BRD sein, die unermüdlich die Methode der Desinformation, die „Bedrohungslügen“ registriert, entlarvt und dabei zeigt: Hinter dem professionell betriebenen Antikommunismus verbirgt sich die Strategie, jede Politik der Entspannung, der Friedenssicherung durch Abrüstung, des sozialen und kulturellen Fortschritts der Völker zu hintertreiben. Das Rezept, wie mit der permanenten großen Lüge ein Volk abgestumpft werden kann, haben ja vor allem die Deutschen der Kriegsgeneration anhand der Goebbelsschen Methoden hinreichend erlebt; das hält indes bestimmte Kreise im Westen, auch in unserem Land, nicht davon ab, jene Methoden in zeitgemäßen Varianten weiterhin zu praktizieren.

Was tritt aber ein, wenn auf Seite der Verleumdeten angesichts dieser Tradition der Bedrohungslügen und ihrer Kontinuität nach der Devise verfahren wird: „Die Feinde des Sozialismus sind so stark, ihre Lügen so weit verbreitet, daß wir es uns nicht leisten können, über eigene Fehler und Mängel, über Korruption und Verbrechen bei uns öffentliche Debatten zu führen? Sind Fehlerdiskussionen nicht Wasser auf die Mühlen des Gegners?“

Beim Versuch, dem besseren Verstehen zwischen den Völkern der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion publizistisch zu dienen, habe ich diese Problematik vielfach an mir selbst erlebt. Wirkt hier nicht so etwas wie ein Hang zum positiven Vorurteil als Kehrseite des negativen Vorurteils in den verschiedenen antisowjetischen Haltungen? Woher röhren die ideologischen und emotionalen Barrieren eines Freund-Feind-Denkens, das in jeder Erscheinung des Alltags gleich die Zuordnung zum System sucht, um alles in die Raster des vorgefertigten, bereits verinnerlichten Schemas einzupassen?

In einem unserer letzten Gespräche sagte mir Juri Trifonow: „Unsere Literatur, unser Leben litt darunter, daß wir unsere Konflikte und Widersprüche unter dem Grundsatz ‚Der Kampf des Guten mit dem Besseren‘ abhandeln, alles was ist, kann nur gut, was kommt nur besser sein, wir verlernen dann, das Schlechte beim Namen zu nennen und es zu überwinden.“ Fatal daran sei nur – so meine erste Antwort –, daß ich in einem Land lebe, dessen Bevölkerung tagaus, tagein einer verwirrenden Mischung von Information und Desinformation ausgesetzt sei und einem permanenten psychologischen Krieg gegen Kommunismus und Sozialismus, das eine ließe sich nicht vom anderen trennen; und immer wieder sei zu beobachten, wie sich daraus ein Festungsdenken ergebe, das ständig Vorurteile oder Wunschträume produ-

ziere und die Unfähigkeit befördere, erstarrte Positionen zu erkennen und rechtzeitig Korrekturen vorzunehmen.

Und was geschieht dann, wenn nun in dem Land, von dem die Rede ist, erstarrte Positionen erschüttert werden? Wenn also in der UdSSR zahllose Funktionäre des Parteiapparats, der Gewerkschaft, der Ministerien und Betriebe plötzlich abgelöst werden, die noch vor wenigen Monaten für Verdienste um den sozialistischen Aufbau mit Orden ausgezeichnet wurden? Hat das nur etwas mit den Kämpfen und Veränderungen in der UdSSR zu tun? Welche Konsequenzen ziehen wir aus solchen Nachrichten?

Die Antwort darauf will ich mit dem Problem verbinden, das alle betrifft: In einer Welt voller Widersprüche, jäher Wendungen und Veränderungen und der damit verbundenen Überraschungen ist mit einfachen Rezepten nicht mehr zu hantieren. Ein wirkungsvoller Kampf gegen Vorurteile und Wunschedenken bedarf mehr denn je der Bereitschaft und der Fähigkeit, mit Konflikten zu leben und sie unerschrocken beim Namen zu nennen.

Hier lese ich von „Fällen“, darüber lese ich dort auch, aber im Zusammenhang mit der Vielfalt von Aufgaben und Zielen, die sich aus der Orientierung auf wirtschaftliche Produktivität, auf eine sozialistische Anwendung der modernen Technik ergeben, auf die Bedürfnisse des Volkes und die Bedürfnisse der Menschen. Und vor allem: Nichts ist isoliert von dem absolut dominierenden Thema unserer Zeit: Friede durch Verständigung, durch Verhinderung der Militarisierung des Weltraums und durch stufenweisen Abbau der Atomwaffen – oder die Konfrontation bis zum berechenbaren Ende der Menschheitsgeschichte. „Im Atomzeitalter kann man nicht – zumindest nicht lange – mit der Psychologie, den Verhaltensweisen der Steinzeit leben.“ (M.S. Gorbatschow)

Nicht von ungefähr melden sich gerade dazu auch die namhaftesten Autoren zu Wort. Die Intelligenz ist gefordert und fühlt sich mobilisiert. Und angesichts dessen kommt es mir gegenwärtig beschämend eng vor in unserem Land, wo in vielen Bereichen die Spielräume der kritischen Intelligenz, von Rechtskonservativen eingeengt, ins Privatistische verkürzt werden, wo sich aber auch ein Teil der Linken unter Gleichgesinnten bevormundet und nicht zum Risiko der Kritik herausgefordert sieht. Gerade auch in dieser Absicht möchte ich die Aufmerksamkeit auf Beiträge sowjetischer Schriftsteller in der jüngsten Zeit lenken, auf die Früchte einer wohl mühevollen, Jahrzehnte währenden Anstrengung, die „psychische Verfassung der Gesellschaft“ zu ändern (Valentin Katajew).

TSCHINGIS AIMATOW:

„Es brauchte eine fast zweitausend Jahre währende, riesige und voller Leiden des Lebens erfüllte Erfahrung, damit die Gattung Mensch erst in der neuen Ära der Zeitenrechnung schließlich zur historisch unvermeid-

lichen Idee gelangt ist, Vernichtungskriege aus der Praxis des gesellschaftlichen Seins zu bannen und zur Entdeckung Lenins von der friedlichen Koexistenz der Staaten und Völker vorzustoßen. In unserer Zeit begreift eine solche Wahrheit, wie es scheint, ein jeder. Dennoch bedarf es

der unablässigen Inspiration, der ständigen, selbstaufopfernden Tätigkeit und der weltumspannenden Anstrengungen der Völker, um diese Idee und die aus ihr entspringenden Prinzipien wirksam und unanfechtbar werden zu lassen.

Daran dachte ich in den denkwürdigen Tagen des Genfer Gipfeltreffens. Die Ergebnisse der Genfer Begegnung, wie sie bei der Sitzung des Obersten Sowjets von M. S. Gorbauschow dargelegt wurden, prägen unserem Bewußtsein nicht nur Hoffnungen ein und Zuversicht für ein erneutes Vorankommen zur Entspannung, sondern sie lassen vor allem mit noch größerer Stärke die Unaufschiebarkeit und Absolutheit der globalen Probleme erkennen, die gegenwärtig die Köpfe erregen. Ihre Absolutheit besteht darin, daß es zu ihrer Lösung keine andere Alternative gibt als den Weg des guten Willens, nur den Weg der Vernunft und des Kompromisses und nichts anderes als das, die Interessen beider Seiten und die allgemeinen Interessen der heute lebenden und der kommenden Generationen gleichermaßen zu berücksichtigen. Ein anderes Mittel gibt es nicht...

Mit großer Befriedigung und mit Stolz auf die friedenserstiftende Mission der sowjetischen Delegation haben wir verfolgt, wie in Genf und danach für alle unsere Prinzipien und konkreten Vorschläge zur friedlichen Koexistenz in den nächsten Jahren und in der Perspektive vorangebracht wurden. Diese Vorstellungen, die bei den Genfer Verhandlungen einen beherrschenden Platz einnahmen, waren politisch begrüßt und philosophisch durchdacht, sie brachten die tiefliegenden Stimmungen des sowjetischen Volkes zum Aus-

druck und setzten erneut die Hoffnungen der Weltöffentlichkeit in Bewegung...

Doch aus dem allgemeinen Kontext greifen wir sowjetischen Menschen ein außerordentlich wichtiges Moment heraus. Unter Verwendung des von der sowjetischen Delegation ausgesprochenen geflügelten Wortes von der strategischen Tür in den Weltraum, von der es buchstäblich abhängt, in welche Richtung sich das Rad der Geschichte weiterdreht, möchte ich dem etwas hinzufügen, und ich wende mich dabei an die Amerikaner, um ihnen zu sagen, daß die Tür SDI in den Weltraum von unserem Standpunkt eine zweifache Bedeutung hat. Wenn wir von den grundlegenden Interessen der Menschheit ausgehen, von den Interessen der heutigen und kommenden Generationen, die sich danach sehen, das Glück des Erdendaseins zu erfahren, darunter auch nicht zuletzt die Amerikaner selbst, wird die Tür SDI in den Weltraum dicht und endgültig zugeschlagen, und dieselbe Tür wird dann sperrangelweit geöffnet für die unbegrenzte paritätische Reduzierung der Nukleararsenale, für die Beseitigung der startbereiten Raketen, bei völliger und gleichberechtigter Kontrolle in der Sache, und schließlich für die Befreiung der Völker von dem für alle qualvollen Wettrüsten, für das Auslösen der Kriegsgeiseln aus den nichtproduktiven Bereichen – des Geldes, des Intellekts und der Hände in unser aller Interesse, zum Wohl der ökologischen Gesundung der Lebensumwelt und ebenso – das ist sehr wichtig – für die Hilfe zugunsten der ewig darbenden Regionen Afrikas, Asiens, Lateinamerikas. Zwischen uns befindet sich gegenwärtig diese Tür mit

der doppelten Eigenschaft. Wir sprechen darüber so leidenschaftlich und schmerzlich nicht darum, weil wir nicht über die Möglichkeit verfügen, unsere Militärtür in den Weltraum aufzustößen, sondern weil unserer Ansicht nach eine stürmische Entwicklung der Kriegstechnik zu Zwecken der Superabschreckung und Superherrschaft die letztendliche Bestätigung des Bösen bedeutet: Weiter geht es dann, wie es so heißt, nicht mehr..."

(„Die Sequoia vor SDI retten“, in: *Literatura-ja gasetu*, Nr. 1, 1. 1. 86)

DANIIL GRANIN:

„Ich weiß nicht, ob wir uns der Geschichtsträchtigkeit unserer Zeit bewußt sind, den Maßstab der Ereignisse, die sich vor unseren Augen und unter unserer Teilnahme vollziehen, richtig sehen. Ein erregendes Gefühl heilsamer und heilender Umbrüche ist aufgekommen. Wo ein Vorgefühl ist, da ergeben sich auch Möglichkeiten, die in Betrieben, wissenschaftlichen Instituten und unterschiedlichen Kollektiven schon begierig und freudig genutzt werden. Die große Reinigungsarbeit, die gegenwärtig die Partei unternimmt, findet bei allen werktätigen Menschen leidenschaftliche Zustimmung. Es eröffnen sich neue Arbeitsmöglichkeiten, sie werden uns von der Zeit und der Zukunft unseres Landes abverlangt. Das moralische Empfinden des Volkes ist in Bewegung geraten. Natürlich war unsere Literatur schon immer mit Problemen des Ethischen befaßt. Man kann eine ganze Reihe von Werken nennen, die beispielsweise kriminelle Erscheinungen im Handel, im Alltag, in der Wirtschaft entlarven.

Aber ich gestehe ein, die Ereignisse, die dem Aprilplenum (1985) des ZK der KPdSU folgten, haben in mir ein heftiges Gefühl der Unzufriedenheit mit unserer schriftstellerischen Arbeit hervorgerufen und dazu gezwungen, abgestandene Vorstellungen zu überprüfen, sie haben ernsthafte, schwierige Fragen aufgeworfen. Das Gefühl der Unzufriedenheit mit unserer zeitgenössischen Literatur bezieht sich sowohl auf die eigene Arbeit als auch auf die Arbeit meiner Kollegen. Zu offenkundig sind die Haltungen, da alles geglättet, erleichtert, ausgeglichen und versöhnt erscheint. Im Verlauf vieler Jahre hat die Kritik darauf bestanden, Figuren positiver Helden zu schaffen, Helden moralischer Durchschlagskraft. Die negativen Helden, die Helden amoralischer Lebenseinstellung versuchte man ausgewogen zu machen, man führte sie bei der Hand, für sie galten strenge Normen ihrer Verhaltensweisen und Äußerungen. Ihre soziale Gefahr wurde oft verharmlost. Vorsichtige Redakteure schwächten die Kritik ab und drohten mit dem Stempel des „Überschwärzens“; ihr „Nein“ rechtfertigten sie meist mit der Formel „Jetzt ist das nicht der richtige Zeitpunkt“.

Wir erwiesen uns als zu nachgiebig, die Treue gegenüber der Wahrheit ersetzten wir durch einen frühen Termin der Veröffentlichung. Die Literatur untersuchte nicht das Böse in den wandlungsfähigen Gestalten, den wirklichen Karrrieristen, der Gewinnsucht in ihren häßlichsten, scheinbar unsinnigsten Erscheinungen. Die Beispiele der Unmoral und Amoralität in unseren Büchern könnten kaum dazu verhelfen, die Wurzeln und die Bedeutung der negativen Erscheinungen besser zu ver-

stehen. Ich fürchte, daß uns gegenwärtig – in einem außerordentlich wichtigen Zeitpunkt im Leben unserer Gesellschaft – viele der von uns geschriebenen Bücher höchst naiv vorkommen, ihr entlarvendes Pathos ist kleinkalibrig, ihre Schurken sind blutarm. Diese literarische Schüchternheit führte Wasser auf die Mühlen der Kräfte des Bösen. Diese waren mit der schüchternen Literatur zufrieden, einer Literatur der Augenwischerei, der Paradebeispiele, der Literatur des Registrierens und der Liebdienerei, einer Literatur, die nichts wagte...

Es geht um die Verantwortung der Literatur, um den Zustand des geistigen und moralischen Lebens der Gesellschaft. Der Verantwortung, wie mir scheint, nicht nur für das Aufzeigen gesunder Kräfte und das Wirken für einen neuen Menschen, sondern auch für die offene fruchtlose Darstellung des Kriminellen und der Kräfte, die unserer Gesellschaft übel wollen. Und es geht um die Analyse, die tiefe Untersuchung der Ursachen des Bösen.

Es gibt eine besondere Spezies literarischer Anpassungskünstler, die sich augenblicklich umstellen können, die als erste auf die Rednerbühne eilen und leidenschaftlich schmähen, wozu noch gestern aufgerufen wurde, dabei zerreißen sie nichts und genieren sich vor niemand. Es gibt die Handwerker, die lustig die neuen Themen beharken, für sie bringen diese Sujets keinen Kummer und Schmerz, sondern vielmehr eine pikante Neuheit. Von ihnen ist aber nicht die Rede, eher davon, wie wichtig es für den künstlerischen Menschen ist, das Geschehen zu durchdenken, jetzt die Bedeutung des Kampfes und der Arbeit der Par-

tei und die neue Arbeitsweise auf unserem Gebiet zu verstehen, die Anforderungen und Ansprüche, die wir uns gegenseitig stellen...

(„Echte und scheinbare Verantwortung“; in: *Literurnaja gasha* No. 7, 12. 2. 86)

VIKTOR ASTAFIEW:

„Wahrheit und Glaubwürdigkeit“ ... wäre es nicht besser und genauer zu sagen: „Wahrheit und Unwahrheit“? Diese Maße muß man benutzen, von den anderen aber muß man sich freimachen. Es haben sich ja bei uns schmerhaft viele Meister der Halbtöne und Halbanspielungen ausgebreitet. Auch für Wörter gibt es bestimmte Kategorien. Und wenn man unzweifelhaft reden will, muß man auch konkret werden... Man diskutiert und streitet über theoretische Fragen, über Wahrheit und Glaubwürdigkeit, wo es doch um unstrittige Dinge geht: Dieses ist wahr, jenes ist unwahr. Und so wälzt sich durch unser riesiges Land eine Menge mittelmäßiger Bücher, halten die Druckereien im Gang, und der Leser verbraucht den Schund... Die Literatur ist heute, wie mir scheint, buchstäblich verwaist, viele haben sich unsicher gefühlt, verspüren eine gewisse Verlegenheit. Und vor den Augen fing es an zu flimmern, als tauchte man in einen Schwarm von Kriebelmücken: „Was ist gefällig?“, „Was wünschen Sie?“, „Mach ich sofort“, „Wird erledigt“... und zog davon, um Schund zu schreiben, Mittelmäßiges, Talentloses. Die Pseudokultur drängte offensichtlich die echte Kultur zurück. Kann man denn da in der gegenwärtigen Situation seine Seelenruhe behalten und olympische Gelassenheit bewahren! Die Gefahr einer solchen Position ist sehr groß.

Wir fangen an, uns an die Spreu zu gewöhnen.“

(In: *Literurnaja gasha*, No. 50, 11. 12. 85; aus einem Beitrag im Rahmen der über Wochen geführten Diskussion zu Fragen der „Zeitgenössischen Prosa: Wahrheit und Glaubwürdigkeit“.)

JEWGENI JEWTUSCHENKO:

„Zwei Zitate. Tolstoj: „Als Motto für die Geschichte würde ich schreiben: ich verheimliche nichts. Um nicht direkt zu lügen, versucht man außerdem nicht negativ zu lügen – man verschweigt etwas“. Stschedrin: „... Ein System des Selbstlobens kann die Ursache für Traumbilder sein, die außerordentlich angenehm sind, aber zugleich zu einem höchst bösen Erwachen führen.“ Die Wahrhaftigkeit ist der Eckstein staatsbürgerlichen Engagements; er wird bis zu dem Punkt erhitzt, daß er die Fußsohlen versengt, doch auf ihm stand und wird stehen die russische Literatur.

Lenin war im Geist der russischen Klassik erzogen. Als das Land die Zerstörungen und der Hunger quälten, hat sich Lenin nicht gescheut, den neuen Sowjetbürokratismus, die kommunistische Aufgeblasenheit zu attackieren, und Majakowski unterstützte er eben wegen des antibürokratischen Gedichts, er stellte die Interessen des ausgehungerten Volkes höher als alles andere und unerschrocken setzte er das Land auf die Schienen der Neuen Ökonomischen Politik. Lenin war die provinzielle Vorsicht fremd, in allem zu bedenken, was die im Ausland befindlichen Fürstinnen vom Schlag Maria Alexejewnas denn alles sagen würden. Lenin hatte begriffen, daß das Nichtverschweigen eine selbstreini-

gende Kraft ist, das Selbstlob aber eine zerstörende. Das heutige, lange ersehnte Streben nach Änderungen zum Besseren im Leben pflanzt in uns tiefe Hoffnungen und die Überzeugung, daß das Selbstlob ein für allemal ausgemerzt wird und das Nichtverschweigen zur Norm staatsbürgerlichen Verhaltens wird. Wir Literaten werden unnütz sein, wenn wir feststellen und lobpreisen, was sich gegenwärtig an gesellschaftlichen Umwandlungen vollzieht als etwas von uns Getrenntes. Wir haben die Pflicht, dabei nicht nur zu helfen, sondern diese auch mit vorzubereiten...

Das Volk, das sich kühn erlaubt, seine eigenen Fehler und Tragödien zu analysieren, schlägt die ideologischen Waffen aus den Händen seiner Feinde, denn es ist geistig unbesiegbar. Nur die Furchtlosigkeit angehiepts des Vergangenen kann eine furchtlose, einzig richtige Lösung der Probleme von heute voranbringen... Die Zeit selbst verlangt die Abschaffung der Schlagbaumpychologie. Zugleich muß das unverbittliche Rotlicht vor dem Pseudoengagement des sich *Selbst-in-den-Schlaf-Wiegens* aufleuchten, des Eigenlobes vor dem großen Haufen der „nichtsnutzigen Verse“, vor den Backsteinen der „nichtsnutzigen Romane“, deren Verfasser sich damit zufrieden geben, daß sie besser als der Nachbar auf dem Treppenaufgang schreiben und dabei vergessen daß im Haus der Literatur, in dem sie ungerechtfertigter Weise angemeldet wurden, ihre unsterblichen Nachbarn Puschkin, Tolstoj, Dostojewski sind... Die Pflicht der Schriftsteller unter dem bösartigen Schatten der Atom bombe ist es, auf das Stöhnen der Häftlinge chilenischer Gefängnisse

zu reagieren, auf das unterdrückte Röcheln in den Ruinen Beiruts, auf die Protestschreie der englischen Frauen, die die Raketenbasis von Greenham Common eingekreist haben, auf die letzten Seufzer der Hungernenden Äthiopiens. Aber die Menschheit beginnt für uns in der Heimat. Und nur das Nichtverbergen und Nichtverschweigen worüber auch immer im eigenen heimatlichen Land gibt uns das moralische Recht der Universalität. Dies ist auch sozialistische Bürgerpflicht.“

(In: *Literaturnaja gazeta*, No. 51, 18. 12. 85; VI. Kongreß des Schriftsterverbands der RSFSR)

VALENTIN RASPUTIN:

„Es ist nicht wahr, daß die Literatur nur Fragen stellt, ohne auf sie zu antworten, obgleich Antworten vielleicht auch nicht nötig sind, denn eine moralische Fragestellung enthält in sich auch eine moralische Antwort darauf, während die Fragestellung ohne Moral schon eine Antwort ohne Moral enthält...“

Eine riesige Sache vollbrachte die Literatur über den Krieg, vielleicht hat sie noch nicht die volle Wahrheit darüber aussprechen können, aber sie hat die Wahrheit über den Menschen im Krieg ausgesagt und die Kraft benannt, die den Soldaten in übermenschlichen und überumenschlichen Prüfungen hielt.

1963 schrieb Tschiwilichin sein ‚Helles Fenster Sibiriens‘ – wie von einer Sturmklappe, die vor einer neuen, bis dahin unerhörten Gefahr fürs Vaterland warnte, denn sie kam nicht von draußen, sondern von drinnen, es begann der Kampf um den Baikalsee. Etwa zur selben Zeit begab sich Sergej Salygin fast allein auf weiter Flur in seinen Kampf gegen den beab-

sichtigten Bau des Kraftwerks am Unterlauf des Flusses Ob, das riesige Flächen von Tiefebenen und Sumpfgebieten im Norden Westsibiriens überflutet hätte. Zur Verteidigung des Baikalsees trat Michail Scholochow bei einem Parteitag auf. Sergej Pawlowitsch Salygin konnte sich durchsetzen. Als Ergebnis von Schriften, Bittgängen, Argumenten war es der Logik des Künstlers und des Wissenschaftlers gelungen, die Haltlosigkeit des Wasserkraftwerkes am unteren Ob zu beweisen und uns die Hoffnung einzuflößen, daß selbstloser Einsatz im Namen des Vaterlandes nicht vergeblich sein muß.

Über viele Jahre haben wir Patenschaften übernommen, und erhalten sie weiterhin aufrecht über die Kraftwerke von Nurek und Sajano-Schuschenskoje, für Kamaz und andere Giganten der Industrie. Kein Zweifel, sie hätten alle auch ohne uns erbaut werden können, aber vielleicht bewirkten die Patenschaften von Zeitschriften und Schriftstellerorganisationen wenigstens den Nutzen, daß sie irgendeines Menschen Seele vor dem Rost aus Beton und Metall schützte. Gegenwärtig – man kann das spüren – wird von uns etwas anderes verlangt. Rußland erwartet von uns, daß wir die Patenschaft über den Baikalsee übernehmen, über die Zedernwälder des Altai und die heilige Erde des russischen Nordens. Und dies darf keine Patenschaft in der kalten und formalen Erfüllung des Wortes sein, sondern eine für Söhne und tätigen Schutz, ohne den wir nicht auskommen...“

Unser Beruf erfordert Mut, und vor allem wird er, wie schon immer, verlangt, wenn der Schriftsteller mit sich allein im Kampf mit sich selbst gelassen ist. Jedes Buch ist ein Sieg

in diesem Kampf. Doch wessen Sieg? Der Sieg des Märtyrers mit der großen Qual um das Wort... – oder der Sieg des Spezialisten für Synonyme? Mut ist der geistige Beitrag des Schriftstellers. Und er setzt sich aus den grundlegenden und lebendigen Begriffen der Heimat in ihrem gesamten historischen Schicksal zusammen.“

(ebenda)

SERGEJ SALYGIN:

„Zwei Hauptprobleme sind im Leben von heute hervorgetreten, im Leben der ganzen Menschheit: das Problem von Krieg und Frieden und das Problem der Ökologie. In dem einen wie dem anderen lautet die Frage gleichermaßen: Sein oder Nichtsein. Und diese ungestüme und verantwortungsgeladene Zeit verbringen wir in Hast, ich würde sagen, in risikanter Hast, wo wir nicht nach Jahrzehnten, nicht nach Jahren und Monaten, nicht einmal nach Stunden, sondern nach Minuten bilanzieren müßten, weil nämlich vielleicht just in diesen Minuten, gerade jetzt, bestimmte Aktionen vollstreckt werden, die einen kolossalen Einfluß auf unsere gesamte Zukunft haben werden.“

Hier wurde bereits vom Problem der Umleitung von Abflüssen geredet. Gestatten Sie mir, als einem ausgebildeten Fachmann für Melioration, mich ein wenig bei dieser Frage aufzuhalten.

Wenn bisher die Rede davon war, den Abfluß im Rahmen eines Flusses mittels einer Dammkaskade herzustellen, so treten wir jetzt in eine qualitativ neue technische Situation ein, wo die Umverteilung von Wasserreserven zwischen den Staubecken vor-

gesehen ist. Und was verspricht sie uns, die neue Situation? Man sagt uns, wir nehmen dem Fluß 7 bis 10 Prozent des jährlichen Abflusses, das ist weniger als seine jährlichen Abweichungen. Aber 7 bis 10 Prozent über 50 Jahre sind bereits 3,5 bis 5 Jahresabflüsse, das ist aber der Umfang, dessen Defizit auf die Regulierung der Meere Einfluß nimmt – des Weißen Meeres und des Karskischen Meeres oder irgend eines andern. Von Spezialisten höre ich sehr oft, die Erörterung technischer Probleme sei nicht unsere Sache, die Sache der Schriftsteller. Aber da liegt ja der Hund begraben. Wenn wir die Natur umwandeln, dann entfernen wir gleichsam den Menschen aus dieser Natur. Wir nehmen dem Menschen seine natürliche und geschichtliche Umgebung, in der er aufwuchs, lebt und arbeitet.“

Die Ingenieure wollen das nicht annehmen. Sie lösen eine rein technische Aufgabe. Wer soll auf die Frage antworten, was mit dem Menschen sein wird, wenn man ihm seine alte hergebrachte Umgebung nimmt, die seines eigenen Hauses, seiner Behausung? Wird die Natur der Menschen erhalten bleiben, wenn wir ihm die Natur selbst wegnehmen? Wessen Frage ist das, auf wen bezieht sie sich? Wer wird auf sie antworten? Vielleicht niemand außer wir alle gemeinsam. Ob schlecht oder gut, doch in der Literatur ist diese Antwort angelegt als ein derzeit nötiges Potential, das wir Humanismus nennen und Teilnahme am Leben.

Heute habe ich mich daran erinnert, daß ich vor 50 Jahren den ersten Aufsatz über Melioration geschrieben habe. Und während dieser ganzen Frist habe ich niemals eine solche Spaltung der Meinungen unter

Wissenschaftlern und Ingenieuren beobachtet, wie sie sich gegenwärtig zum Problem der Umleitung der Abflüsse abzeichnet. Man sagt uns, es wird nichts Besonderes geschehen. Aber womit wird das belegt? Mathematiker untersuchen die dem Projekt zugrunde gelegte Prognose, und die Prognose stellt sich als völlig unzureichend, wissenschaftlich unhaltbar heraus. Aber Projektleiter behaupten, dies hätte keine Bedeutung. Historiker stellen fest, wir würden riesige Kulturwerte einbüßen. Die Antwort: das hat nichts zu bedeuten, wir werden mit all dem fertig werden. Dieselbe Antwort kommt auf die Frage, werden unsere Schwarzerdegürtel bei Bewässerung ihre Fruchtbarkeit beibehalten oder werden sie für immer degradiert sein. Dieselbe Antwort kommt auch auf eine Fülle anderer Fragen, die Ökonomen, Hydrologen, Klimatologen stellen und die auch unsere Öffentlichkeit stellt. Doch es schält sich bei uns eine recht seltsame Situation heraus, wenn wir nicht mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ abwägen, sondern danach messen, wer ‚Ja‘ und wer ‚Nein‘ gesagt hat. Ist das etwa wissenschaftlich? Man muß nochmals unterstreichen, daß wir in ein neues Stadium der Nutzung von Wasserressourcen getreten sind, daß dies ein außerordentlich verantwortungsvoller Augenblick ist, da sich die Technik als sehr grausam herausstellen kann, wenn wir der Technik nicht den Humanismus und die humanitären Kenntnissen beisteilen, unsere Vorstellungen vom Leben. Wenn wir uns heute nicht einschalten in die Erörterung der technischen Probleme, dann erwartet uns wahrscheinlich eine Niederlage. Die Technik in ‚reiner Form‘, eingeführt ohne Rücksicht auf die öffent-

liche Meinung, ist eine furchterregende Erscheinung. Besonders dann, wenn die Rede ist von den Projekten, die die Natur umwandeln. Die Flüsse, von denen wir sprechen, sind Tausende von Jahren so geflossen, wie sie auch heute fließen. Warum die Eile, sie in diesem Augenblick umzuleiten? Warum warten wir nicht noch drei, vier, fünf Jahre und überdenken das ganze in dieser Zeit und wägen das ‚Pro‘ und ‚Contra‘ objektiv ab? Haben etwa die Projektleiter solche Eile, weil sie befürchten, daß man schon in fünf Jahren die Haltlosigkeit ihrer Projekte wird feststellen können?“
(ebenda)

GEORGI TOWSTONOGOW:

„Das Theater ist so angelegt, daß die Vertreter aller seiner wichtigen Teile – der Dramatiker, der Schauspieler, der Regisseur – die Sache aus ihrem Glockenturm betrachten. Wir alle sind Menschen. Für uns sind augenblickliche, bisweilen ziemlich stürmische Reaktionen, die natürliche, zugespitzte Subjektivität der Betrachtung dessen, was wir machen, charakteristisch. Doch heute müssen wir die gemeinsame Sache betrachten – die bestehende Struktur des Theaters in unserem Land, die unechten Elemente, wie man in der Technik zu sagen pflegt, herausnehmen und ersetzen.“

Ich schlage weder Rezepte noch Projekte vor. Überzeugt bin ich von einem: Man muß die Zonen des freien Manövrirens fürs Theater maximal ausweiten. In Finanzen, im Repertoire, bei den kreativen Mitarbeitern. Im letzten Jahrzehnt entwickelte sich die Bewegung in entgegengesetzter Richtung – mit zunehmender Regle-

mentierung in Einzelheiten, mit der Vermehrung von Leuten, die in dieser oder jener Weise auf das Los eines Stücks Einfluß nahmen, das heißt auf unser letztendliches Ergebnis. Das heißt es vollzog sich ein Prozeß der Nivellierung zur Mittelmäßigkeit im Theater, bisweilen auch zu einer bewußten oder unbewußten Nivellierung zu einem Industrieunternehmen. Letzteres ist besonders charakteristisch für Organe der Finanzen und der Planung . . .

Gegenwärtig trägt niemand Verantwortung für die Pleiten des Theaters, für seine kreative und ökonomische Degradierung. Wenn dies zu offenkundig wird, feuert man meistens den Ersten Regisseur oder den Intendanten oder gleich beide zusammen. Doch irgendwer hatte sie angestellt! Und was geschieht mit ihm? Und wo ist die Garantie, daß an die Stelle der Gefeuerten die Richtigen kommen? Wie viele Fälle sind uns bekannt, wo die Stücke eines Dramatikers, die später zum Goldenen Fond unserer Kultur gehörten, eine lange Zeit auf heftige Ablehnung zahlreicher Instanzen des Theaterbetriebs gestoßen sind?!! . . .

Noch niemand hatte man dafür bestraft, daß er nicht rechtzeitig das Werk eines Talents gesehen und unterstützt hatte. Zur Zeit gibt es den ‚Kampf‘ mit einer Reihe und schon nicht mehr sehr junger Talente der Dramatik, die neue Ideen auf die Bühne bringen wollen, die in ihren Stücken neue Schichten des gesellschaftlichen Lebens berühren. In fünf bis zehn Jahren, davon bin ich überzeugt, werden sie geachtete und gleichberechtigte Teilnehmer des Theaterbetriebs sein. Doch kein einziger ihrer heutigen, nicht sehr kompetenten Gegner und virtuosen

Rückversicherer erhält dafür auch nur eine Rüge . . . Wir brauchen eine weitere Demokratisierung des Theaterbetriebs . . . Selbstverständlich gibt es keine zwei gleichen Theater. Es gibt fünfhundert oder sechshundert, wenn man es so sagen will, kollektive Individualitäten. Deshalb muß die STRUKTUR des Theaterbetriebs elastisch sein, fähig, auf ständige Änderungen zu reagieren, die für die szenische Kunst so kennzeichnend sind . . .

Stanislawski hat im Theater die ‚Bühne‘ und das ‚Büro‘ unterschieden. Schmerhaft erfuhr er, wie das letztere über die erste die Oberhand gewann. Der administrative Produktionskomplex des Theaters setzt sich zum Ziel, für die Bühne optimale Bedingungen zu schaffen. Vergessen wir das nicht mitunter? Mir scheint manchmal, daß viele Erlasse, schriftliche und mündliche Anweisungen, Gebote und Verbote nicht für die ‚Bühne‘, sondern für das ‚Büro‘ gedacht sind, für die Sicherung des Arbeitsplanes ihrer zahllosen Mitarbeiter. Unter ‚Büro‘ verstehe ich hier alle Kettenglieder der Leitung des Theaterbetriebs, innerhalb und außerhalb des Theaters . . .

Laßt uns die unwiderlegbare Tatsache anerkennen: Wir haben bei uns eine verdeckte Arbeitslosigkeit der Schauspieler, besonders in den Hauptstädten. Es ist zur bekannten Disproportion zwischen den Abgängen der Theaterhochschulen gekommen – an Schauspielern, Regisseuren und Theaterwissenschaftlern einerseits und der realen Möglichkeit, sie in der Arbeit unterzubringen, für die sie studiert hatten . . . Es gibt nur einen Ausweg – einen ständig wirksamen Mechanismus für die Entstehung neuer Theater zu schaffen . . .

Wir brauchen – strukturelle Änderungen.“
„Überlegungen am Tag der Premiere“, in: *Literaturnaja gazeta*, No. 52, 25. 12. 1985

VALENTIN KATAJEW:

„Beim Nachdenken über die Intelligenz kommt mir ständig Lenin und die Revolution in den Sinn, Lenin ist das Eichmaß der Intelligenz. Er ruft das Bedürfnis hervor, ihn möglichst tief zu begreifen. Mir scheint, ich habe nichts anderes mit dem Schwung und Eifer geschrieben wie das Buch ‚Die kleine Eisentür in der Wand‘ – das Buch über Lenin.

Die Revolution hat der russischen Intelligenz die harte Frage gestellt: Mit wem sein? Mit dem Volk, mit dem Vaterland? Mit ihm alle Schwierigkeiten teilen oder es verlassen und nur an die eigene Rettung denken? Bekanntlich hat ein Teil der alten Intelligenz mit der Revolution gebrochen, sie ist aus Rußland geflohen. Sie hat sie nicht begriffen, nicht gesehen, daß auch die Revolution unter aktivster Teilnahme der Intelligenz vorbereitet wurde. Von ganzen Generationen der Intelligenz ...

Ich erinnere mich jetzt an meine Herbstreise nach Leningrad. Die Reise war herrlich. Eine großartige, schöne Stadt. Aber neben der Schönheit atmet in ihr auch der lebende Schmerz der Erinnerung an den vergangenen Krieg. Leningrad ist ganz in Geschichte getränkt.

Du gehst durch Leningrad wie durch die Erinnerung ... Ich hörte die Rede von M. S. Gorbatschow bei der Begegnung mit den Leningradern. Mit großem Interesse hörte ich mir das an. Er sprach heftig, über die Notwendigkeit einer reinigenden Arbeit in der Gesellschaft, einer Befrei-

ung von Lüge und Bestechung und jeglicher Art dummem Geschwätz. Er redete zugunsten der Integrität, er drückte sich klar, offen und ohne Umschweife aus. In seiner Rede vernahm ich das, was Blok ‚Musik der Revolution‘ genannt hatte ...

Und dann hatte ich das Bedürfnis, die Essays von Blok zu lesen, die er zu Beginn des Jahrhunderts geschrieben hatte – eine ganze Serie von Artikeln unter der allgemeinen Überschrift ‚Rußland und die Revolution‘ ...

Als Kuprin zurückkehrte (wie alle wissen, sind viele den Weg gegangen, haben den Weg in die Heimat gesucht. Und gefunden), spazierten wir durch Moskau. Auf den Straßen gingen Militärs in Reih und Glied, es gingen festlich gekleidete Leute. Es war ein Feiertag. Kuprin war über das Gesehene begeistert und fragte mich aus nach Magnitka, nach anderen Großbauprojekten, nach allem. Er war erstaunt.

– Woher nehmen sie die Kraft und die Mittel?

Sie sind Bolschewiki, Revolutionäre. Sind Arbeiter und Bauern. Sie sind Rußland, das er verlassen hatte, aber in das er zurückkehrte.

Es kehrte Alexej Tolstoj zurück.

... Und Prokoviev kam ...

Nach dem Tod Bunins traf ich dessen Frau. Fragte, warum Iwan Alexejewitsch Bunin nicht in die Heimat zurückkehrte. Sie war verwirrt und schwankte ...

– Im Alter wollte er nicht noch mal seine Lebensweise ändern.

Er hat die Revolution auch nicht angenommen. Das war ein nicht korrigierbarer Fehler des großen russischen Schriftstellers.

Aber Rußland liebte er. Im vergangenen Krieg war er gegen die Deut-

schen, gegen Hitler. Hat sogar die versteckt, die von den Faschisten verfolgt wurden.

Im Herzen war mit dem Vaterland. Eine harte Zeit. Schicksale im Umbruch ...

Ich habe Bloks Essays wieder gelesen, ließ mich in Gedanken in jene für die Jugend so ferne und für mich so brennend nahe Zeit tragen und kehrte erneut in die Gegenwart zurück.

Die Schattierungen der psychischen Verfassung der Gesellschaft ändern sich sehr spürbar. Folgt man ihnen, kannst du dir vorstellen, Welch große Arbeit heute verrichtet wird – eine moralische, reinigende Arbeit.

Die moralische Reinigung der Gesellschaft ist keine akademische Frage. Das ist eine Lebensfrage. Letztlich die Frage der Erhaltung des Friedens auf der Welt. Wir müssen stark sein, um zu leben und den Frieden zu erhalten. Und dafür müssen wir mit der Wahrheit und in der Wahrheit leben ...

Was war denn los, haben die Leute in Ämtern, in Ministerien nicht gesehen und begriffen, daß es bei uns um die Dinge nicht so gut steht, wie sie es darlegten? Die Probleme tauchten nicht gestern und nicht heute auf. Das heißt, die Leute haben uns desinformiert, die man heute von ihren Posten jagt.

Sie haben gelogen.

Sie haben die Wahrheit entstellt.

Als ich auf dem Senatsplatz stand, dachte ich nicht nur an die Dekabristen und an Puschkin; es hat damals auch die Bulgarins ... gegeben, und sie hinterließen auch ihr Erbe – die Liebe zum Denunzieren und Schmähen, zu Neid und Liebdienerei ... So ein Erbe muß man nicht in Archiven aufzutöbern, es ist quickebändig, wie-

viel davon auch in den Schmiedehäden der Revolution verbrannt sein möchte, es ist auch jetzt wieder aufgetaucht ... Wer ist Bulgarin? Der gehorsame Untertan, Denunziant und Verleumder. Er hat die Wahrheit geschickt entstellt, indem er sie sich und seinem Bedarf anpaßte. Gibt es solche Schlaumeier heute nicht?

Sie gibt es. Aber sie können sich geschickt maskieren und dich ziemlich erfolgreich an der Nase herumführen ... Die Aufgabe, Intelligenz in der Gesellschaft anzusammeln, ist meines Erachtens nicht so einfach. Wir müssen uns alle anstrengen, um eine starke Intelligenz zu erhalten. Nicht von ungefähr haben wir sie in die Triade eingefügt, die das Land lenkt, die Arbeiterklasse, die Bauern, die Intelligenz. Die Abnahme der Unterschiede zwischen körperlicher und geistiger Arbeit ist mit dem Ansammeln von Intelligenz verbunden. Es gibt nicht wenig Schwierigkeiten auf diesem Weg.

Vor dem Krieg, in den zwanziger und dreißiger Jahren, führte die Partei den Kampf gegen die Machajewtschina, eine kleinbürgerliche, anarchistische Strömung, die gegenüber der Intelligenz, insbesondere gegenüber der revolutionären Intelligenz eine feindselige Einstellung propagierte: die Intelligenz sei angeblich eine parasitäre Klasse, die monopolhaft über Wissen verfügt und auf Kosten der Arbeit von Arbeitern lebe und ihre künftige Weltherrschaft vorbereite ... Die Verachtung der Intelligenz bremste die Akkumulation von Intelligenz in der Gesellschaft. Es war nicht einfach, derartige Haltungen gegenüber Intellektuellen zu brechen. Ein Nachhall davon ist bis heute zu hören. Da mag einer

mitunter sagen: „Typische intellektuelle Hirngespinstel“ statt sich anzustrengen, tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen. Das ist die Position nicht intelligenter und wenig gebildeter Menschen, selbstzufriedener Bürokraten.

Noch bis heute ist die Meinung im Umlauf, nur wer materielle Güter schaffe, nütze dem Staat. Wer Stiefel steptt.

Ein vulgäres Verständnis von Nutzen.

Pawlow hat keine Stiefel gesteptt.

Welche Bedingungen sind es, die Intelligenz ermutigen und einem Generator des Denkens die Energie verleihen, eine produktive Kraft des Kreativen herzorzubringen? „Intelligenz ist ein lebendiger Begriff“, heißt es bei Katajew, „ein Begriff, der sich in der Zeit entwickelt, feinfühlig und hellhörig auf das sich wandelnde Leben reagiert, auf alle Schattierungen in der geistigen Verfassung der Gesellschaft.“

Wie es scheint, vollzieht sich in allen Sektoren der sowjetischen Gesellschaft dieser Aufbruch, ein Aufbruch zum Mut, die eigene Meinung nicht nur im privaten Kreis auszusprechen. Kritik wird gefordert, nicht die kanalisierte Kritik, die Risiko und Spontaneität unterdrückt, also nicht die Kritik, die sich oben rückversichert glaubt. Das Denunziantentum und das Bestrafen von Kritik werden seit Oktober 1985 strafrechtlich geahndet: Ein neuer Artikel 130 sieht u. a. vor: I. Geldstrafen oder Freiheitsstrafen bis zu drei Jahren für anonyme Briefe u. ä. mit verleumderischem Inhalt; II. Geldstrafen, Entlassungen aus dem Dienst, Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren für Amts- und Funktionsträger, die Personen benachteiligen oder bestrafen, weil diese schriftlich oder mündlich Kritik vorgebracht haben. („Was erwartet den Inkognito-Verleumder und den Unterdrücker von Kritik“, *Literurnaja gasha*, No. 1 v. 1. 1. 86)

(Und die Ankündigung, man werde Fälle veröffentlichen, bleibt nicht nur ein Versprechen: die *Litgasha* vom 3. 2. 86 brachte als Aufmacher auf Seite 1 den Bericht „Wie ging der Zusammenstoß zuende, das ZK-Büro der KP Usbekistans zur Veröffentlichung der *Litgasha*“. Demnach war einem Lehrer der Geschichte, der sich in Briefen über Machtmissbrauch bestimmter Funktionäre an die höchsten Gremien seiner Partei gewandt hatte, eine konstruierte Anzeige wegen Verleumdung zugegangen. Der Lehrer wurde in einem Gerichtsverfahren zu fünf Jahren Strafkolonie verurteilt, den größten Teil der Strafe hatte er absitzen müssen; vorzeitig entlassen wurde er auf Grund einer Veröffentlichung des Falles in der *Literurnaja gasha* vom 18. 9. 85. Mit der vorzeitigen Entlassung aus der Haft wurde der Lehrer auch rehabilitiert. Die Zeitung monierte jedoch, daß die Verantwortlichen noch immer in Amt und

Der große Pawlow war ein unermüdlicher Arbeiter. Lenin hat ihn sehr geschätzt als notwendigen und nützlichen Arbeiter für die Revolution.

Pawlow war ein Generator des Denkens.

Das Denken, das von einem gebildeten, intelligenten Menschen hervorgebracht wird, festigt und entwickelt die eigentliche Grundlage des materiellen Lebens, es bringt das Leben voran . . .

(„Über Intelligenz“, in: *Literurnaja gasha*, No. 1, 1. 1. 1986)

Würden seien. Erst daraufhin erfolgten die Konsequenzen, das ZK-Büro teilte der *Litgasha* mit, daß diejenigen aus Partei und Ämtern entfernt seien und sich zum Teil in Untersuchungshaft befänden, die den Lehrer auf Grund seiner Kritik in die Strafkolonie gebracht hätten – darunter ein ZK-Sekretär und dessen Stellvertreter, ein Staatsanwalt, ein Journalist und Redakteur, die das konstruierte Material der Anzeige in der Presse lanciert hätten; allen in den Fall verwickelten Parteikomitees und Gremien, darunter Redaktionen von Zeitungen und Illustrierten sei der Verweis zugegangen, „bei der Beurteilung von Beschwerdebriefen der Werktätigen äußerste Sorgfalt und Aufmerksamkeit walten zu lassen“.)



Seit Dezember 1981 läuft im Moskauer *Malyj Teatr* das Stück des profiliertesten Dramatikers politischer Stücke, Michail Schatrow: *Tak pobedim* („So werden wir siegen“) lautet der Titel des Dramas, das von den Tagen handelt, da Lenin, selbst in äußerster Anspannung und im Bewußtsein eines baldigen Todes, seiner Mitarbeiterin unter strengster Vertraulichkeit sein Vermächtnis für die Partei diktierte.

Wer in der Zeit der Moskauer Prozesse der 30er Jahre an dieses Testament von Lenin erinnert hätte, wäre ein sicherer Todeskandidat gewesen.

Schatrows Stücke sind immer ausverkauft, die Inszenierung *Tak pobedim* von Jefremow scheint schon jetzt zum klassischen Repertoire zu gehören. Im Gespräch mit dem Kommissar spricht darin der Darsteller Lenins die historischen, authentischen Worte: „Die Wahrheit darf nicht davon abhängen, wem sie dienen wird . . . Niemand in der Welt kann die Kommunisten kompromittieren, wenn sich die Kommunisten nicht selbst kompromittieren. Niemand in der Welt kann den Sieg der Kommunisten aufhalten, wenn die Kommunisten ihm nicht selbst im Weg stehen.“

Schatrows Stück handelt letztlich von der Frage nach der historischen Verantwortung derer, die sehr hohe Ansprüche stellen, es meint auch nicht nur die Ansprüche im ersten sozialistischen Land, es gibt keine Anweisung für gültige Rezepte. Und da sich der Verfasser Schatrow ans historische Vorbild hält, konnte er dem auch keine Rezepte entnehmen...

„Wenn wir die Aufgaben nicht bewältigen, machen wir all das wertlos, was wir um den Preis riesiger Anstrengungen in der Vergangenheit erreicht haben, und komplizieren unsere Zukunft.“ (M. S. Gorbatschow)

Anmerkungen:

Bierbichler, Sepp, sh. *kürbiskern* 4/84, 1/84 und 4/82.

Brender Irmela, sh. *kürbiskern* 1/86 und Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 66 „Stadtgesichter. Aus New York und Warschau“.

Fürst Max, Dieser Brief ist Teil eines 3. – postumus – Bandes von Max Fürst nach „Gefilte Fisch“ und „Talisman Scheherezade“; die Herausgabe ist in Vorbereitung. Sh. *kürbiskern* 2/85.

Hensel Horst, geb. 1947, lebt in Kamen. Zweiter Bildungsweg. Abendstudium der Politischen Wissenschaften in München. Lehrerstudium in Dortmund. Zeitweise 1. Sprecher des Werkkreises. Mitherausgeber „Demokratische Erziehung“, Redaktionsmitglied „päd. extra“. Buchveröffentlichungen: „Werkkreis oder Die Organisierung politischer Literaturarbeit“ (Literaturwissenschaft, 1980); „neun mal schulwetter“ (Pädagogik, 1981); „Aufstiegsversagen“ (Roman, 1984). Arbeitet zur Zeit an einem Roman über Rosa Luxemburg.

Horine Field E., lebt in Radolfzell. Psychotherapeut. Aktiv in der amerikanischen Friedensbewegung in Europa. Siehe Gespräch Horine/Hitzer, *kürbiskern* 2/85.

Jung Werner, sh. *kürbiskern* 1/86, 4/84 und 3/83.

Kelter Jochen, geb. 1946, lebt als freier Schriftsteller und Kritiker auf der Schweizer Seite des Bodensees bei Konstanz. Mitarbeiter des Süddeutschen Rundfunks (SDR), Stuttgart. Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland. Mitglied des Bundesvorstands des Verbands deutscher Schriftsteller (VS), 2. Vorsitzender des VS in Baden-Württemberg. Mitglied der „Schweizer Autoren Gruppe Olten“. Literaturförderpreis New York, 1982; Literaturpreis der Stadt Stuttgart, 1984. Buchveröffentlichungen der letzten Jahre: „Der Sprung aus dem Kopf“ (Prosa und Aufsätze, 1984); „Laura“ (Gedichte, 1984); „Die steinerne Insel“ (Erzählung, 1985); „Kultur am Ende? – Kultur in der Provinz“ (Hrsg., 1985); „Heimatland, verrückte Welt“ (35 politische Glossen, 1986); „Die Ohnmacht der Gefühle – Heimat zwischen Wunsch und Wirklichkeit“ (Hrsg., 1986); „Nachricht aus dem Inneren der Welt“ (Gedichte), erscheint voraussichtlich im Herbst 1986.

Kiwus Wolfgang, geb. 1939 in Celle, aufgewachsen in der VR Polen; seit 1958 in der Bundesrepublik, lebt in Stuttgart. Studierte Musik in Wrocław und Stuttgart, war Mitglied eines Symphonieorchesters und der „Jour-Fix“-Redaktion am SDR/Fernsehen und von 1974 bis 1983 Arbeiter, Vertrauensmann und Betriebsrat in einem Maschinenbaubetrieb. Ist am „Stuttgarter Bundschuh“ beteiligt und mit Manfred Esser Herausgeber der „Edition Künstlerhaus“. Schreibt Essays, Hörspiele und Gedichte. Mitglied des SKKB.

Kluge Karlheinz, sh. *kürbiskern* 3/85.

Marschner Renate, geb. 1953, lebt zwischen Berlin und dem Schweizer Ufer am Bodensee. Studierte Philosophie, Literatur und Kunst in Freiburg, Wien, Tübingen, Heidelberg. Dissertation „Utopie der Möglichkeit. Ästhetische Theorie“ (1981).

Menzler Eckart, geb. 1953 in Bad Hersfeld (Hessen), wurde nach dem Studium von Philosophie und Mathematik Werbeleiter des campus Verlags in Frankfurt/M. Nach einem erstaunlichen Wildwechsel durch die bundesrepublikanische Verlagslandschaft beendete er seine Angestelltenkarriere als Cheflektor des dianus-trikont Buchverlags in München. Er arbeitet seitdem als Antiquar und freier Publizist.

Pollak Peter, geb. 1953, lebt in Bayreuth, Lektor.

Rappenstein Uta, sh. *kürbiskern* 1/85, 2/84 und 1/83.

Rupprecht Imme, lebt in Bergisch Gladbach. Gymnasiallehrerin. Veröffentlichungen: „Thola versuchte sich auf Lisa zu freuen, bei Lisa wußte man nie“ (1981); „Der Himalaya ist eine Frau“ (1982); beide Guhl-Verlag.

Troppmann Artur, lebt in München. Im Juli erscheint im Weltkreis-Verlag das Buch „Der Xaver. Münchner Typen und Originale“.

Stock Wolf, sh. *kürbiskern* 2/85.

Bei Umzug:

Bitte teilen Sie uns umgehend Ihre neue Adresse mit! (Zeitschriften werden von der Post nicht nachgesandt.) Sie ersparen uns dadurch aufwendige Nachforschungsarbeiten und Kosten.



Der Kampf ist mein Leben

Reden und Schriften Mandelas – mit neuem Beiträgen aus dem Gefängnis

Nelson Mandela
Der Kampf ist mein Leben
320 Seiten
19,80 DM

Nelson Mandela



Der Kampf ist mein Leben

**Reden und Schriften Mandelas –
mit neuesten Beiträgen aus dem Gefängnis**

Nelson Mandela
Der Kampf ist mein Leben
320 Seiten
19,80 DM

Ab Mai im Buchhandel erhältlich

F 2484 F

LITERATUR

- Imme Rupprecht: Kunst-Kitzel
- Arthur Troppmann: Erinnerungen
- Max Fürst: Brief an Dieter Claessens
- Eckart Menzler: Das Strickmuster
- Jochen Kelter: Der Rangers Zeit/Tod in Heldenhelm
- Uta Rappenstein: Wir gehen durch das Dorf so wie dämais
- Horst Hensel: Hand in Hand mit Rosa
- Peter Pollak: Das Karussell der Ärsche

KRITIK UND ESSAY

- Karlheinz Kluge: Webmuster in Kaltlicht
- Wolfgang Kiwus: Ein toter Autor sucht einen Verlag
- Werner Jung: Zur Entwicklung von Adam Kuckhoffs ästhetischer Theorie
- Irmela Brender: Über die Verwilderung der Sitten
- Wolf Stock: Phil Marlowes spanischer Bruder. Eine Begegnung mit Manuel Vázquez Montalbán
- Renate Marschner: Gehört uns die ... gehören wir der deutschen Sprache?

KULTUR UND POLITIK

- Sepp Bierbichler: Südafrika-Protest im Münchner Residenztheater – und die Reaktion
- E. Field Horine: Die Mittelamerikapolitik der USA
- Wolfgang Klein/Oskar Neumann: Verteidigung der Kultur 1935–1985
- Friedrich Hitzler: O-Ton Litgaseta. Sowjetische Schriftsteller – Aitmatow, Grenin, Jewtuschenko, Rasputin, Katajew u.a. – vor dem Parteitag. Eine Dokumentation

8,50 DM

Postkarte

Bitte
freimachen

Bitte senden Sie kostenlose Probeexemplare des
kürbiskern (k) bzw. der tendenzen (t) an folgende
Adressen:

1. _____

2. _____

3. _____

4. _____

5. _____

Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co

Hohenzollernstraße 146
8000 München 40

Bestellkarte für kürbiskern und tendenzen

Ich bestelle

- Abonnement kürbiskern DM 32,-
- Studentenabonnement kürbiskern DM 27,-*
- Abonnement tendenzen DM 32,-
- Studentenabonnement tendenzen DM 27,-*
- Doppelabonnement kürbiskern und tendenzen DM 54,-

(* Studien-, Schüler- oder Lehrlingsnachweis erforderlich)

4 Nummern jährlich ab Nr. _____

Gewünschtes Abonnement bitte ankreuzen.

Kündigungen jeweils zum 31. 10. für das nächste Jahr. Nicht gekündigte Abonnements verlängern sich um ein Jahr.

- Hiermit erteile ich – bis auf Widerruf – die Genehmigung zur Abbuchung der Abgebühren von meinem Girokonto.

BLZ _____

Konto-Nr. _____

Name und Sitz des
Kreditinstituts _____

- Ich zahle nach Rechnungserhalt.

Meine Anschrift:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Widerrufsbelehrung. Besteller haben das Recht, ihr Abonnement innerhalb einer Woche beim Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung (Datum des Poststempels) des Widerrufs. Die Kenntnisnahme der Widerrufsbelehrung bestätige ich hiermit durch meine Unterschrift.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ich bin der Werber:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

und möchte als Dankeschön einen Büchergutschein über 30 DM, den ich nach Eingang der Abgebühren beim Damnitz Verlag gegen Bücher aus seinem Programm einlösen kann.

Bitte schicken Sie mir

- das Damnitz-Verlagsprogramm
- ein kostenloses Probeheft der Literaturzeitschrift kürbiskern
- ein kostenloses Probeheft der Kunstszeitschrift tendenzen